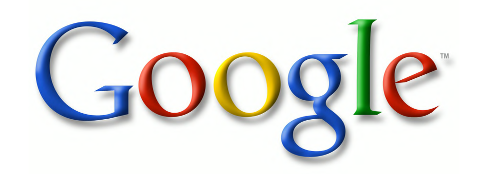






Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's
Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster Theil.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

Seiner Excellenz

dem Königlichen Geheimen Staatsminister

Herrn

D. Karl Friedrich von Beyme,

Ritter des großen Rothen Adlerordens,
des Eisernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

ehrerbietigst

zugeeignet.

Ew. Excellenz

wünschte ich schon längst durch Zueignung einer Schrift es bezeigen zu dürfen, mit welcher tiefen Verehrung und innigdankbaren Anhänglichkeit mein Herz Ihnen verpflichtet und ergeben ist! Ich hatte mir hiefür die Lebensbeschreibung zweier gleichzeitigen, mit und auch wohl wider einander strebenden Staatsmänner ausersehen, des Fürsten von Hardenberg und des Freiherrn vom Stein. Der Name des verehrtesten Mannes, der durch That und Gedanke stets das Rechte, Gute und Schöne gepflegt, und sich in treuester Anhänglichkeit an das bewährte Alte zugleich den freiesten Geistesblick für gedeihliche Entwicklungen der Zukunft offen erhalten hat, würde hier glücklich vorangestanden haben als Zeichen derjenigen Gesinnung und Denkart, denen ich jene Darstellung am meisten zur Aufnahme und zum Urtheil hätte überliefern mögen. Allein der Zeitpunkt für solche Ausarbeitung scheint durch Umstände, deren Erörterung mir nicht obliegt, noch in unbe-

stimmte Ferne gerückt, und das Unternehmen wohl nicht meinen, sondern andern Händen vorbehalten.

Erlauben mir nun Ew. Excellenz, damit ich mein Vorhaben nicht ganz einbüße, in Ermanglung jener Gestalten Ihnen hier andre vorzuführen, welche, zwar sehr verschieden an Gehalt und Richtung, doch mit jenen wenigstens in dem Vorzuge übereinkommen, aus dem Leben der Zeitgenossen geschöpft zu sein, und überall an Miterlebtes und Vaterländisches sich anzureihen. Bringt diese Zueignung Ew. Excellenz auch vielleicht Minderes dar, als das anfangs Gewünschte vielleicht geworden wäre, so darf doch ihre Bedeutung unverändert dieselbe bleiben, und neben der angemessenen Hinweisung auf einen hohen Standpunkt reifen Urtheils zugleich der Ausdruck eines von Verehrung und Dank erfüllten Herzens sein!

Berlin, den 14. März 1826.

Varnhagen von Ense.

Vorwort.

Der Herausgeber dieses Buchs unternimmt hier nicht, dasselbe zu rechtfertigen. Er ist überzeugt, daß Leben und Gehalt genug darin ist, um aus eigner Kraft als eine werthvolle Gabe zu bestehen. Beifall und Zustimmung mögen sich nach der Art, wie die verschiedenen Sinnesweisen berührt werden, in sehr verschiedenem Maß ergeben, oder auch abwenden. Wer kann sie von allen Seiten erlangen, oder nur wünschen? Manchen Tadel, manche Unzufriedenheit möchte man nicht missen, das wohlklingendste Lob oftmals dafür hingeben.

Persönliche Denkwürdigkeiten und vertrauliche Briefe als Lebensbilder öffentlich auszustellen, kommt uns Deutschen noch meistentheils bedenklich vor:

unsre kleinstädtische Aengstlichkeit fürchtet sich, anders als feierlich aufzutreten, obgleich unser bestes und würdigstes Leben dann verborgen bleibt. Sogar hört man von ängstlichen Stimmen schon den Ruf, wir hätten bereits genug, ja schon allzu viel von solchen Mittheilungen! Im Gegentheil. Ist doch kaum erst ein Anfang gemacht! Wir sind noch sehr arm an Kenntniß unsrer nächsten Welt, des uns zunächst vorhergegangenen und zum Theil noch gleichzeitigen Lebens, dessen Betrachtung doch grade dadurch erst reizend und lehrreich wird, daß uns dasselbe von recht vielen Seiten und in den mannigfachsten Bildern vor Augen trete.

In diesem Betreff hat der Inhalt des gegenwärtigen Buches den Vortheil, sich einem schon durch frühere Mittheilungen bekannten und im Ganzen günstig gewürdigten Lebenskreise innigst anzuschließen.

Einer Art verdrießlichen Unmuths mögen wir noch gedenken, der sich gewöhnlich an solche Mittheilungen anhängen will. Es giebt Leute, die gar zu gern, statt andern Tadels, den sie verbeißen, die Unwichtigkeit so mancher der besprochenen

Gegenstände, die Geringfügigkeit so mancher Verhältnisse rügen wollen, an deren ausführlicher Darlegung niemand etwas gelegen sei. Scheint es doch, als hätten wir eine Menge von Lesern, die nur mit den erhabensten und größten Dingen in aller Kürze und Eile bedient zu werden die Gewohnheit und den Anspruch hätten! Sehen wir indeß näher zu, so finden wir das Kleinliche und Unbedeutende grade am meisten in solchen Gemüthern daheim, deren Armseligkeit sich fürchtet, da, wo so manches entfaltet wird, auch ihre Falten aufgelegt zu sehen! Uns kann ihr scheinsames Verschmähen nicht täuschen, ihre zaghafte Scheu nicht hindern. Sie mögen sich damit trösten, daß manche Gestalten und Namen doch keine sind noch werden, wenn sie auch, falls es der Zufall und die Gelegenheit so geben, einem größeren Lebensbilde zur Ausfüllung des Hintergrundes dienen.

Uebrigens ist bei diesen Mittheilungen hier, fürerst sämmtlich von Verstorbenen herrührend und größtentheils auch Verstorbene betreffend, nicht Lob und Tadel beabsichtigt, sondern Bezeichnung und Darstellung, mit allen lehrreichen, fruchtbaren

Ergebnissen, die sich mit jeder Einsicht in wahres Leben stets verbinden, und den an fremdem Dasein geübten Blick für die eigne Erkenntniß und Leitung aufhellen. Daß aber in diesem Buche mehr die Form des Lobes, oder doch der Entschuldigung, als die des Tadels und der Anklage hervortritt, dürfte vielleicht als ein Zeichen gelten, daß jener Zweck nicht ganz verfehlt worden; denn was den Menschen in seinen Eigenschaften und Handlungen erklärend darstellt, muß ihn auch in denselben Maßen entschuldigen, wo nicht rechtfertigen. Der Tadel selbst aber hat mindre Schärfe, wenn weder Eigendünkel noch Schadenfreude sich ihm gesellen. Von beiden wünschen wir, wie uns selbst, unsre Leser frei.

Berlin, den 18. Oktober 1835.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

I.

David Veit.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutsamkeiten, welche sich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darstellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, so wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die scheinbar die reichsten sind, doch nur für gering und armselig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie sehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten scheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollste im Dunkel hält, so gewinnen wir die tröstliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher ist, als ihre jedesmalige Außenseite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren sogar vorauszusetzen, daß neben dem Größten und Besten, welches wir sehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder spät, aus dieser unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen dasselbe hätte gelten können, so bringt

sich uns ein Gefühl heitrer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der seine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforscht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieser Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetsten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weise verbunden, wie sie es selten sind. Die Art der Verbindung nämlich ist eine noch ganz besondre Eigenschaft, wodurch das Verbundene auf eine Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letztern, je einzelner, beschränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menschen verdeckend und erschöpfend sie wirken, desto leichter nehmen sie nach außen Raum und Gestalt. Das Gleichmaß aber, die Zusammenstimmung, der innere Verkehr, Alles, was dem Menschen für sich selbst als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Person für seine nächste Welt am bestimmtesten gilt und wirkt, ist unläugbar von höherem Werthe, als die einseitige Virtuosität, welche so bequem sich nennen und in offene Register einschreiben läßt.

Veit war ein Mensch, der seine Anlagen vollständig entwickelt, sie bis zur höchsten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchst ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieser Bildung, erschöpfte ihn aber keineswegs. Sein philosophisches Denken war kein metaphysisches, schlug aber wie lodernde Flamme sich

um jeden dargebotenen Gegenstand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Überblick für große Gesammtheiten, und bemerkte dabei scharf auch das Kleinste. Sein klarer, fester Verstand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poesie war sein Sinn höchst empfänglich. Geneigt und willig, sich einnehmen zu lassen, staunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er sich doch niemals hinreißen, sondern hielt sich prüfende Besonnenheit und unbestechliches Urtheil frei. Seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse waren in ihm kein todter Vorrath, sondern zu dem regsten Verkehr belebt. Er schrieb vortrefflich, in der Weise der wenigen aber besten unserer Schriftsteller, bei welchen, nach Lessings und Mendelssohns Vorbild, ein heller Verstand andre Gaben nicht ausschließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war sein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, gesprächsweise, immer lichtvoll, sachgemäß, leicht hinstreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber diese schönen Gaben als gemeinsames Band durchschlang und sie zur eigenthümlichsten Erscheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in seinem Wesen wurzelnde Laune des Witzes, des Scherzes, die in seinem Darstellungs- und Nachahmungstalent als possenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in seinen strengen Gedankenfolgen und Geistesübungen als heitre Ironie mitging. Was er schrieb und sprach, sein Auftreten, sein geselliger Verkehr, sein ärztliches Handeln, der

Ausdruck seiner Empfindung, alles gehörte dieser gemeinsamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdischen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilslose, allgemein geistige Richtung. Theils in seiner Vaterstadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Universität Göttingen, besuchte dann Jena, wurde in Halle Doctor der Arzneiwissenschaft, und machte darauf mit Abraham Mendelssohn eine Reise nach Paris, wo er ansehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und insonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simonisten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wissenschaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Uebersetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigne. Zufällige Umstände bestimmten ihn, sich in Hamburg niederzulassen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, trotz des Vorurtheils gegen seine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edlen, geistvollen und einflußreichen Kreise von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. s. w. wurde er höchlich geschätzt und gesucht. Hierin allein schon ist das ganze Verhältniß Veits in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in seiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigste Weltverbindung und Gastfreundschaft vorzüglich dem geistigen Leben mit schönem Sinn gewidmet war.

Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn sehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorlesungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufsätze, meist augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal scharfgeistige Theaterkritik, gab er, wie einst Justus Möser, anspruchslos den Tagesblättern hin, wo sich die meisten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meisterstücke darunter. Bei dem Doctorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigne Schrift zu Ehren des herrlichen Greises, dessen Verdienste er schön und würdig dargestellt hat. In späteren Jahren mußte die litterarische Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, sie wurde von dieser endlich ganz erstickt. Während der Herrschaft der Franzosen in Hamburg wurde Veit, als der französischen Sprache vollkommen Meister, mit neuen Obliegenheiten beschwert. In den harten Bedrängnissen seiner Mitbürger hielt er muthig aus; sein eifriger Besuch der französischen Krankenhäuser während der russischen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angesteckt, wurde er in seinem Berufe dahingerafft, und starb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältnissen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leisten möglich gewesen wäre. Um dies zu ermessen, muß man sich ihn an eine Universität versetzt

vorstellen, als mündlichen Lehrer, als wissenschaftlichen Forscher und Darsteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu schriftlichen Arbeiten. Er würde, davon sind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in solcher Laufbahn bald den Ersten und Berühmtesten beizuzählen gewesen sein. Litterarisch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht gesagt werden, daß er seinen Beruf versäumt habe, sein Werth bestand für ihn und Andere in vollem Dasein, aber die Ausbreitung seines Verdienstes vor der Welt, die Rückwirkung solchen Erfolgs auf ihn selbst, diese bleiben versagt.

Sein Briefwechsel mit Rahel ist noch größtentheils vorhanden, und ein schönes Denkmal edlen Umgangs zwischen zwei jungen Personen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geistigen Streben beruht. Einige Briefe von Veit mögen dies näher darlegen.

1.

Gotha, den 20. März 1793, Morgens um 2 Uhr.

Ich hätte Ihnen schon in Weimar schreiben mögen; allein wir eilten zu sehr, und mußten schnell über Erfurt hieher, wo ich in einem sehr schönen Gasthofe äußerst bequem sitze.

Ich habe sie wirklich Alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder.

Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während dem Umkleiden die herzoglich rudolstädtische Familie, zierliche Prinzen und einige Prinzessinnen, davon die eine passirt, in denselben Gasthof ankommen.

Aus Furcht, er würde nun bei Hof erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit, die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem Lohnlakai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge, zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinauf geführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemählde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir

zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch im Vorzimmer waren, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Bruder Salomon Veit kennen, so haben Sie die Aehnlichkeit der Figur; aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geschnitten, als dort.

In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seines Aufenthalts in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanken, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Im Ganzen ist das Gemählde wohl getroffen; aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie

würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar kahl abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorn glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Ueberrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch); eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge, und — vermuthlich Beinkleider, der Ueberrock bedeckte sie; gewöhnliche Stiefel. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zu kam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er meinen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, so greift er die Sachen immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen

kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben." Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, sprach aber von keiner Parthei mit Entschiedenheit; jedoch immer überaus natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte, suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen hieß er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe rings umher; ein völliges Quadrat, zwei Mahagonitische, ein Spiegel, sechs Rohrstühle, weiß, mit grün- und weiß-gestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe mein Onkel als dessen Schwiegersohn genannt war. Ueberhaupt haben wir keinen litterarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muthe ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch viel wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. (Ich sehe eben die doppelten „hätte"; ich bin von vielen Nachtwachen und von dem Amüsement, das jetzt mein Geschäft ist und sehr glücklich durchgesetzt wird, ganz wüst im Kopfe.)

Mit dem Theater muß es traurig aussehen; der Geschmack des Publikums für Operetten geht so weit, daß Lust- und Trauerspiele wenig besucht und gegeben werden. Das Orchester wird gerühmt; ein vorzüglicher Sänger ist der Benda, den wir in Berlin verabschiedet haben. Indessen wird er sich wohl auch aus Weimar bald entfernen müssen;

das Publikum will nicht recht Geschmack an ihm finden. Der erste Sänger, dessen Namen ich nicht weiß, hat mit seiner Frau, die Sängerin ist, wöchentlich sechzehn Thaler Gage. Das Theater ist sehr klein. Dittersdorf wird häufig gegeben. Wieland versäumt Operetten niemals, so oft er auch eine noch so schlechte gesehen haben mag; Goethe selten; beim Theater ist Goethe just das, was Engel in Berlin, und soll zu seiner Verbesserung schon viel beigetragen haben. Der Schauspieler Beck, den ich in Weimar bei seiner Durchreise sprach, macht mir von der Frankfurter Truppe recht gute Hoffnung, aber keine gute Erwartung.

Goethe hat jetzt keine juristischen Geschäfte mehr; als Amt hat er das Departement der Gnadenerzeigungen (kein erfundener, sondern der wirkliche Name) sich selbst gewählt. Den von ihm angelegten Park, den er noch immer weiter ausführt, und mit dem er, laut des Herzogs Vollmacht, auch in dessen Abwesenheit machen kann, was er will, müssen Sie sehen. Die angenehme Lage Weimars und die schönen Gegenden rings umher müssen Sie sehen. Die außerordentliche Gegend bei Naumburg und Weißenfels, wo acht bis zehn Meilen hinter Leipzig schon viele Wiesen grünen und wie mitten im Sommer sind, müssen Sie sehen. Ich kann keine Gegend beschreiben; ich kann überhaupt nichts Ganzes durch die theilweise Schilderung so darstellen, daß sich der Leser oder Zuhörer, wenn er ausgelesen oder gehört hat, einen Begriff von dem Eindrucke des Ganzen machen könnte. Wenn Sie aber diese Gegenden sähen, so würden Sie gewiß nach Italien reisen wollen; Sie dürfen nur bedenken, daß Goethe hier wohnt, und die schönere Natur dort aufsucht.

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe; die mittleren Stände nennen ihn den

Genius des Orts, diese Benennung läßt auf Kraftgeniemäßigkeit schließen; doch habe ich einige dem Anscheine nach nicht ungeschickte und von Pedanterie freie junge Leute gesprochen. Es dürfte freilich schwer halten, in Weimar ein Pedant zu bleiben. In Weimar möcht' ich wohl eine geraume Zeit hindurch — ein Fremder sein.

Die Vulpius (Goethens Geliebte) ist sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre alt, nicht hübsch (ich selbst habe sie nicht gesehen), ihm zur linken Hand angetraut, kommt nie in sein Haus. Er besucht sie nicht täglich, indessen soll sie noch viel Einfluß auf ihn haben. Länger als zwei bis drei Stunden ist er nie bei ihr. Das Antrauen war die Folge des jungen Goethe, der jetzt im dritten Jahre sein soll. Er unterstützt die ganze Familie, schafft dem Bruder, der Schriftsteller ist, Verleger u. s. w.

Zur Cour kommt Goethe freilich; aber wenn der hohe Adel bei dem Herzog speist, kann er nicht zur Tafel gezogen werden. Diesen hohen Adel habe ich gestern bei der Herzogin in einem Saale speisen sehen, über welchen eine Galerie für die Zuschauer erbaut ist.

In den herzoglichen Park hat Goethe unter andern sehr viele ausländische Pflanzen hingesetzt, damit ihm das Studium der Botanik nicht allzu kostbar werde. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wissen alle keinen, mit dem er sehr genau umginge.

Ainsi soit-il! Ich bin sehr müde, und will Wieland auf ein andermal verschieben. Eher aber schreibe ich nicht wieder, als bis Sie mir in einem tant soit kleinen Briefchen angezeigt haben, in wie fern Sie aus meiner Beschreibung klug geworden? Wie viel Sie davon glauben? Ob ich so fortfahren soll? u. s. w. Ich wünschte wirklich sehr, daß Sie mir aufrichtig sagten, wie viel Sie mir glauben, und sich bemühten, mir einen Menschen zu nennen, mit welchem

Goethe nach Ihren jetzigen Ideen Aehnlichkeit haben müßte. Die beiden Aehnlichkeiten (mit Fleck und der B.) würden Ihnen lächerlich vorkommen, wenn Sie ihn sehen sollten.

Die Reise nach dem Rhein ist wirklich einem Jeden anzurathen, der nicht die höchste Moralität als den letzten Endzweck, sondern das Vergnügen für die Bestimmung des Menschen hält.

Der Ihrige

J. D. Veit.

Ich war während dieses ganzen Briefes so verwirrt und voll im Kopfe, daß Sie mir alles glauben können; ich hatte gerade so viel Kraft, als man zu einer Wahrheit braucht, die man aus Schwäche sagt.

Von Wieland weiß ich, wie von Goethe, Kleidung u. s. w. alles haarklein, und werde nichts vergessen. Die Postpferde kommen endlich.

Beck spricht von Fleck mit großer Hochachtung, und sagt, er wäre der beste Otto von Wittelsbach, den er jemals gesehen habe.

Von Wieland kann ich Ihnen auch noch etwas sagen. Wir waren mehr als eine halbe Stunde da: Revolution, Geschäfte, Merkur u. s. w. waren die Gegenstände des Gesprächs. Er hat uns versprochen, nichts mehr über Revolution zu schreiben; das Gespräch war ganz so, wie Sie es vermuthen; ich dachte mir's auch nicht anders. Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn mit einer Platte, wenig Augenbraunen, kleine bläuliche, ein wenig entzündete, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt. Das Profil ist überhaupt recht interessant; en face kann man ihn höchstens für ein gleichgültiges Alltagsgesicht passiren lassen. Figur, mittlerer Höhe, auffallend mager. Kleidung, braungestreifter tuchener Rock mit durchbrochenen Stahlknöpfen, sammtene moderne Weste, graugestreifte man=

chesterne Beinkleider, Escarpins, keine üblen Schnallen, schrecklich weiß gepudert, die Locken hoch und gebrannt, Haarbeutel. Er war zur Komödie angezogen; völlige Hofrathsmiene und Aussehen; sprach viel von gelehrten Sachen, freute sich sehr, Mendelssohns Schwiegersohn gesehen zu haben, hatte schon von Mehreren zu seinem außerordentlichen Vergnügen gehört, daß Mendelssohn seine Sachen gut gefunden habe u. s. w. Er habe den Endzweck gehabt, beide Partheien bei diesen jetzigen Neuerungen durch sein Dazwischentreten im Merkur mit einander zu versöhnen; er wisse freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indessen dienten sie doch dazu, dem verständigen Leser Vergnügen zu machen. Und so berührte er immerfort fast alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Resultat, das einer von uns zog, und schränkte es bald darauf wieder ein.

Wenn Sie Herder aus seinen Schriften kennen, so darf ich Ihnen gar nichts sagen, und kennen Sie ihn nicht, so darf ich Ihnen gewiß nichts sagen. Noch hat kein Mensch meinen Vorurtheilen ein so großes Compliment gemacht, als Herder. — —

Veit.

2.

Göttingen, den 24. December 1793.

Ich räche mich, und schreibe bald. Wir haben vierzehn Tage Weihnachtsferien, und ich kann nun schreiben, so viel und so langsam ich nur will; an Zeit fehlt es mir nicht.

Es ist wahr, daß mein letzter Brief in Eil geschrieben war, aber es ist auch zu bedenken, daß ich ganze Seiten voll Ausrufungen, oder kahler „Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht, das ist mir von mancher Seite neu, und von allen wahr; über jenes denke ich vollkommen eben so," u. s. w.

hinunterleiern müßte, wenn ich nicht Vieles in Ihren Briefen mit Stillschweigen überginge. Was ich mit Stillschweigen übergehe, das hat mir gewiß ganz eingeleuchtet; wann hätte ich vergessen, Sie zu fragen, wo mir eine Frage übrig war? und was ich in einem Gespräch, wie die unsrigen waren, wo eine Idee die hundertste jagte, und Gedanken und Worte nicht hastig genug rollen konnten, was ich da nicht unterlassen, das sollte ich in einem Briefwechsel unterlassen, wo ich nicht Anstrengung, nicht mühsames Folgen brauche, weil ich die Briefe vor mir habe? — Urtheilen Sie nicht also von Ihrem Knecht — Freilich, auch das ist wahr, ich lasse manches zurück, weil ich etwas Neues anfangen will, und wenn Sie einmal — wovor die Götter Sie bewahren mögen! — im Antworten nachlässig würden, so nehme ich alle Ihre Briefe vom ersten bis zum letzten wieder vor und beantworte sie alle noch einmal, und kein Brief soll einem vorhergegangenen ähnlich sehen.

Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, Ihnen harte Vorwürfe zu machen; seit gestern, da ich Ihren ausführlichen Brief erhielt, bin ich so sehr zur Gelindigkeit geneigt, und so ganz versöhnt, daß ich mir selbst Vorwürfe machte, wenn ich Ihnen nicht erzählte, daß Sie allein alles wieder gut machen können, was Sie verderben. Ich würde Ihr langes Stillschweigen (vier Posttage waren es) gar nicht erwähnen, wenn ich nicht an die Zukunft dächte. Also bloß historisch: Sie haben mir die ersten recht unangenehmen Stunden und Tage in Göttingen gemacht; ich vermuthete Sie krank; endlich glaubte ich Sie hätten mir etwas — ich wußte selbst nicht was — so übel genommen, daß Sie mir, Gott weiß wann und wie, antworten würden. (Ich bin es mir schuldig, Ihnen das alles zu sagen.) Ihr letzter Brief hat mich ganz beschämt; es giebt bei Gott! kein Verhältniß in der Welt, unter welchem man prätendiren kann, solche Briefe zu erhalten (von denen verstehet sich's, die solche Briefe

schreiben können), aber noch weit weniger kann es ein Verhältniß geben, unter welchem man nicht die süße Pflicht hätte, sich für solche Briefe ausdrücklich zu bedanken, und, im Fall der Noth, vieles zu ertragen, für ein so großes Geschenk. Und wie kann ich mich anders bedanken — thun kann ich ja nichts für Sie, liebe Rahel — als wenn ich umständlich und mit aller mir möglichen Richtigkeit antworte! — Für die Zukunft folgt aus allen diesen Aeußerungen die Regel: daß ich, besonders bei Ihrer jetzigen blühenden Gesundheit (die Sie durch Diät wohl erhalten können; heftige Bewegungen, Tanzen u. s. w. halte ich Ihnen eher für zuträglich, als schädlich) und, bei manchen andern Wahrnehmungen, Sie nicht mehr für krank oder böse halte (das Letztere war ohnehin mehr entstanden, um mir das Erstere auszureden, und zum Theil aus großer Furcht, nicht vor Ihnen, nur vor Ihrem Bösesein selbst und den darin liegenden und daraus entspringenden Veränderungen), wenn Sie mich warten lassen, daß ich vorzüglich während dem Karnewal gar keine großen Ansprüche mache, daß Sie mir aber glauben, wenn ich den Briefwechsel mit Ihnen mir für so toll und rasend nothwendig halte, daß ich mich, um ihn zu unterhalten, über manche Regel des Schicklichen, über manche Vorschrift der ächten und wichtigen Art Delikatesse wegsetzen würde, daß es bei Gott! nicht von Ihnen abhängen soll, ihn zu unterbrechen; ich antworte Ihnen jedesmal mit der schrecklichsten Pünktlichkeit; von nun an und immer! Also noch Einmal: Sie geniren Sich nicht im mindesten, sonst kränken Sie mich wahrhaft, und verderben mir mein schönstes Vergnügen, und bedenken nur das Sprüchwort: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Nun wissen Sie, wie ich's meine und wir sind auf's Reine. — Eine Bemerkung habe ich bei dieser Gelegenheit gemacht, über den Eigennutz der Menschen. Wer eine Person, die ihn interessirt, krank, nur nicht gefährlich, oder, eigentlich böse

mit sich machen müßte; was würde der wählen? ich weiß es.

Nun fange ich erst an.

Während der Ferien hatte ich wohl ziemlich Zeit gehabt, für Sie zu übersetzen; jetzt habe ich das Buch nicht mehr bei der Hand, und weiß nicht ob Sie es lesen.

Für die Karakterschilderung des Herrn von B. danke ich Ihnen recht sehr; es wird mir jetzt manches begreiflicher, ich war oft neugierig auf sein Wesen, und doch selten begierig mir die Mühe der nähern Bekanntschaft mit seinem Geiste und seiner Denkungsart zu geben; Sie wissen, wie sehr mir das Mühe macht; auf die Talente der Menschen lerne ich mich leicht verstehen, aber bis ich komplizirte Eigenschaften kennen lerne, und mir Handlungen richtig zu erklären weiß, das dauert impertinent lange. Hierin können Sie mir ungemein nützlich sein, so wie Sie mir es auch schon waren. Ich weiß, es ennuyirt Sie nicht, Ihre Urtheile über Menschen hinzuschreiben, denn so geordnet sie auch in Ihnen liegen mögen, so müssen Sie sich doch freuen, wenn Sie auf dem Papier die überzeugende Probe Ihrer richtigen Vorstellungen stehen sehen. Auch liebe ich Ihre Art, dergleichen Dinge hinzuwerfen, am meisten ist es eigentlich gar keine Art, es sind Resultate mit den Gründen durcheinander geworfen, und das ist mir eben recht. — Aber warum machen Sie nicht größere Prätenzionen? warum sagen Sie nicht dem oder jenem, wenn ihm auch von selbst nicht einfällt, Ihnen nach seinen Kräften zu dienen: „Thun Sie mir das, verschaffen Sie mir jenes, ich muß es haben.“ Sind Sie dazu zu wenig Frauenzimmer, oder zu sehr Frauenzimmer? oder zu ganz — ein edler Mensch? Oder verstünden Sie die Kunst nicht, sich alle Sachen zu Nutze zu machen, und viele, viele Menschen als Sachen anzusehen? das wäre neu. (Eben läßt sich jemand in meiner Stube frisiren, und ich schreibe meinen Brief; aber der Tisch woran

ich sitze, ist ein Sekretair, ist kein getäfelter Tisch, es herrscht keine künstliche Unordnung von Büchern darauf, ich schreie nicht Gewalt, wenn mir jemand ein Buch von der Stelle nimmt, und habe das Dintfaß in keiner Schublade stehen. Apropos, wer macht die Kouverte zu Ihren Briefen? Sie sehen manchmal lustig aus. Wohl Sie selbst? Arme Rahel!)

Ueber die Lessinge denken wir so ganz einstimmig, daß ich nicht das Mindeste hinzuzusetzen weiß. Wegen Mendelssohn erwähne ich nur noch: daß die Fabel „die seltenen Menschen" aus dem Lichtwehr ist, die Anwendung auf Lessing's Liebe zum Spiel gehört ihm. Allerdings hat Mendelssohn orientalische Tournüre, nur vergessen Sie nicht, daß er diese Tournüre aus guten Gründen beibehalten, vielleicht affektirt hat. Er wollte zeigen, daß ein Jude mit dem Geist seiner Väter, und ganz nach dem Muster des Orients gebildet, die höchste Freiheit erreichen kann; er wollte durch sein Beispiel zeigen, was der Jude als Christ und Jude leistet; er hat sich immer bemühet, zwischen beiden Partheien durchzuschwimmen, und manchmal steht freilich auch dem geübtesten Schwimmer die Arbeit der Hände nicht an, und der Angstschweiß auf der Stirn. Wie viel Lob und Tadel in diesem Urtheil liegt, darf ich Ihnen nicht erst noch auseinandersetzen.

Eine meinem Sinne sehr anpassende Bemerkung in Ihrem Briefe will ich deutlicher zu machen suchen. Ein großer Mann, dünkt mich, kann über die Vorurtheile seines Zeitalters hinaus, aber nicht über die Manier des Zeitalters (Art sich die Sachen deutlich zu machen). Diese Vorurtheile, und das Kämpfen dagegen haben ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, und wir finden nun ekelhafte Weitläufigkeit, wo seine Zeitgenossen über gedrängte Kürze klagten. Von dieser Art sind alle große Männer, welche der Zeit vorhergehen; Luther, Lessing. Ein großer

Mann, der am Ende eines Jahrhunderts stehet, sammelt alles, was er vorfindet, hat einen Schatz von Ideen, den er vor seinem Publikum nicht einzeln auskramen darf, muß mit wenig Worten viel Ideen vereinigen und veranlassen. Dieser Vorrath von Gedanken erzeugt nothwendig Betrachtungen, die sich über das Allgemeine verbreiten, nachdem sie sich über jede besondre Art erstreckt haben, und bilden in dem Manne eine Uebersicht des Ganzen, die, mit seiner eignen Vorstellungsart verknüpft, zur höchsten Originalität wird, in der gleichwohl ein jeder von den vorurtheils- und gedankenlosen, ruhigen, schlaffen und seichten Zeitgenossen sein eignes Selbst wiederfindet. Ein solcher Mann kennt alle Menschenklassen, vermag was er will, denkt die vereinigten Gedanken aller Vernünftigen vor ihm, und, weil diese Gedanken ihm allein zur Fertigkeit haben werden können, so empfindet er vorzüglich eigenthümlich, und erfindet eine neue Manier (im obigen Sinn), vollendet Manchen, und bereitet Viele vor; Goethe.

Ueber ihr Alter können wenige hinaus; der nämliche Wundermensch zu achtzehn Jahren erstaunt zu vierundzwanzig über die Thorheiten seiner Jugend, die das können, bleiben auf einer andern Seite darunter; von seinem Alter darf ein Mensch sich nicht entfernen, er verliert zu viel dabei. O was ist man alles, wenn man in jedem Alter das alles ist, was man in diesem Alter sein kann!

Von seinem Geschlecht muß man sich durch reines Denken auf eine Weile trennen können, um dann wieder in der gänzlichen Hingebung alle, alle Vortheile seines Geschlechts durch die größere Kühnheit doppelt stark empfinden, und mit sich verweben zu können.

(Ich finde daß diese Stelle sehr poetisch klingt, und nichts zu sagen scheint. Eigentlich meine ich damit, daß ein jedes Geschlecht, um das andre kennen zu lernen, sich

von dem seinigen auf eine Weile trennen muß. Dieses Kennenlernen des andern bringt dann erst das über sein Geschlecht hinaus urtheilen hervor, und alle die großen Vortheile u. s. w.)

Der Stand macht schüchtern oder frei in den Bewegungen des Körpers und der Seele. Der Umgang mit allen Ständen erzeugt einen neuen Stand, in den ich mich gern einmal registriren ließe.

Aber wie will ein Mensch von seinem Temperament weg? — Wo man schnell handelt, wonach handelt man denn da? Wovon hängt es ab, ob ich die Dinge so oder so nehme, mehr fürchte oder mehr hoffe? u. s. w. Warum hat Egmont sterben, Oranien sich retten müssen? Sie wissen, wie ungern ich dergleichen Dinge gestehe. Lachen Sie mich nicht aus! — Bin ich nicht aufrichtig?

Was sagen Sie dazu? Ich habe mir mit zweien in meinem Hause wohnenden Studenten zusammen Goethe's Werke gekauft, und finde sie recht hübsch. (Das ist die wahre Malice.) Ach, auf Wieland wird doch Ihr Bruder Markus pränumerirt haben, oder in aller Eil es noch thun? alle seine Werke binnen sechs Jahren, für sechzehn Thaler, ist sehr wohlfeil; alle Abhandlungen, die er jemals geschrieben hat, und neue Sachen dazu, alles verbessert! Je vous en prie, reden Sie zu, oder pränumeriren selbst. Man bezahlt halbjährlich zwei Thaler und bekommt Ostern die ersten fünf Bände. Sie können auch die große Ausgabe mit Kupfern für dreihundert Thaler haben; comme il vous plaira, ich habe pränumerirt; denken Sie, hier in Göttingen haben nur zwanzig Menschen pränumerirt.

Daß Sie sich jetzt so sehr amüsiren, ist mir überaus lieb; Sie müssen alles sehen; fange ich doch an. Es ist möglich, daß wir zu gleicher Zeit in der Oper und Redoute sind; ich reise vielleicht künftige Woche nach Kassel (wenn ich zurückkomme, kann ich noch nicht einmal Antwort auf die-

sen Brief haben). Daß ich die Marchetti nie gesehen habe, thut mir doch leid. — —

Ihr Mißtrauen gegen sich selbst, und Ihre Begierde, viel zu lernen, fließen, glaube ich, beide aus Einer Quelle. Es fehlt Ihnen zu sehr an Menschen, die Ihnen genügen; Ihre Gedanken finden keine Bestätigung, keine Modifikationen durch die Gedanken Anderer. Ihren Urtheilen setzt man meistens Geschwätz, und, wo es hoch kommt, flüchtige Bemerkungen entgegen. Das muß freilich auf die Gedanken bringen, Liebe, daß Ihren Ideen wenig Reelles in vielen Fällen zum Grunde liegt, daß sie meist durch Ihre eigenthümliche, für keinen Andern gültige Vorstellungsart gelten, und so suchen Sie dann zugleich in der Ausbreitung Ihres Wissens, worin Sie mehr sympathisirende Menschen finden werden, den Trost, welchen Sie in der Stärke des Denkens vergebens suchen. Das ist ein großes Unglück! ein Unglück woran ich gleichfalls darniederliege. Ich kenne hier keinen Menschen von großem Werth für mich; ich bin dahin gebracht, die Menschen durch Narrenspossen und Witz zum Lachen zu bewegen, und dann lache ich mit. Zum Theil meine ich diese Narrenspossen recht ernst, d. h. ich begehe sie aus wirklicher Lustigkeit, denn ich bin beständig so munter und ausgelassen, daß alle Menschen, die mich kennen, behaupten, ich könne durchaus nicht verdrießlich sein; gesund bin ich eben nicht übertrieben; meine schwache Brust macht mir viel zu schaffen. Ich mache mir aber nichts daraus, sur mon honneur! — Dieser Mangel an Menschen hat weiter keinen schädlichen Einfluß auf mich, als daß er mich zurückhaltender macht, denn ich muß immer fürchten, wenn ich über eine Sache ernsthaft rede, in meine Meinung verliebt zu werden, da man mir so wenig Gründe, sogar keine, entgegensetzt, und doch prätendire ich viel; ich weiß nicht, woher das kommt, aber je älter ich werde, jemehr prätendire ich von den Menschen. — Darum bin ich eigent-

lich so erpicht auf unsre Korrespondenz, und bitte Sie in jedem Briefe das Heil meiner Seele bedenken zu wollen. Ich lasse es gewiß von meiner Seite an nichts fehlen, weder an Aufrichtigkeit, noch — wenn es einmal darauf ankommen sollte — an Mühe, um Ihnen meine Briefe, so viel mir nur möglich ist, angenehm zu machen. Sie wissen nicht, was es heißt, wenn man auch noch so munter ist, und manches entbehren, und anderes immer bei sich haben, gelernt hat: in Göttingen sein!

Ich bin zu einem Beweise der größtmöglichen Aufrichtigkeit von Ihnen selbst aufgefordert, und unter Drohungen und Bitten aufgefordert. Die Drohungen waren überflüssig, ich weiß es, Gott sei Dank, von selbst, daß Sie, Gott sei Dank! Verstellung von Aufrichtigkeit unterscheiden können, und halbwahre Geständnisse von nichts-verschweigender Offenherzigkeit, aber die Bitten waren höchst nöthig, sonst hätte ich mich kaum bewegen lassen, die Sache ernsthaft zu nehmen, und mir selbst so viel edles Wesen zuzutrauen, als ich nun in mir entdecke, da ich überzeugt sein kann, daß ich Ihnen in so viel Jahren nichts gesagt oder zu verstehen gegeben habe, was Ihnen hundert Andre gewiß auf das Haarkleinste gesagt oder zu verstehen gegeben haben, die nicht durch den tausendsten Theil der Gründe, der Empfindungen, dazu berechtigt waren. Aber „Gott lohnt Gutes hier gethan, auch hier noch.“ Jetzt werden Sie mir glauben, was Sie nicht leicht einem Menschen glauben würden, und so ist jede edle That zu meinem großen Glück — was sagen Sie zu dieser Vielseitigkeit, ich nenne das — Glück? — eine eigennützige That. Nein, liebe Rahel, ich zähle Sie nicht zu den Bing's. Mich dünkt, ich habe mich Ihnen über Bing ganz deutlich gemacht, und nun begreife ich Ihre Frage nicht. Habe ich durch Bing's Vermittlung, durch seine eigne vorsätzliche Handlung etwas gelernt? Durch und an ihm wohl, aber von ihm nichts. Doch

von dieser Seite darf ich die Frage nicht erst beantworten. So viel sage ich Ihnen im Kurzen, und Ihnen mehr zu sagen wäre sogar in einem Briefe unanständig: ich kenne keinen Menschen, der mich sehr und dauerhaft kränken würde (diesen Ausdruck brauche ich nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten), wenn er sein Verhältniß mit mir änderte. Dem Himmel sei Dank! ich bin allenfalls ein Mensch für mich; aber wenn Ihnen das einmal einfallen sollte — nur ein Einfall könnte Sie dazu bewegen; — so wäre das ein Umstand, woran ich nach meinem alten Grundsatz jetzt nicht denke, weil ich mich nicht darauf gefaßt machen kann. (Ich habe Ihnen etwas von der Art schreiben müssen, weil Merkmale in solchen Fällen bessere Antworten abgeben, als Beschreibungen.) Ferner wäre ich im Stande, Ihnen alle meine Fehler und Schwächen und Lächerlichkeiten gerade heraus zu sagen, und in allen Fällen zu gestehen. Sollten Sie glauben, daß mir das überhaupt nicht viel Mühe kostet, — ein Glaube, wozu Sie Veranlassung haben, wie ich weiß, — so irren Sie, auf Ehre! Für höchst unpartheiisch habe ich Sie immer erkannt; nur glaubte ich manchmal, daß Sie auf einige Eigenschaften, die Ihnen gerade viel Vergnügen machen, einen allzu hohen Werth legen; daß Sie nicht immer erkennen, wie sehr das an einem Andern Verdienst ist, wenn er gewisse Eigenschaften sich eigen gemacht hat, die Ihnen natürlich sind! Erst durch und bei Gelegenheit der Goethe'schen Werke habe ich viele Seiten an Ihnen kennen gelernt. Für fähig, das Vertrauen einer großen Menge Menschen zu theilen, ohne sich und die Andern zu konfundiren, habe ich Sie immer gehalten; ich bin von jeher, vielleicht nur darum, weil Andern das Gegentheil richtig schien, überzeugt gewesen, daß es Sie unglücklich macht, keinen zu finden, dem Sie sich ganz hin, und mit Nutzen, und ohne weitläufiges Gerede, vertrauen könnten; ich bin aber auch überzeugt gewesen, daß Sie nach

vieler Menschen Vertrauen streben, bloß um der Menschenkenntniß willen, um zu ergründen, und da haben Sie ganz Recht; nur mich schienen Sie immer ganz durchzusehen, nichts an mir räthselhaft, gar kein Zutrauen zu mir zu haben, und das hat mir oft wehe gethan, und es hat mich förmlichst gerührt, wenn Sie mir mitunter etwas Liebreiches sagten. Erst in den spätesten Zeiten, vorzüglich seit Goethe, war ich der Meinung, daß Sie mich für gut halten, mir recht gut sind, und Gedanken, eigene, nicht nachgebildete, zutrauen. Jetzt erhebt sich meine Idee über Ihre Gesinnungen gegen mich, mit jedem Brief, den Sie mir schreiben, zu einem wunderbaren Grade, und da ich immer vollkommner werde, Sie sich immer unerreichbarer machen, so soll mir dieses Streben eine reine Quelle der nächsten Vergnügungen, und ein immer reger Antrieb zur tüchtigsten Energie werden und bleiben. Liebe, beste Rahel, ich habe mich wirklich ganz erschöpft; ich wollte wenig sagen, und glaube Alles gesagt zu haben. Wenn Sie diese Aeußerungen nicht für höchst wahrhaft, für unumschränkt aufrichtig halten, für so trocken und zugleich so warm, als ich, bei Gott! in der wirklichen Welt noch niemals einer Menschen gegen den andern sich habe ausdrücken sehen, — so will ich gern auf alles resigniren, was mir in diesem Leben noch Gutes mag beschieden sein, denn der Muth feht mir darnach zu jagen, die Lust es zu ergreifen, wenn es vor mir läge. — Auf diesen Theil meines Briefes muß ich durchaus Antwort haben, das versichere ich Ihnen, und das recht ordentlich. Sie werden schon wissen, wie Sie das anfangen sollen. Seit meiner Beschreibung von Weinar pflegen Sie mir ja zu glauben. Also —

Aus Ihren Bemerkungen über das Walzen schließe ich positiv, daß Sie in den Menschen nicht verliebt varen, mit welchem Sie walzten. Das haben Sie vergessen, daß ein Mensch, der fertig walzt, und nicht schwindlicht ist, in

diesem Augenblick nur an die Person denkt und denken kann, die er hält, daß die große Nähe, die beständig auf einander gerichteten Augen, und das Vergessen aller andern Gegenstände, verbunden mit der dem Körper angenehmen Bewegung des Tanzes, alle die Gefühle erregt, von welchen Werther spricht. Räumen Sie mir also nur ein, daß ein Liebhaber unaussprechliches Vergnügen empfindet, wenn er mit seiner Geliebten walzt, und Sie haben Alles eingeräumt; denn kein Liebhaber denkt im Ernst „Mein Mädchen gefällt mir, und ich finde es sehr natürlich, wenn sie keinem andern gefällt," das ist eine Art Liebhaberei, von welcher im Werther besonders nicht die Rede sein kann, sonst müßte er doch manchmal auf die Idee kommen, seine Liebe könne mit der Zeit schwächer werden, oder gar verschwinden. Ein jeder, der es recht ernst meint, hält seine Liebe für allgemeingültig, und aus seinem eigenthümlichen Geschmack erklärt er sich den hohen Grad seiner Liebe, und vielleicht am häufigsten aus den von der Geliebten erhaltenen Begünstigungen. So wenig ein solcher Mensch eifersüchtig ist, so wird er doch dergleichen hohe Freuden nie mit einem Andern theilen, ihm wird viel entzogen, sobald seine Geliebte auch in dem Walzen mit einem Andern Lust findet, und das möchte sie vielleicht, weil der Andre nur eine solche Gelegenheit braucht, um bei richtigem Gefühl selbst verliebt zu werden. Ist das nicht wahr? —

Für die Schilderung Ihres Bedienten und des Hauses danke ich Ihnen sehr. Sie war charmant, und hat mich täuschend auf die Jägerbrücke versetzt. Grüßen Sie doch Röschen recht sehr, die ist wohl sehr fleißig?

Schreiben Sie mir ja, ob Sie sich bewußt sind, in dem ganzen Brief nichts gemißdeutet zu haben, so sehr dies unwahrscheinlich ist, so muß ich es doch rügen, weil es mir dasmal gar zu wichtig ist.

Wenn ich die Zauberflöte in Kassel sehe, so freuen Sie sich nur. Sie haben vielleicht noch kein wichtiges Urtheil darüber gehört. Adieu! viel Plaisir!

Veit.

Den 25. December.

„Der Brief wird Dir recht sein, er ist ganz historisch."
Werther.

Was sagen Sie zu meiner Korrespondenz mit der Veit? Dieses heilige Feuer haben Sie angefacht und unterhalten, Vestalin. Ich habe der Veit meine Adresse geschickt, und werde Sie künftig nicht mit Einlagen inkommodiren.

Schreiben Sie mir wenn Sie auf Redoute waren, und immer so hübsch fort, das lasse ich mir gefallen.

Hier hat sich eine Merkwürdigkeit ereignet. Nöldeke hat vier Gedichte in vier verschiednen Sprachen drucken lassen, die alle lächerlich elend sind. Mich hat er als seinen alten Freund umarmt. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen eine Anekdote schreiben, die für Bing aufbehalten war. Nöldeke zeigte sein lateinisches Gedicht dem hiesigen Hofrath Richter, der ein vortrefflicher Kerl ist, ein Mann, der Sie enchantiren würde, von Klugheit, Welt und — Allem. Richter klopft ihm auf die Schultern mit den Worten: Na, Sie heben noch die Ehre der Fakultät.

Nöld. Wie gefällt Ihnen mein Gedicht, Herr Hofrath?

Richter. Ich bin kein Dichter, lieber Herr Nöldeke.

N. Aber der Herr Hofrath sind doch — verstehen doch — und ohne Zweifel —

Richter. Ach nein; ich bin bloß — Richter.

3.

Jena, den 20. Oktober 1794.

Ich weiß nicht, ob ich schon Antwort von Ihnen haben könnte; soviel weiß ich, daß ich noch keine habe, und sehr ungehalten, noch mehr verdrüßlich darüber bin.

Wenn Sie mir jemals gefehlt haben, liebe Rahel, so war es gestern, nachdem ich Goethe dreiviertel Stunden hindurch ununterbrochen gesprochen hatte, und noch mehr den Abend nach der Komödie in Weimar. Gott weiß es, wie sehr ich jetzt ungeduldig bin, und wie sehr Sie sich selbst schaden, daß Sie die Antwort auf meinen Brief aus Leipzig unnöthiger Weise verschieben. Ich will mich ordentlich dazu zwingen, Ihnen so viel möglich ausführlich zu schreiben.

Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen, hat sich angelegentlich nach Maimon erkundigt, und über sehr viele Dinge mit mir gesprochen. Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachtheil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus; und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender; nichtsdestoweniger ist er außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig. Er hat viel über Maimon mit mir gesprochen; über Dichtkunst, Philosophie, Genie und andere Materien mehr. — Doch ehe ich etwas Besonderes erzähle, muß ich Ihnen die Ursache der Unruhe mittheilen, die Sie in diesem ganzen Briefe gewiß wahrnehmen werden, und Sie bitten, mir Ihre Meinung aufrichtig zu offenbaren. Hier ist die traurige Geschichte.

Beim Weggehen sagte mir Goethe: „Besuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich

nach Jena — und ich denke bald —, so will ich schon nach Ihnen fragen. Wenden Sie sich immer an mich, sobald Sie etwas suchen; den Hofrath Gruner will ich bitten, daß er Ihnen Bücher leiht," u. s. w. Ich erwiederte ihm dankend, und daß ich wirklich Anstand genommen, zu ihm zu gehn, weil ich wisse, wie sehr er von Fremden belästigt werde. Das nahm er wohl auf, und ich ging.

Den Abend wurde in Weimar der Diener zweier Herren zu meiner Verwunderung recht hübsch gespielt; besonders gefiel mir das Ensemble des Spiels und die sichtliche Einigkeit der Schauspieler unter einander. Goethe war auch im Theater, und zwar wie immer, auf dem Platz des Adels. Mitten im Spiel gehet er von diesem Platze weg — was er sehr selten thun soll —, setzt sich, so lange er mich nicht anreden konnte, hinter mir (wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben), und so wie der Akt zu Ende ist, kommt er vor, macht ein äußerst verbindliches Compliment, und fängt in einem recht vertraulichen Tone an: „Das ist ein recht vergnüglich Stückchen; o! es ist schon sehr alt, und von Goldoni; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne, und alle Theaterschwänke sind recht gut darin benutzt."

Ich. Ja wohl, und ich habe noch keine Unanständigkeit gehört.

G. Kommt auch keine.

Hierauf schweigt er einen Augenblick; in dem vergesse ich, daß er Theaterdirektor ist, und sage: „Sie spielen es auch recht hübsch." Er sieht noch immer gerad aus, und so sage ich in der Dummheit, — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „Sie spielen recht hübsch." In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erste so verbindlich war, und fort ist er!

Habe ich ihn beleidigt, oder nicht? Hat so etwas viel zu sagen? Unbescheiden war es in jedem Fall; Vorwürfe machen Sie mir nur nicht mehr; denn Sie können gar nicht glauben, wie ich noch immer geängstigt bin, ungeachtet ich schon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Versicherung habe, daß er oft so schnell weggeht, und Humboldt es schon auf sich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu sprechen.

Die Menschen in Weimar sagen alle, ich müsse Eindruck auf ihn gemacht haben; so etwas that er nur seinen Lieblingen; Humboldt schreibt es einer ungewöhnlichen Laune und seiner Liebe für Maimon zu. Denken Sie nun — erst das Vergnügen, und nun die Angst. Aber Sie müssen mir die Wahrheit schreiben, liebe Rahel! Wenn wir uns sehen, erzähle ich Ihnen von diesem Auftritt noch so viel; auch schreiben will ich Ihnen noch davon, denn ich vergesse kein Wort; aber heute nicht; denn dieser Brief muß fort, und ich muß bald Antwort haben. Leben Sie recht wohl, und entscheiden Sie, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Adieu.

Veit.

Morgen esse ich bei Humboldt. Ich kenne sie noch gar nicht. — Antwort, Antwort! Sie handeln schlecht, wenn Sie nicht schreiben! —

Den 21. Oktober.

Ich war gestern im Irrthum, und das zu meiner großen Freude; die Post geht erst morgen ab, und so kann ich Ihnen melden, daß ein großer Theil meiner Unruhe verschwunden ist. — Eben heute kommt ein unbefangener, sehr glaubhafter Mensch aus Weimar zu mir, der mir Folgendes gesprächsweise erzählt: „Der Rath Hufeland (ein hiesiger sehr angesehener Lehrer der Medizin) war gestern bei uns; es wurde ihm Ihr Namen genannt, und der Rath

antwortete: O ich freue mich recht sehr auf den Menschen, der Geheimerath Goethe hat mir viel von ihm erzählt. Nun mag das vor oder nach der Comödie gewesen sein, gleichviel! Wenn Goethe so viel thut, wird ihn ein falsches Wort, das er gewiß richtig genommen hat, in seiner Meinung nicht ändern. Freuen Sie sich nicht? Ich — außerordentlich.

Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme; auch die Frau lacht unaffektirt, und gefällt mir ungemein, ihre Augen sind von einer seltenen Schönheit. — Doch Sie kennen sie ja.

Heute fragte mich Humboldt nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Korrespondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich.

Nun meine angenehmen Vorfälle mit Goethe.

Ich war Vormittags hingegangen, vorsätzlich zu einer Zeit, wo er immer zu Hause ist und sich niemals sprechen läßt, und hatte den Brief dem Bedienten mit dem Bedeuten gegeben, daß ich Nachmittags um 3 Uhr wiederkommen würde, um zu fragen, ob mir der Herr Geheimerath die Ehre erzeigen wollte, mich zu sprechen. Das war, dünkt mich, eine ausgerechnete Höflichkeit. Um 3 Uhr kam ich, und der Bediente führte mich in das Besuchzimmer.

Goethe (aus einer andern Stube tretend). Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht? Ich. Zu Befehl.

G. Heißen —? Ich. Veit.

G. Ich freue mich recht sehr.

Ich. Ich hatte schon vor anderthalb Jahren die Ehre Sie zu sehen, durch eine Empfehlung des verstorbenen Hofraths Moritz.

G. Ach ja! Auch ist mir Ihr Gesicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?

Ich sagte ihm hierauf sein jetziges Verhältniß, und daß er nebenher von dem geringen Ertrag seiner Schriften lebt.

G. Ei, ei! und er schreibt so starke Sachen, und so hübsch.

Ich. Ja, und hat das schwerste Fach.

G. Ganz gewiß, das schwerste von allen; man kennt ihn gar nicht so recht; das Publikum ist gar klein; ich wollte, er käme her.

Ich. Haben Sie seine neue Theorie gesehen, Herr Geheimerath?

G. O wohl; er hat mir auch seinen Plan zur Erfindungslehre geschickt; das muß er ausführen.

Ich. Er wünscht, sich mit mehr Gelehrten verbinden zu können.

G. Hm, warum? Sehen Sie, in wissenschaftlichen Sachen ist so etwas gar nicht nöthig; so wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich sie jedem sagen; wie einer das Schema sieht, weiß er schon, was er erwarten kann; im ästhetischen ist es umgekehrt; wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erst zeigen, wenn es fertig ist, sonst verrückt man mich, und so bei allem, was Kunst ist.

Hierauf sprach er mit mir von Jena eine lange Zeit. Dinge, die zu weitläufig würden. Dann sagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der schönen Künste herauszugeben, und spielte von ferne auf ihn als Mitarbeiter an.

G. Ja sehen Sie, Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich schon gesagt, daß es noch zu früh ist; erst müssen die Philosophen die Prinzipien in

Ordnung gebracht haben, und wie jetzt die Gährung ist, das wissen Sie. Man könnte da viel schreiben, und manches aufwärmen, das will man nicht; und in sechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen; das ist doch auch nichts. Moritz kehrte sich nicht daran, und seinen Beistand kann man keinem hübschen Unternehmen versagen; aber ein Lexikon, das ist zum Nachschlagen, für Leute, die keine weitläufige Sachen lesen, und ist kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künste sein? Künste müssen ausgeübt werden, es sei nun Poesie, Mahlerei, oder was sonst. Der die Regeln giebt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler kann wieder nicht warten, und muß sich an etwas halten; dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor, wie eine Rechenmaschine; die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie so?

Ich sprach immer viel dazwischen, und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen, und macht beständig Gesichter.

Bisher, sagte er unter andern, hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze eingelassen, und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen, nicht wie sie sein müssen und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie, das kommt mir vor, als wenn einer in's Theater geht, und das Stück gefällt ihm. Nun denkt er, wie natürlich ein Jeder: Du möchtest wohl auch ein schön Stück schreiben; und schreibt nach dem Effekt. Ja, lieber Gott, der bringt nichts heraus; man muß wissen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effekt macht. Kurz, so wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistentheils ein Stück als Zuschauer schreiben; hinter die Bühne muß man, und muß die Maschinen und die Leitern kennen.

Ist das nicht rührend?

Es kommt mir jetzt vor, als kenne ich alle großen Männer aller vergangenen Zeiten. —

Ein göttliches Kind hat Goethe. Kohlschwarze Augen, sprechende Physiognomie, und wahres Goldhaar, das gar keine Lust zum Dunkelwerden hat. —

Gestern und heute habe ich den Woldemar von Jacobi gelesen. Lesen Sie das Buch. Ich habe nirgends die tiefen Verlegenheiten feiner Menschen wahrer und schöner schildern sehn. Dabei enthält es eine Menge vortrefflicher Stellen aus den Alten übersetzt, und sehr viel eigene, originelle und wunderschöne Sentenzen. Ferner lesen Sie in der Litteraturzeitung Schillers Rezension des Matthisson. Es wäre viel darüber zu singen und zu sagen; doch ließt man in diesen verderbten Zeiten selten eine so schöne Rezension. Ferner die Rezension eines Gartenkalenders, ebenfalls von Schiller, einfacher als die erste. Sie finden Ihre eigene Gedanken über englische und französische Gärten darin. —

Veit.

4.

Jena, den 23. October 1794.

Eben erhalte ich Ihren Brief, und wenn ich die Antwort länger aufschöbe, so könnte es mir leicht einfallen, Ihre Meinung über Goethe vorher zu hören, und das will ich nicht. Ueberdem sind noch Ferien; zu mir kommt gar kein Mensch, und ich kann mich nicht besser vom Arbeiten erholen, und zum Arbeiten vorbereiten, als wenn ich Ihnen schreibe. Bald sehen wir uns in Leipzig; denn dieser Winter wird schnell vorübergehen; ich werde fleißig sein.

Liebe Rahel, man hat nicht Unrecht, wenn man mich, wie Sie sagen: „für einen Menschen nimmt, auf den man nicht rechnen kann, der's treibt, der nach Einfällen sich herumtreibt", u. s. w., aber daß Sie mich bisher dafür genommen haben, das hat mir viel unglückliche Stunden gemacht, und hat mich in diesem Treiben und unruhigen Suchen nur mehr bestärken müssen; es hat mir zugleich gezeigt, wie selten ich mich richtig betrage, wie sehr es mir an glücklicher Tournüre fehlt, wie wenig ich mich ausgeben kann, da ich mich bei der Einzigen, bei der mir daran lag, nicht einmal für das ausgeben konnte, was ich wirklich bin. — Oder muß man sich vielleicht vollkommen kennen, gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu und die Kunst der höchsten Simplizität, wenn man sich ganz offen und wahr einem Menschen soll darstellen können? — Vielleicht habe ich Recht; ich glaube es wenigstens. — — (Jetzt habe ich eine große Weile hindurch vor lauter Gedanken kein Wort schreiben können, und wo ich nun anfange, war es immer in der Mitte —) Liebe, beste Rahel! Man kann nicht veränderlicher sein, als ich bin, und man kann nicht ein innigeres Gefühl der Treue besitzen, als ich in mir nähre von Jugend auf; die Veränderlichkeit findet tausend Gegenstände; die Treue sucht Einen; in welcher Lage war ich? Nehmen Sie dazu eine große Eitelkeit, ein beständiges Arbeiten an sich selbst; eine natürliche und durch den Verstand genährte Neigung überall eigene Seiten zu finden, und mit höchster Unpartheilichkeit mir selbst — oft leider! auch Andern — kein komisches Verhältniß zu verschweigen, so heilig auch die Menschen oft das Komische achten! Wäre es mir nicht so gut ausgegangen, ich hätte mich für einen ganzen Narren halten müssen. Sehen Sie, Liebe, eine Person, die mich befriedigen soll, muß eine erstaunliche Menge schöner Seiten haben, damit meiner Veränderlichkeit ihr menschliches Recht nicht genommen werde,

und — wenn Sie es gnädigst erlauben — so übe ich an Ihnen — auch die Treue. Ich kann, auf Ehre! nicht dafür; aber wissen Sie, warum bei mir so vieles den Ton der Komplimente trägt? Aus moralischer, übertriebener Schüchternheit. Das ist, bei Gott! die einzige Ursache. So oft ich Ihnen noch etwas Herzliches habe sagen wollen (wenn es mich nicht plötzlich angepackt hat, und das kann wegen der lumpigen langsamen Federn selten der Fall sein), war ich genöthigt, eine Tournüre zu suchen, um nicht grob und aufdringend zu scheinen. — Nun denn — nehmen Sie sich meiner an, machen Sie mit mir was Sie wollen, brauchen Sie mich wie Sie wollen — nur meinen Freundestitel lassen Sie mir; haben Sie mir ihn gegeben, so verdiene ich ihn auch, und ich verdiene ihn wohl; wollen Sie mir dann und wann ein Amt geben, so werde ich's nach bester Ueberzeugung verwalten; nur sterben Sie nicht; denn mein Amt stehet auf einer gefährlichen Leibrente; wenn Einer von uns beiden stirbt, so bin ich drum. — — —

Stellen aus Lessing und Goethe weiß ich alle auswendig; das zur Ersparung Ihrer Mühe. — Goethe glaubt, sein Roman werde keine Sensation machen; denn er war schon 1780 fertig, und ist nur hie und da abgeändert. Eigentlich arbeitet er jetzt meist wissenschaftliche Sachen; er hat ganze Stöße Dichtungen liegen; sogar die Iphigenie ist sehr alt. Noch als Doktor Goethe hat er Anno 1775 den Orest selbst gespielt und zwar außerordentlich. Damals war er weit und breit der beste Tänzer, Schauspieler, Reiter, Schwimmer, Fechter und der schönste Mann. Viel von seiner Lebensgeschichte kommt in dem Roman vor. Habe ich Ihnen nicht geschrieben, daß Schiller ein Journal herausgiebt, woran Goethe und alle Menschen arbeiten? Auch habe ich Ihnen folgendes Wort zu erzählen vergessen: „Man sollte doch billig Herrn Maimon in der Litteratur-

zeitung rezensiren; wenn ein Mann so erstaunend viel thut, ist's doch auch recht, daß man von ihm spricht."

Ich lese Ihren Brief noch einmal. Gott was haben Sie mir für Wahrheiten gesagt! Wie war es möglich, Einen so zu kennen! Nein, ich kann mich noch nicht entschließen, etwas zu sein. Sie haben Recht.

Liebe Rahel, ich habe heute Abend eine große Empfindung gehabt. Ich habe mir gedacht, daß Sie meine Freundin sind, und daß Goethe glaubt, es könne etwas aus mir werden. Wenn ich beten könnte, so würde ich mir in diesem Augenblick nichts vom Himmel erflehen, als die Dauer der Energie, die mir dieses Gefühl giebt. Leben Sie recht wohl, und lernen Sie mich nur recht kennen, daß Sie sich immer inniger überzeugen, wie sehr ich ein edler Mensch bin, und Ihr wahrer — vielleicht Ihr einziger Freund; doch vielleicht sind Sie glücklicher, als ich denke. Es ist ein großes Unglück für Sie, daß Goethe Sie nicht kennt. Wie würde er Sie lieben! Auf diese Idee sind Sie wohl noch gar nicht gekommen? Ich bringe Sie darauf; denn ich habe gestern erst meiner Schwester geschrieben: „Wer das Unglück nicht kennt, lernt nicht das Glück ergreifen und festhalten." Kommen Sie einmal hierher, so gehen Sie zu ihm, und wagen Sie eine Lächerlichkeit, die sich gewiß belohnt. Vor hundert Jahren wurden solche Menschen mit Strahlen um das Haupt gemahlt; und ist er denn nicht ein Heiliger? —

Veit.

5.

Jena, den 3. November 1794.

Ich habe zwar alles mögliche Vertrauen zur richtigen Ankunft meiner Briefe, und sehe auch durch Ihr letztes gütiges Billet, daß Sie meinen unruhigen Brief erhalten haben, allein ich will dennoch heute schreiben, weil alles in der Welt, das denkbar ist, bisweilen wirklich wird. Und so kündige ich Ihnen denn an, daß ich Ihre beiden Briefe empfangen, und den ersteren bereits beantwortet habe. Eigentlich ist auch dieser Brief nothwendig, damit unser Briefwechsel nicht stocke oder knarre. Sie betrachten ihn daher nur wie einen reinen Theer, mit dem man eiligst mitten auf der Heerstraße einen Wagen schmiert, der vor großer Eile zu knarren anfängt, und nach einem schönen Ziele hinrollt.

Ihr Billet überzeugt mich, daß Sie mich immer verstehen, denn Sie haben mir nicht darum allein geantwortet, weil Ihnen ein Brief (irrigerweise) zu fehlen schien; sondern weil Sie trotz dem lästigen Anhange bemerkt hatten, wie sehr ich Ihrer Antwort bedürfte. Ich bin wieder ganz ruhig, und Sie haben vollkommen Recht; nur überheben Sie sich nicht Ihrer Kraft; Sie werden noch zehnmal Recht haben, und endlich ich auch — einmal; und Ein Fehler, den Sie begehen, verdrießt Sie ja mehr, als tausend herrliche Einfälle Ihnen Freude machen; auch darin haben Sie Recht; denn wenn die Freude verdienstlich sein soll, muß der Schmerz überlegt sein, und wie höllisch ärgert man sich, so oft man seinen Fehltritten nachdenkt.

Wie sehr Sie in meiner Schuld sind, wäre undelikat zu erinnern; aber bezahlen müssen Sie wie gewöhnlich, d. h. mit hohen Interessen.

Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, endlich große, erhalten. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entstehet, nicht Freundschaft.

Das war überaus flüchtig, wie überhaupt der heutige Tag (Montag) gar für mich nicht dazu gemacht ist, auch nur ein unmedizinisches Wort zu schreiben, oder einen Weg, so klein er sei, zu machen. Leben Sie recht, und bezahlen Sie!

Der Ihrige

Veit.

6.

Jena, den 10. November 1794.

Ich schreibe Ihnen erst heute, aber es ist mir wirklich in der Woche beinahe unmöglich, und ich muß, mit seltener Ausnahme, bloß den Sonntag dazu wählen. Ich bin sehr mit Studiren geplagt. Die Briefe an Sie sind, meine einzige Erholung, so wie Ihre Briefe an mich, bei Gott! mein einziges Vergnügen; von einer gewissen Seite betrachtet, thut mir das ordentlich leid; ich kann mich fast nicht überzeugen, ob meine Leidenschaft für diesen Briefwechsel ganz rechtmäßig und im höchsten Grade auf das Gefühl der Würdigkeit gegründet ist, oder ob sie nicht auch von den äußern Umständen, von meiner jetzigen ungeselligen Lage bestimmt wird? Denn ungesellig lebe ich gewiß hier. Ich kenne noch gar keinen Menschen, der mir von allen Seiten

so gefiele, daß ich in seinem Umgang ein erhöhtes Bewußtsein meiner eigenen Kraft finden könnte. Nebenher sterbe ich hier ganz ab; ich darf keine Gesellschaft besuchen, wenn ich nicht fürchten soll, für die feinere Gesellschaft unbrauchbar zu werden. Ach, nur die Franzosen verstehen sich darauf, den eigentlichen Trotz mit der Manier der Höflichkeit zu verbinden; hier athmet alles Aufklärungssucht; Unbiegsamkeit heißt Freiheit, Grobheit nennt man Simplizität, und Lebensart Verstellung. Von feinerem Gespräch, von übereinstimmenden Tönen, aus denen eigentlich die wahre Konversation sich bildet, von der höheren Gattung des Witzes, die so viel Einfluß auf Karakter und Genie hat, wissen sie nichts. Nur bei Humboldt exerzire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Lebensart und nicht Aufmerksamkeit genug, und das ist mir sehr lieb.

Bei alle dem aber habe ich schon wieder eine Liebhaberei hier, die meiner ehemaligen (und noch fortdauernden) für Müller sehr ähnlich ist. Nur ist der Mensch mit Müller gar nicht zu vergleichen, kostet mich keine Zeit, und ist unendlich edler, wenn auch nicht ein so reines Produkt der Umstände und der Leidenschaften. Wenn die Verbindung erst ernsthaft wird, sollen Sie den Mann wissen. —

Gestern habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldts Urtheil sehr wahr: Goethe hat ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren.

Eine Anekdote! Als Goethe in der Schweiz in das Haus des Doktor Kaufmann kam (ein ehemaliges Haupt der Herrnhuter, der sehr schlau war, und im Schein der Heuchelei manches Interesse befördert hat; ich kenne ihn aus Breslau), schrieb er an dessen Thür:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Goethe war seitdem hier; und ich habe ihn wieder gesprochen, doch ohne etwas von ihm zu hören, als allgemeine Fragen, die wieder Maimon und die Universität betrafen.

Was Sie über Veränderlichkeit und Treue sagen, das hätte die Treue der Veränderlichkeit in's Stammbuch schreiben können, und die Veränderlichkeit selbst hätte einen ewigen Wohlgefallen daran finden, und zur Treue werden müssen.

Ich weiß recht gut, wie Sie „ohne Großmuth, aus Haß und Langerweile, wenig fordern;" und ich weiß das nicht allein; das wissen gar viele Menschen und nehmen es übel. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie viel die groben Leut auf Dankbarkeit halten, und wie gern sie den Schluß machen, daß Einer, der wenig fordert, auch wenig leistet. Aus dieser Quelle fließen viele falsche Urtheile, die Sie betreffen. Ueberhaupt bin ich sehr neugierig darauf, wenn sich einmal die ungleiche Vermischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung bei uns beiden (denn ich glaube, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, daß Sie den Fehler auch haben) in's Gleichgewicht gesetzt haben wird.

Da Sie den Woldemar gelesen haben, so lesen Sie auch Humboldts prächtige Rezension in der Litteraturzeitung vom 26. September 1794. Die Rezension ist wirklich ein Kunstwerk; es war gewiß äußerst schwer, die Ideen alle aus dem Woldemar so rein zu entwickeln, die wirklich darin liegen, und Ihnen auch nicht entgangen sind, aber im Zusammenhange mit den übrigen Werken nicht geläufig sein können. Schreiben Sie mir, ob Ihnen manche Stelle dunkel war? Ich kann davon nicht urtheilen, weil ich das Kantische System kenne. Nebenher werden Sie aus dieser Rezension beurtheilen können, wie viel Einheit Humboldt

in seine Studien zu bringen weiß, wie sehr er — gleich Andern — Lieblingsideen hat, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch dieses mehr eitle als gerechte Streben nach Vielseitigkeit verliert. Sollte es Ihnen Mühe machen, die Rezension zu bekommen, so sagen Sie der Herz, daß sie von Humboldt ist, und viel über Frauenzimmer darin vorkömmt.

Thun Sie mir den Gefallen, und brauchen das Wort „ein Ding" nicht wieder; Sie kommen mit „ein Wesen" in allen Fällen eben so weit; und das „Ding" hasse ich, wie „Genuß" und „Genießen", ja noch weit mehr. Höchstens mag es in der Philosophie stehen bleiben: aber in der Sprache des gemeinen Lebens sind auch Sie nicht einmal im Stande, es zu veredeln, wiewohl Sie sonst eine eigene Force im Gebrauch unbestimmter Wörter besitzen.

Der ganze Brief, den Sie mir zuletzt geschrieben, kann Ihnen gar kein Vergnügen gemacht haben; denn er enthält eine Antwort; er ist also lauter Resignation, lauter Aufopferung. Das ist die neueste Männermoral! Weibermoral hat es von jeher sein müssen.

Schillers Journal wird „die Horen" heißen, und jeder Mensch wird es haben. Goethe arbeitet rasend viel mit daran. Die Thalia geht ein, der Merkur wird schlecht; dieses Journal aber wird gewiß lange gut bleiben.

Sie scheinen mir zu glauben, daß man die Delikatesse nie aus den Augen verlieren darf; das glaube ich auch; aber bisweilen darf man sie wohl so weit zurücktreten lassen, daß man sie nur noch s i e h t, und Sie haben ja ein scharfes, weitsehendes Auge. —

Wenn mir etwas vorfällt, so schreibe ich Ihnen, ehe ich Antwort bekomme. Auf jeden Fall bitte ich um Ihr Urtheil über die Rezensionen. — Thümmel hat seine Reisen fort-

gesetzt und beendigt. Ich will sie nun bei Gelegenheit lesen; die ersten Theile sind mir abscheulich vorgekommen, und besonders affektirt. — Humboldt grüßt Sie ungemein. —

Veit.

7.

Jena, den 1. December 1794.

Ich habe heute manchen unangenehmen Brief geschrieben, und sieben Collegia gehört, ehe ich Ihnen antworte; ich habe die Antwort lange verschoben, aus einer Ursache, die ich Ihnen nicht delikat und wahrhaft genug vorzutragen weiß; die, platt oder prätenzios erzählt, mehr verderben könnte, als durch den vieljährigen Umgang mit Ihnen Schönes und Edles entstanden ist. — Hören Sie!

Ihr Urtheil über die Humboldt'sche Rezension ist von einer so besonders gründlichen und originellen Art, daß es so viel Menschen kennen und verstehen müssen, als möglich; wer es aber recht verstehen soll, muß ohne Zweifel ein Mensch von Werth sein; wer es einmal recht verstanden hat, bei dem müssen Sie selbst sehr gewinnen, und der wäre auch der Mühe werth, daß Sie bei ihm etwas gälten. Ich kenne nur Einen solchen Menschen hier, und diesem Einen habe ich so viel davon vorgelesen, als ich zu thun für gut und ihm und Ihnen vortheilhaft glaubte, — Humboldt selbst. Diese Handlung, an und für sich betrachtet, scheint höchste Indiskretion, und in jedem Fall gehört sie zu den Handlungen, welche vorher eine gründliche Ueberlegung erfordern, die mit äußerster Behutsamkeit ausgeführt sein wollen. Beides habe ich geleistet; schon das mag Ihnen zum Beweis dienen, daß ich mich nicht eher dazu entschließen konnte, als ich von allen Seiten beschlossen hatte, es zu thun, und zugleich, es Ihnen wiederzusagen. Nur glauben Sie nicht, daß ich

dieses Wiedersagen als eine Art von Buße ansehe, und, um mich selbst zu strafen, mich Ihnen in die Hände liefere — vielmehr, ich freue mich damit, es gethan zu haben. An Humboldt habe ich versprechen müssen, Ihnen nichts davon zu sagen, Sie bloß in seinem Namen zu grüßen; denn er fürchtet, es könnte unser Verhältniß verstimmen, und Sie abhalten, künftig ähnliche Briefe zu schreiben. Ich lasse ihn dabei, aus Ursachen, die Ihnen in die Augen fallen. Er war verreist, als ich den Brief erhielt. Ich hatte ihn dreimal durchlesen, und fast auswendig gelernt, ehe ich ihn vorlas; ich habe alle Exklamationen weggelassen, und alles unrichtige Deutsch in richtiges verwandelt, wiewohl ich Sie versichern kann, daß Ihnen selbst zum Richtigschreiben nicht viel mehr fehlt. Er hat sich nicht gewundert, aber unendlich gefreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil, weder über den Woldemar, noch über seine Rezension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. Habe ich Ihnen eine größere Satisfaktion verschaffen können? Von dem Urtheil über die Matthisson'sche Rezension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schillerschen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brinckmann und Gentz, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Gentz gar nicht.

Ich war und bin aufrichtig; ein ähnlicher, außerordentlicher Fall wird zwar schwerlich vorkommen, aber Ihr Urtheil muß ich hören. Wenn Sie an dieser Handlung irgend etwas von irgend einer Seite zu mißbilligen finden, so schwöre ich Ihnen — so wahr es einer der größten Unglücksfälle für mich wäre, wenn ich Sie beleidigte — daß ich niemals mehr auch nur Eines Ihrer geschriebenen Worte an Goethe und Kant zeigen würde, und wenn sie beide mir zu Füßen lägen, und alle ihre künftigen Produkte von diesem einzigen

Worte abhingen. Aber Ihre Meinung muß ich recht bald hören; denn ich würde sehr unruhig werden, wenn ich dieses mal so lange auf Antwort warten müßte, als ich Sie warten lasse.

Als ich neulich mit Humboldt spaziren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthisson'sche Rezension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige im Maimon." Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden. — Mir ist es ein Räthsel, daß Schiller an einem so weichlichen Menschen, wie Matthisson, hat Geschmack finden können. — Ich kenne in Ihrem Sinne des Worts gar keinen ordentlichen Menschen in Jena.

Ja, es war sehr gut, was Sie über die Treue gesagt haben; es leuchtet mir ein; ich finde es richtig; ich goutire es, es behagt mir; es beweist mir von neuem, daß man kein Gefühl der Treue durch das Nachdenken über dieselbe erhöht; dieses letztere habe ich auch schon in meinem vorigen Briefe gesagt, oder zu verstehen gegeben; und kann man zum Lobe einer Empfindung mehr sagen, als — daß man anerkennt, sie sei rein und rechtmäßig, und entstehe nicht durch Nebenideen, die, wegraisonirt, das Gefühl selbst auflösen?

Eine Wohlthat habe ich von diesen halbkultivirten Menschen hier. Keiner läßt mir Gerechtigkeit widerfahren; ich bin von keinem gesucht, also, von keinem im Fleiß gestört. — Ich habe an jedem Tag einen positiven Grund, mit mir unzufrieden zu sein, — das heißt, ich bin fleißig. Wenn ich mich vergnügt machen will, so setze ich mich

still hin, und bilde mir ein, ich rede mit Ihnen, mit Markus und Andern.

Wie Sie diesen Winter leben? — davon ist in Ihrem Briefe keine Spur zu finden. Ich bin eitel; Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Mensch heißt Lindner, ein Kurländer, ein sehr guter Mensch, von Kopf, kränklich, fühlt ziemlich richtig, wird aber in der Geschichte meines Lebens keine Epoche machen....

Seitdem ich diesen letzten Brief von Ihnen habe, ist eine längere Zeit als gewöhnlich verstrichen, und bloß, weil er so voll ist. Ich aber brauche jetzt wieder einen, denn, seitdem Humboldt diese Stellen gelesen hat, sehe ich ihn nicht mehr so eigen an, als sonst. — Man muß gerecht sein und Empfindung haben, das nennt man, dünkt mich, dankbar sein; ohne Ihre Briefe wäre ich recht dumm, und ohne mein Universitätsleben hätte ich diese Briefe nicht. Wenn ich nur irgend eine Ursache wüßte, warum Sie sich meiner so annehmen. Ich glaube — so wenig das an sich wahrscheinlich ist — es wird noch einmal ein vorzüglicher Mensch aus mir, und Sie sehen das voraus. Ich weiß nicht. —

Sie haben mich mißverstanden; ich meine nicht, daß „zwischen uns Beiden eine Mischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung obwaltet," über diese Art von Zurückhaltung zu schreiben habe ich heute nicht die Zeit; und wozu auch? Höchstens um Ihnen zu zeigen, daß ich es weiß, — Sie trauen mir das zu. Vielmehr — ich finde in meinem Betragen gegen fremde Menschen diese Mischung — und was soll sie da? Bei Ihnen ist der Fehler nicht so auffallend; Sie sind aufrichtig gegen Bekannte, die von Ihren Worten keine Silbe verstehen, und diese Aufrichtigkeit mißdeuten; diese Bekannten fordern Aufrichtigkeit von Ihnen, wo Sie zurückhaltend sind, und danken für die Wahrheit nicht. Das beiläufig! Und das ist eine von den Ursachen, weßhalb man oft Ihren Karakter schief beurtheilt, und ich nichts dagegen

sagen kann; ein jeder hat aus Ihrem eigenen Munde Dinge gehört, die ganz abscheulich sind; und warum würde er Sie so finden, wenn Sie sich immer die Mühe gäben, den Zuhörern faßlich zu sein (wie ein Professor)?

Zum erstenmal haben mir die Wörter „Ding" und „Genuß" Vergnügen gemacht; und darum hasse ich sie noch mehr! Ich habe sie bloß für verwerflich gehalten; aber nicht für so verworfen, daß sie sich nicht scheuen sollten, um Ihre Gunst zu buhlen, und nicht für so lustig, noch auch für so mächtig, um sie zu erhalten, und mir die Spitze bieten zu können. —

Goethe arbeitet rasend viel an den Horen, wie es heißt, und ist sehr thätig dafür, wie Humboldt sagt; auch Schiller, Humboldt, Fichte, Ramler u. s. w. —

Das dachte ich wohl, daß Sie die Delikatesse nicht würden lassen können; es ist eine komische Passion; man gewinnt dabei an Ruhe, was man an Kraft verliert. Wer in der Ruhe sein Vergnügen sucht, hat Recht.

Brav, daß Sie in Potsdam waren! Dahin möcht' ich auch noch einmal. — Geben Sie mir einen Rath: soll ich künftigen Winter nach Halle oder nicht? Wenn ich es thue, so verliere ich ungefähr ein Vierteljahr Zeit (das heißt, ich könnte sie noch besser brauchen). Thue ich es nicht, so versage ich mir die sämmtlichen preußischen Staaten auf immer; das hier Doktor werden heißt auch nichts. Plane habe ich noch gar nicht; reisen werde ich in jedem Fall, wie ich sicher denke. Entschlossen muß ich noch diesen Winter darüber sein, und es hat Einfluß auf meine Studienleitung. Halle ist mir abscheulich zuwider. Soll ich lieber auf Preußen gar nicht rechnen? denn wo soll ich hin? und am besten — auch auf Deutschland nicht? Eine komische Frage, die ich Ihnen vorlege; aber ich behandle die Sache wirklich wie ein Dichter, und gar nicht als Geschäft.

Es ist sehr spät im Verhältniß mit der Post. Adieu!

Veit.

Die Räuber sind im achtzehnten Jahre des Verfassers geschrieben; Schiller ist Doktor der Medizin.

8.

Jena, den 15. Juni 1795.

Wenn es mir die hiesige räthselhafte Post erlaubt hätte, Ihnen früher zu schreiben, so würde es gewiß geschehen sein. Sehen Sie, daß Sie doch nicht so vernünftig sind, als Sie glauben; sonst hätten Sie gar kein Glück; und ich war mit der Dresdener Reise nicht so glücklich, als ich glaubte; sonst wäre ich nicht allein da gewesen, unter vierzig Jenensern allein, „auf einem Thron allein"; und die „Monarchin ohne Krone" lassen Schau- und Saitenspiel in die regen Sinne gleiten, und beglücken die Welt, wenn Ihr Auge spricht: „ich bin gesättigt"; ich habe Ihnen längst ein anderes Schicksal bestimmt, als die Bogengänge von Freienwalde zur Promenade, und gutmüthige Fräuleins zu Spielgefährtinnen; „doch diese That geht über alle meine Träume." Nun denken Sie gewiß, ich habe vor kurzem Carlos gelesen, und doch schweift Ihr Glaube auf einer falschen Fährte. „Macht nun der süße Wahn der süßeren Wahrheit Platz", so werden Sie wissen, daß ich nur eben aus meiner gewöhnlichen Laune verrückt, oder begeistert bin, und in der Begeisterung fühle ich mich Schillern um so viel näher; allein, sich Schillern um so viel näher fühlen, kann höchstens Schillerslästerung heißen, die Leute von unsrer freien Manier sich öfters erlauben, sollte es auch Unsinn heißen, — desto schlimmer für ihn. Adieu mon humeur! ich muß

erzählen. — In Karlsbad selbst finden Sie einen Menschen, dem die holden Töne meines Namens sanft klingen, wie jedem feinen Ohr. Ein gewisser Porth, ein Liefländer, ist dort eine Art Hofmeister bei einem Jungen, der Brun heißt, und ich nenne ihn erstlich um dieser Eigenschaft willen, und zweitens um seiner Prinzipalin willen (die ich nicht persönlich kenne); diese, die Mad. Brun, ist die Frau eines Direktors der ostindischen Compagnie aus Kopenhagen, die jetzt auf ihrer Reise von Kopenhagen nach Italien begriffen ist, und vier Wochen in Karlsbad bleibt. Sie ist gewiß eine gescheidte Frau, und Sie werden Sie äußerst leicht kennen lernen; sie ist Dichterin mit ziemlichem Succeß. Der Originaltext zu dem: „Ich denke Dein" ist von ihr; daher Sie ihr das Goethe'sche nicht füglich zeigen können, ohne das zu wissen (ich denke, Sie haben meinen letzten Brief nach Berlin nun erhalten). Schon um dies mögliche Gespräch aufzuklären oder zu verhüten, habe ich Ihnen die Geschichte schreiben müssen. Der Porth ist ein sehr traktabler Mensch, von dem Sie eben so wenig die entfernteste Feinheit als die leiseste Grobheit zu erwarten haben; wir kennen uns zwei Tage, und doch so gut, wie wir in zehn Jahren uns kennen würden, so etablirt sind wir mit einander. Wollen Sie ihn grüßen? Machen Sie mit ihm was Sie wollen; es ist alles einerlei. Die Dame wird gewiß jede Bekanntschaft von Bedeutung suchen, und so kann es Ihnen immer lieb sein, so viel von ihr zu wissen. Sehr arm muß sie auch nicht sein; denn ihr Mann, der des Tags vor Arbeit und Sorge nicht zwei Stunden ruht, giebt ihr monatlich fünfzehnhundert Thaler; er wird sie, wo möglich, in der Schweiz einholen, wenn nicht der Handel befiehlt, daß er vor wie nach sein eigner Kettenhund sei. Die Frau ist einige Tage in Weimar und hier gewesen; kann Sie auch mit allerlei Lektüre versorgen, unter andern mit Vossens Luise. Mich kennt *sie* gar nicht; aber der Junge sehr.

Sollten Sie das fünfte Stück der Horen noch nicht gelesen haben, o so werden Sie eine große Satisfaktion haben, durch den „Litterarischen Sanskülottismus" von Goethe. Der Verfasser in dem Archiv soll Jenisch sein. Goethe wußte das nicht, und noch weiß es niemand gewiß, und wer bekümmert sich darum? Die übrigen Aufsätze in diesem Stück sind kaum für eine Badekur; doch müssen Sie einige lesen, wenn Sie wollen; denn die guten sind groß und bleiben ewig. Der über die Revolution ist, wie Schiller selbst sagt, ein horreur, hat aber nicht können abgewiesen werden. Der Verfasser ist mein sehr guter, effektirter, mit Kopf und vielen Kenntnissen begabter, von Schwärmerei, Jugend, heimlichem Nachahmungstrieb und lauter Originalitätssucht geplagter Freund, der Professor Woltmann (dem Ihre ersten Briefe adressirt wurden; darum ist Ihnen der Name bekannt). Der über das Spiel, (groß in seiner Art und einzig) von Weißhuhn; über die Musik, vom Appellationsrath Körner in Dresden; der rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. Dieser Alexander ist Oberbergrath geworden, hat in Baireuth solche Anstalten mit äußerst geringen Kosten getroffen, und mit schrecklicher „Redlichkeit und Verstand", daß die Bergwerke jetzt in einem Jahr so viel als sonst in vierzehn bringen, und ein simpler Bergverständiger nun erhalten kann, was er erschaffen hat. Er nimmt durchaus kein Gehalt itzt; darum kann er fort, wird den Sommer in der Schweiz sein, und künftigen Sommer nach Lappland oder Ungarn reisen, zum Behuf seiner vorhabenden Entdeckungen. Der Aufsatz über Kunstschulen, den ich Sie sehnlichst zu überschlagen bitte, ist von Dalberg; die beiden Gedichte hat Voß eingeschickt.

Nun Dresden! Ich danke Ihnen recht herzlich. Wie sehr Sie mich in Dresden interessiren, is needless to say. Aber — aber — ich fürchte entsetzlich, Sie haben manches

nicht gesehen, wovon kein Mensch wußte, daß es schön ist, oder Ihnen Vergnügen macht. Z. B. den prächtigen, edeln, einzig konsequenten und würdevollen Bibliotheksal im zweiten Stockwerke? Hat ein unterrichteter Mensch Sie in das Antikenkabinet geführt? und in die Mengs'sche Sammlung? Steht Graffs Kopie der Nacht noch neben dem Original? Haben Sie den Plauen'schen Grund und die Gegend bei Tharant gesehen? Den Königsstein bei hellem Wetter, und zurück die Wasserfahrt Pillnitz vorbei? Das alles müssen Sie mir sagen, wenn auch erst von Berlin aus. Haben Sie Bonavesi gesprochen? durch ihn läßt sich beweisen, daß Schauspiele nothwendig sind; denn offenbar hat die Natur ihn bei ihrem eigenen Theater zum Bouffon bestimmt. In diesem Theater, dem größten von allen, im gemeinen Leben (wie pedantisch ausgeführt! fast wie der Doktor Archer), ist er eigentlich komisch in jeder Bewegung, je mehr er ernsthaft sein will.

Geben Sie nur Acht auf sich! Dieses Bad ist Ihnen wahrscheinlich äußerst heilsam, aber ein Bad ist immer Medizin, die man nimmt, nicht trinkt. Die Reise wird gewiß viel thun; bleiben Sie nur dabei, so lange Sie irgend können. Verspüren Sie Zutrauen zu dem dortigen Arzt? Ich weiß nicht, wer da ist. Was ist für Theater da?

Wohin ich Ihnen immer schreiben soll, wünschte ich errathen zu können, damit Sie es nicht zu schreiben brauchten. Wie sehr mich Ihr kleiner Brief aus Dresden gefreut hat, können Sie nicht glauben; denn Sie wissen es. Fast wünschte ich das Erstere wieder; so wäre Ihre Empfindung der meinigen ähnlicher.

Der Ihrige

Veit.

9.

Jena, den 3. September 1795.

Sollten Sie meinen Brief nach Berlin noch nicht bekommen haben, so können Sie diesen brauchen; haben Sie ihn schon, so muß ich Ihnen die Mühe machen, eine und vielleicht mehr Seiten ganz umsonst zu lesen. Mir macht es keine Mühe, sie zweimal zu schreiben; aber ich darf mir doch nicht erlauben, früher Ihren letzten Brief zu beantworten, als ich es gethan habe.

Den zweiten Tag nach unsrer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen, mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben sich hieher gemacht; sehr Recht! Wo kommen Sie denn jetzt her" u. s. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte, und ihm sagte, daß ich in Töplitz acht Tage gewesen, und hingereist wäre, um Sie zu sprechen: „Ja, da haben Sie wohl Recht gethan," versetzte er, „wenn Sie sie in langer Zeit nicht gesehn hatten; freilich — Ja es ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen — — wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraulich mit einander gelebt." Zu Horn, der sich ihm von selbst präsentirte, hat er gesagt, Sie hätten stärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft, sie in jedem Augenblick zu unterdrücken; und noch mehr (ich war nicht zugegen). Er ging fort, und ich wieder zu Meyers, bei denen ich ziemlich oft war. Während des Tanzes saß er einmal allein; ich ging zu ihm hin, und habe über viel Sachen mit ihm gesprochen; mit mehr Wärme, und zugleich mit mehr Achtung für mich, habe ich ihn noch nicht mit mir sprechen hören. Ich fragte ihn

nach seinen anatomischen Planen und seinen Arbeiten überhaupt. Was er mir hierüber gesagt hat, und was besonders neu war, läßt sich in kurzem darauf zurückführen: „Man sollte in der Naturgeschichte mehr raisonniren; denn das Raisonnement kann sehr viel helfen, und nie schaden, da jeder Naturkörper, jede Pflanze, jeder Knochen mich widerlegt, wenn ich gefehlt habe, und in der Naturlehre mehr Versuche machen; da man nicht leicht eine Hypothese aufstellen kann, für die sich nicht Erscheinungen finden, bei der Unendlichkeit der Natur und den unzuberechnenden Modifikationen der Kräfte." Aber nun die Hauptsache. Nachdem wir ein Langes und Breites darüber und über die vielen unzuverlässigen Bücher gesprochen hatten, sagte ich ihm, daß mir sein litterarischer Sanskülottismus ein erstaunliches Vergnügen gemacht hätte, und er möchte es nicht für Unbescheidenheit nehmen, daß ich es ihm sagte; wenn man selbst jung ist, Herr Geheimrath, so muß es einen wohl freuen, wenn man sieht, daß ein Mann, wie Sie, sich der Jugend und der jetzigen Zeit so sehr annimmt! — „Warum für Unbescheidenheit? Mir ist das sehr lieb. Ja, warum soll ich mich überreden lassen, daß wir zurückgehen, wenn wir offenbar vorwärts kommen? und warum sollt' ich mich nicht um alles bekümmern? Das, was heran wächst, was mir entgegen sproßt, — anderer Leute Kinder, oder meine, hier einerlei — das ist ja das Leben; nicht wahr, das ist das Leben?" So sprachen wir noch lange, und gingen durch Zufall auseinander. Er hat mich seitdem oft angeredet, und wenn auch nur von albernem Zeug, Ortentfernungen, Reisen, doch immer einige Worte mit mir gesprochen. Auf einem andern Balle, wo Polinnen tanzten, sagte ich ihm einmal, gegen die Polen wären wir Deutsche doch nur eine Art Holländer, und wie die Menschen mit Grazie tanzten! „Kein Wunder," versetzte Goethe, „die Grazie ist ihnen eingeboren." — Wenn ich Sie spreche,

habe ich Ihnen doch noch viel zu erzählen, und viel, sehr viel von Ihnen zu hören. „Mir kommt vor," — fand ich dieser Tage in Ihrem ersten Briefe an mich (nach Frankfurt am Main), — „als würde ich das alles doch noch einmal sehen."

Das siebente und achte Stück der Horen ist heraus; das siebente enthält fortgesetzte Unterhaltungen, weiter nichts Merkwürdiges; das achte, Briefe von Jacobi, das Schlechteste, was ich je von Jacobi gelesen habe, und schlecht genug, um schlecht zu heißen, wenn auch ein schlechter Schriftsteller es geschrieben hätte; Dante's Hölle; einen Aufsatz über die Idee der Alten vom Schicksal von Grosse, und einen über griechische und gothische Baukunst von Bendavid.

Auf Ihren letzten in der Mattigkeit geschriebenen Brief, den ein Anderer in der Anspannung zu schreiben einmal versuche, — nur Ein Wort: Was ich Ihnen bin und sein soll, hängt allein von dem ab, was Sie aus und mit mir machen wollen; was Sie mir sind, von der unendlichen Gewalt der menschlichen, der höchsten Natur allein; — von der Gewalt dieser Natur; nicht bloß von ihrer Kraft; Kräfte sind Verhältnisse, Kräfte müssen kämpfen, finden Hindernisse; aber eine Gewalt reißt fort; eine Gewalt ist die Kraft, die jedes Hinderniß überwunden hat, die keines kennt, die herrscht, nicht weil sie herrschen will, sondern weil das Höchste gebietet, sobald das Untergeordnete denken kann, ihm zu dienen verstehet; und das möchte ich gern von mir glauben; denn dahin gehet mein Bestreben, daß ich es verstehen lernen will, nach meiner Art Ihnen zu dienen. Sie können mich verwerfen; Sie können mich unglücklich machen; aber zerstören können Sie nicht, was von Ihnen auf mich übergegangen ist; insofern stehen Sie selbst unter sich selbst: gegen eine solche Gewalt bin ich gern eine Maschine. „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu

sein; sondern einem Fürsten, den er liebt, zu dienen." Meine liebe fürstliche Seele, — — o wenn ich Sie in Leipzig fände! Das müssen Sie mir schreiben. Ich habe mir vorgenommen, zu Ihrer Gräfin Pachta hinzugehen, wenn ich sie wo finde. Weist sie mich ab, so bin ich nicht dekontenancirt; hat sie die Gnade, so wird es sie vielleicht nicht reuen; was meinen Sie? — Daß Sie meine Aeußerungen über Ehe nach Ihrem Geschmacke finden, zeigt mich mir selbst als einen Kenner, wo ich kaum ein Dilettant zu sein geglaubt habe.

„Wie glücklich ist der Mensch,
Der nie, entzückt doch unschuldsvoll,
Im Mondschein schwur,
Was niemand schwören soll," (Wieland)

ist mir eine Ihrer poetischen Stellen, mit ganz Ihren eigenen Worten. Leben Sie wohl, werden Sie immer gesünder, und glauben Sie immer mehr, daß Sie sich von keiner Seite verstellen können, ohne zu verlieren. Es gehet der höchsten Wahrhaftigkeit wie der höchsten Verstellung. Kein Schauspieler darf glauben, seine Rolle erschöpft zu haben; ein Anderer spielt sie noch besser; denn man kennt nicht eher alle Nüancen der Leidenschaft, als bis man sie alle gesehn hat; und eben so kennt niemand die Nüancen der höchsten Wahrhaftigkeit, der Freundschaft und Liebe, als bis er sie alle erfahren hat. Darum darf man hoffen in seinen Empfindungen immer zu steigen, wie hoch man sich auch gestimmt glaube. Ein großer Trost!

Veit.

Ich schreibe mit abscheulichen Federn: Gnade, großer König, Gnade!

10.

Halle, den 17. November 1795.

— Dabei denke ich immer an Sie. In der vorigen Woche, zu einer Zeit, wo ich sehr beschäftigt, sehr angestrengt war, so daß ich nicht Zeit hatte zu bemerken, ob ich verdrießlich sei oder nicht? (ich war es auch wohl nicht; denn diese Art von Empfindung war für meinen damaligen Zustand zu schwächlich —) habe ich einmal einen ganzen Vormittag nicht an Sie gedacht, und als ich dann zu mir selbst, das heißt: — darf ich es sagen? — zu Ihnen kam, war mir so sonderbar zu Muth, ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Recht an Sie zu denken, dazu habe ich nur das einemal das Glück gehabt, als ich den Morgen über das Divinationsvermögen u. s. w. dachte. Noch jetzt, indem ich Ihnen schreibe, sind Sie mir wie von ferne gegenwärtig; es ist, als hätte ich Sie in vielen Jahren nicht gesehen; nur bei meinem vorigen Briefe, und gestern als ich Lindnern schrieb, und von Ihnen schrieb, waren Sie mir recht nahe. Ich habe ihm gesagt, er könnte Ihnen immer schreiben, und habe ihm Ihre Adresse geschickt; Sie sind doch gewiß nicht böse? Zwar er thut es doch wohl nicht; aber, wenn er nur weiß, daß er darf, hat er schon viel gewonnen. Das kleine Zettelchen habe ich ihm geschickt, mit der Bedingung, daß er es gleich wieder zurückbesorgt; er weiß nicht, wie viel ich ihm thue, wiewohl — ich habe es ihm zu verstehen gegeben. (Ich mag nicht prahlen.) Die Stelle aus Ihrem Brief bis auf die Worte: „Ich kenne nichts Liebenswürdigeres" habe ich ihm abgeschrieben. Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen! Ich habe Lindner recht gebeten, daß er sich an Sie wenden, ich habe es ihm mit starkem Ernst — zum erstenmal in meinem Leben — nahe gelegt, daß er meine Manier nicht so sehr lieben soll; ich

fürchte, es macht ihn einseitig, oder verschiebt ihn gar, eben weil er ein ganz andrer Mensch ist, als ich. Ich bin nicht eitel auf Kosten meiner Freunde; glücklich kann ich keinen Hund machen; unglücklich — recht viele Menschen.

Ihre Verse sind schön (in einem ganz andern Sinn des Worts), und Sie haben viel dabei gedacht, aber lange nicht so viel ausgedrückt; sie lauten: „Alten Freund durch neuen handeln, heißt wohl recht auf Blumen wandeln." Außer dem müßigen „wohl recht", das man in so wenig Zeilen stark hört, ist die ganze Zeile nur ein schönes Bild, das seinen Urgedanken nicht erreicht, nicht deutlicher macht (wie das bei Logau der Fall ist), das noch überdem schon zu einer Art von dichterischem Sprüchwort — wenn ich so sagen darf — zu einer Floskel geworden ist, der man ihren ursprünglichen Werth, auf welchen Sie sie zurückführen wollen, gar nicht mehr geben kann; die auch gegen den Geist Ihres Vorgängers verstößt, der unter den Blumen nur die neuen Freunde, die Keime meint, indeß bei Ihnen die Früchte mit den Blumen auf dem Boden liegen; aber das sollten sie nur zu Ihren Füßen; das denken wir beide, Lindner und ich, freilich; aber Sie haben es nicht so unschuldig gemeint; ihr Gedicht soll eine Sentenz sein, die jeder gute und vernünftige Mensch, der Freunde hat, benutzen kann; das soll er wohl bleiben lassen. Wie wäre es, wenn ich setzte: „Neuen Freund durch alten handeln, heißt mit Früchten unter Blüthen wandeln." Schreiben Sie mir darüber, und bewundern Sie meine Unpartheilichkeit! Im Grunde ist man überall unpartheiisch, wo man etwas versteht; darum ist es eine gewisse — Emilia in allem, worüber sie denkt. Lindnern habe ich nichts darüber geschrieben; ich mag ihm sein Vergnügen nicht verderben; er wird sich sehr freuen. —

Den 20.

Der vorige Brief ist liegen geblieben, — und vor einer Stunde erhalte ich Ihren; dieser wäre der einzige, den ich Ihnen gerne zurückschickte; denn ich verdiene ihn wahrhaftig nicht. Ich tröste mich nur damit, daß ich keinen lebendigen Menschen weiß, der einen solchen Brief von Ihnen verdiente. Gott! es wäre mir nicht möglich, auch nur im Spaß — Sie müßten's mich denn expreß heißen — das Wort gegen Sie auszusprechen: „Ich verzeihe Ihnen.“ Nein! das ist ewig wahr; einen solchen, oder vielmehr diesen Brief — denn es giebt keinen solchen weiter — diesen Brief, aus dem ich nicht ein Wort, keine unbedeutende Partikel einem andern Menschen vorlesen möchte, den hat nur eine vollkommene Frau schreiben können. Jeder Lumpenhund sagt: nur Weiber können Briefe schreiben; denn Briefe erfordern eine Leichtigkeit, ein ungezwungenes Uebergehen von einer Materie zur andern, und Männer bleiben immer bei der Schnur. Ja, wenn es das nur wäre! Das liegt obenauf, und ist nicht einmal ganz wahr; aber man zeige mir den Mann, der einer solchen Zartheit des Gefühls ohne Kosten der Stärke fähig wäre, der selbst seine Eitelkeit, und seinen Stolz, und — mit dem edelsten Namen genannt — sein Selbstgefühl hingeben kann, um nur ein kleines, aber reelles Gut nicht zu verlieren — und ich will sagen, er hätte verdient eine Frau, eine recht vollkommne Frau zu sein. Ich schwöre es Ihnen, bei jedem Wort, das ich jetzt schreibe, fühle ich mich wärmer und alles Blut nach dem Kopfe gehen vor Freude. Nun weiß ich genau, wie einem Menschen zu Muth ist, der vor Traurigkeit, und wie einem, der vor Freude weinen muß. Aber hören Sie, diesen Brief darf ich nicht behalten und nicht zurückschicken; Sie sollen ihn nur in mir wissen; ich weiß kein Plätzchen, worauf er liegen könnte, und ich darf auch mir selbst so etwas nicht vorzuweisen haben — ich verbrenne ihn; das ist gewiß, und

nur die eine Stelle schneide ich aus, die göttliche: „Es ist manchmal besser, einem Freund willfahren, wenn es auch beide schmerzt, als sich, wenn auch beide besser thäten." Wenn Sie diese Stelle — ich will gar nicht sagen in welchem — großen Dichter gefunden hätten, wie würden Sie sich gefreut und agitirt haben! Nun Sie sie selbst schrieben, sind Sie ganz in Ruhe. Von dieser Stelle könnte ich doch ein Wort vergessen; Ihren Brief aber will ich vergessen, wenn ich kann; sonst vergesse ich wohl am Ende noch gar, daß Ihre — Herablassung — Liebe und Großmuth — mich zwar erheben, aber nicht groß machen kann. Die Stelle will ich, wenn Sie es erlauben, Lindnern in sein Stammbuch schreiben, und ihm sagen, daß sie von Ihnen ist. Ach, es thut mir recht leid, daß ich wieder mit einer großen, dringenden Bitte kommen muß, die ich wieder mir selbst zugezogen habe: Verhehlen Sie mir doch nichts, nichts von allem, was Sie über mich denken, was Sie Mißfälliges von mir sehen u. s. w. Sie wissen nicht, was das für ein Gefühl ist, wenn man alle Augenblicke fürchtet, einer Person zu mißfallen, die einem so alles ist, wie Sie mir, und man weiß gar nicht, in wie viel tausend Sachen das liegen kann. Sie können das gar nicht wissen, also glauben Sie mir! und schreiben Sie mir darauf nichts! ich will Sie nicht wieder so anstrengen und erschüttern und veranlassen, daß Sie Worte über Ihre Feder bringen und deutlich aus Ihrer Macht weg in eines Andern Hände liefern, Worte, die Sie kaum über Ihre Lippen bringen möchten, aus Furcht mißverstanden zu werden. Wenn ich Sie spreche, dann sagen Sie Ja oder Nein, und ich bin ruhig oder doch beantwortet. Wissen Sie, daß Sie, indem Sie meinen Brief lasen, fast in eben der Lage waren als ich, indem ich Ihnen schrieb; denn bei jedem Wort hatte ich einen neuen Schrecken, wie ich es nur ansah; und diese Lage habe ich hervorgebracht, und ich bitte nicht um Verzeihung! Liebe,

beste, einzige Rahel, ich schwöre es Ihnen bei allem, was edlen Menschen heilig ist, — so wahr ich gerne Kränkungen und Verkennung und selbst Verachtung dulden will, wenn Sie mich hernach nur eines freundlichen guten Blicks würdigen wollen — so was thue ich Ihnen nicht wieder; ich weiß, wie sehr Ihr ganzer Brief ernst gemeint ist; aber untersuchen Sie es genau, oder lieber — lassen Sie die Sache ununtersucht; glauben Sie mir, ich allein bin der Strafbare. — Wenn ich jemals Lust, unüberwindliche Lust hatte Sie zu sprechen, so ist es heute; heute ist mir's so recht deutlich, was ich an Ihnen habe. Was soll man thun? Das ist noch das Gute. Wer weiß, wie viel hundert Meilen wir einmal auseinander sind; ich will Sie auch gar nicht mehr quälen; ich will Sie schonen wie ein Kleinod, wie ein großes Kunstwerk; Sie, Kunstwerk und Künstlerin zugleich! — Ihre Briefe? es versteht sich, daß ich sie behalte, meine Liebe; und Sie behalten das Recht darauf; ich will ordentlich ausdenken, wie ich's mache, wenn ich sterbe. Vor der Hand denke ich, es ist am besten, wenn ich sie alle versiegle und darauf schreibe: Briefe von Lindner, gehören nach Jena, oder wo er sein wird; der erbricht sie sicher nicht; ich will mich noch besinnen. So plötzlich sterbe ich wahrscheinlich nicht, und während einer Krankheit kann man Anstalten treffen.

Mit der Binde übereilen Sie sich ja nicht; es ist Winter; Sie sollen nicht viel sitzen, Ihre Augen nicht angreifen, nicht der Augen wegen, aber wegen des Kopfs, der mit darunter leidet. Wenn ich nur etwas von Ihnen habe, ehe wir weit auseinander gehen; und daß Sie sie erst selbst tragen wollen, ist himmlisch.

Ich muß aufhören. Horn hat mich innig gebeten, ihm nach Breslau zu schreiben. Das muß heute noch geschehen, und jetzt ist's 11 Uhr. Morgen läßt sich Mozarts Wittwe singend hören. Ich bin's ihrem Manne schuldig. Ich habe

Ihnen noch recht viel zu sagen; aber ich muß wohl au hören. Gute Nacht! und meinen innigsten, den rein Dank, den die Götter wollen. Adieu, Liebe.

Veit.

Er brennt — hat ausgebrannt; die Asche liegt neb mir auf der Erde. Mir ist wirklich, als ob ein Freun gestorben wäre! Ach Gott, wenn man denkt, was man ze stören kann! Es thut mir nicht leid, daß ich's gethan hab denn es war recht; aber wehe thut es mir doch. In Lei zig zeige ich Ihnen die erhaltene Stelle! Kein Wort meh — Ich kann Horn nicht mehr schreiben; vielleicht morge Die Post hat Zeit, ich nicht. Adieu! —

Veit.

II.

Henriette Mendelssohn.

Henriette Mendelssohn.

Sie war die jüngste Tochter von Moses Mendelssohn. Schöne Bildung der Seele hatte sich in dieser anlagenreichen Natur mit höchster Weltbildung vereinigt; sie gaben einer äußerlich unscheinbaren Persönlichkeit eine edle, feine, ruhige und wohlthuende Gegenwart. Durch ein Leben voll Prüfungen und Verzichtungen hatte sich der innere Werth nur stets gediegener gestellt, und wenn derselbe zuletzt doch den auch äußeren Anhalt, den die katholische Kirche gewährt, eifrigst festhielt, so geschah auch dies auf eine Weise, welche jener zwiefachen Bildung würdig entsprach.

Was Zelter in einem Briefe an Goethe mit großer Anerkennung von ihr sagt, wäre in einigen Ausdrücken zu berichtigen. In Rahels Briefen finden sich mehrere bezeichnende Stellen über sie; hier einige Blätter, in welchen sie selbst redet.

Sie starb zu Berlin im November 1831.

1.

Den 23. Juni 1793.

Wer Ihnen Herrschsucht andichtet, meine Liebe, dem darf man nur Ihren letzten Brief geben, um jede Ahndung davon zu tödten; so schreibt oder denkt kein Herrschsüchtiger. Indeß begreif' ich doch, wie es zugehen kann, daß man Si dafür hält; ich selbst war ehedem von einem solchen Wahn bethört, und das kam daher, weil sich Ihnen alles ergab, denn daß das die Bedingung Ihrer nähern Bekanntschaft sei, wußte ich noch zu wenig. Grade darum, weil Sie's am wenigsten fordern, braucht's gar kein Raisonnement sich Ihrem geläuterten, unverkennbar erleuchteten Sinn zu unterwerfen, und indem Sie einen unbewußt zu einer in Bewunderung und Demuth gehüllten Hingebung zwingen, gewinnt es für Andre das Ansehn, als forderten Sie's; aber das ist durchaus nicht wahr, ich weiß es und habe Ihre richtigeren Begriffe, gepaart mit einem wohlthuenden Nachgeben, oft genug angestaunt, und in der letzten Zeit unsres Zusammenseins hat's mich sogar oft auf eine gewisse Art gedrückt, wenn Sie baten, wünschten, wo es so süß war, Ihnen zu gehorchen! Nein, meine Liebe, ich traure, daß Ihnen dies Veranlassung zu einem trüben Augenblicke gab. — Diesen Augenblick bekomm' ich Ihren Brief, ich kann schlechterdings nur sagen, daß ich ihn bekommen. Gott segne Sie dafür! —

Henriette.

2.

Wien, den 8. April 1800.

Komme ich doch endlich dazu, Ihnen zu schreiben, liebe Rahel, nachdem ich ein ganzes Jahr, und nun wieder neuerdings vier Wochen, den Vorsatz mit mir herumgetragen, mich jeden Augenblick in dieser langen Zeit zum Schreiben setzen wollte, und immer, bald innerlich, bald äußerlich, gestört wurde. Sie wissen nicht, was das heißt, leer, träge, und immer sehr kleinlich beschäftigt zu sein; so bin ich, und darum ist mir das Schreiben eine sehr lästige, mühselige Sache. — Ich weiß nicht, ob Ihnen Wiesel gesagt hat, wie mir's geht, ich weiß nicht, ob er's wissen kann, da doch nur das Gemüth und die innersten geheimsten Wünsche die Situation bestimmen, und woher sollte er mich bei all seinem Verstande wohl kennen, da ich selbst täglich eine neue Bekanntschaft in mir mache. Das weiß ich, liebe Rahel, eine Andre, mit eben so viel Sinn für alle Arten von Lebensfreuden, und besonders für die schönsten und edelsten, wie ich, die dabei aber den Verstand hätte, nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu verlangen, und nicht aus so viel Resignationen und Gründen zusammengesetzt wäre wie ich, würde in meiner Lage schon den Verstand verloren haben, nämlich toll geworden sein; und das ist zwar so schlimm nicht als die Leute glauben, denke ich, man hat doch Gedanken dabei, und wenn sie sich nicht eben methodisch an die Folge der alten, gewohnten reihen, so mag das wohl um nichts schlimmer sein. So gut wird mir's aber nicht, ich werde nur dumm, die Vergangenheit giebt mir keine schöne Erinnerungen, die Gegenwart keinen Genuß, und für die Zukunft habe ich keine Hoffnungen. Dabei lese ich gar nicht, denn man bekömmt gar keine Bücher, gar nichts Neues, und für's Alte bin ich zu zerstreut. **Malgré tout cela** nennen mich die

Leute doch klug, sind sehr zufrieden mit mir, und Einer glaubt's dem Andern, daß ich sehr interessant bin! — Liebe Rahel, ich weiß nicht mehr, was ich mit mir anfangen soll, wie ich endlich das Leben, das einem so hoch angerechnet wird, wenn auch nur auf einen schönen flüchtigen Augenblick genießen soll! — Wiesel*) sehe ich sehr oft, alle Tage und recht viel, und ich wundre mich noch jedesmal, wenn er in die Thüre tritt. Wenn Sie mit Ihrem großen Verstande, der sich in den leichtesten schönsten Einfällen und Bemerkungen jeden Augenblick mittheilen kann, sich wundern, daß Wiesel so gern mit Ihnen ist, wie muß ich es bei mir nun unerklärlich finden, da ich doch höchstens nur verstehe, was einer Schönes sagt und denkt! — Mich freut's, daß auch Sie die Aehnlichkeit zwischen Wiesel und Humboldt gefunden haben, mir war sie auffallend. Wiesel ist recht brav, voll Verstand und Feuer und mit Sinn für alles was in's Leben gehört; er kann verachten wie sich's gehört, dabei verkennt er aber doch nie eine wirklich schöne Seite im Menschen, wenn sie auch gar nicht in seine Sphäre gehört, er kann so still und gutmüthig und einfach sein, als wäre er's wirklich noch, da er doch nichts weniger als eine dupe des sogenannten Schicksals ist, und sich wohl zu vertheidigen weiß, wenn es gilt. Mit seinem Anerbieten, das er Ihnen gemacht, Liebe, war es und ist es ihm großer Ernst; er sagte mir gleich, als ich ihn das erstemal sprach, er könne sich nichts Angenehmeres denken, als in Ihrer Gesellschaft zu leben, und Pauline ist recht gut, und wenn sie nur erst sicher ist, daß Sie nicht von Philosophen und Dichtern sprechen, und besonders so etwas von ihr nicht verlangen, so sind Sie ihr gewiß besonders lieb. — Wien wird Sie ungemein amüsiren. Sie werden in der schönsten Gegend auf dem Lande wohnen, dabei aber gar keinen großen Fonds

*) Vgl. den Brief Adam v. Müllers an Rahel v. 31. März 1826.

von ländlicher Einfachheit brauchen, denn Sie leben dort unter der haute volée, an Bauern und Vieh ist gar nicht zu denken. Von den Vergnügungen, die Sie hier finden werden, hat Ihnen gewiß Wiesel und Ihr Bruder eine lebhaftere Darstellung gemacht, als ich könnte, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich recht oft an Sie dabei denke und Sie hierher wünsche, wenn ich etwas sehe, das Ihnen Freude machen könnte. Ob Sie bei dem allen kommen werden, und sollten, das kann bloß Ihre Stimmung entscheiden. —

Ich schicke Ihnen dies angefangene Blatt vom 8. April zu einer Art von Rechtfertigung für mich mit, liebe Rahel. Ich habe gewiß oft, recht oft an Sie gedacht, aber Sie wissen — Schreiben und Lesen ist eine Gabe von Gott, und dem habe ich nicht Vieles zu danken!

Unterdessen ist manches anders geworden, wir sind Alle auf dem Lande, Cesar's sind hier, und Sie scheinen nicht kommen zu wollen, da Sie Wieseln nicht geantwortet und nichts bestimmt haben. — Lindner sagt mir, Sie wären krank und sehr unglücklich. Das thut mir Gott weiß wie weh! — Es ist so schwer, hier zu fragen, oder auch zu vermuthen, und vielleicht Erinnerungen zu wecken, die Sie nicht gern hervorrufen mögen. Wenn ich bei Ihnen wäre, würde ich fühlen, was Sie quält, und schweigen oder reden können. — Wenn ich nur wüßte, daß das Andenken an Karl Sie nicht mehr beunruhigt! Ich könnte es nicht ertragen, daß diese flache Seele mit der Schuld belastet würde, Ihr reiches Gemüth zerstört zu haben. Ich könnte Ihnen viel von ihm erzählen, ich sehe ihn sehr viel, und er ist recht ehrlich und freundschaftlich gegen mich; aber wenn ich Ihnen die einförmige Bewegung, in der sein Leben verfließt, in der die kleinsten Eitelkeiten, die unmännlichsten Schwächen die stärksten Motive seiner Handlungen sind, beschriebe, ich müßte Ihnen zu hart scheinen, und ich würde mir selbst so vorkommen, denn wenn man von Karl nur nicht fordert,

was er nicht zu leisten im Stande ist, nicht Leidenschaft, und nicht mehr Karakter, als dazu gehört, eine schöne Uniform zu unterstützen, so ist er recht brav und gut. Nur soll er nicht urtheilen, und nicht lieben wollen! Sein Herz kommt mir grade vor wie eine Uhr für Kinder, sie hat das Zifferblatt, aber sie geht nicht. — Wenn ich dies irgend einem Andern als Ihnen sagte, thäte ich Karln Unrecht, und ich würde es mir nicht vergeben; er hat sich sehr gut gegen mich gezeigt; aber Sie sind mir mehr als er, und glauben Sie mir, wenn Sie kommen, Sie würden ruhig werden, wenn Sie ihn hier leben sähen. — Er hat mir anfangs oft von Ihnen gesprochen, er war immer sehr bewegt, und wenn die Ursache dieser Rührung nur klarer und deutlicher in ihm gewesen wäre, würden es Momente sein, die seinem Herzen Ehre machen, aber wie konnte man ihm die Verwirrung anmerken! Er wußte nicht, was er wünschen, nicht was er bereuen sollte. Und so geht es ihm durchaus, in der großen Welt beunruhigt ihn der Sinn für etwas Schöneres, und in andere Verhältnisse trägt er den leeren, flachen Seelenzustand herüber, den ihm die große Welt giebt. Könnte ich Ihnen sagen, daß er liebt, ich würde es thun, selbst wenn ich Ihnen Schmerzen dadurch machte, die Fähigkeit wäre schon ein Verdienst, aber er ist so zufrieden, wenn nur die Welt glaubt, daß er bald diese bald jene liebt, seine Ruhe und seine Toilette sind ihm hinlänglicher Genuß. Wenn Sie ihn doch nur nicht geliebt hätten, — ich würde dies alles gar nicht ahnden, ich würde ihn gebildet und recht liebenswürdig finden, — aber dies hat ihn auf eine andre Stufe gestellt, und da gehört er nicht hin. — Verzeihen Sie mir mein Urtheil und meinen Eifer, und lassen Sie mich ihn nicht bereuen! Ich bitte Sie, glauben Sie nicht, daß ich irgend jemand andern als Sie von meiner Meinung überzeugen möchte. —

Ludwig Robert reist diesen Abend weg, und wenn ich

ihn ohne Brief an Sie weggehn ließe, es würde mich recht mißvergnügt machen. Lassen Sie sich seine Ansicht von Wien erzählen, ich kenne sie zwar nicht, ich habe ihn nie gefragt darum, aber ich glaube, Wien mißfällt ihm, und dies gefällt mir an ihm. Lassen Sie sich von Arnsteins Haus erzählen, es ist interessant. —

Sie könnten mir viel schreiben von sich und Andern, aber ich kann es kaum erwarten, so viel Vergebung ist in keiner menschlichen Brust. — Ich möchte so gern wissen, wie Vetter ist, und wen sollte ich fragen? Wiesel spricht mit großer Liebe von ihm, und wenn mich die Menschen so gern überzeugen wollten, daß Wiesel nichts liebt und keinen Freund haben kann, so fällt Vetter mir zur rechten Zeit wieder ein. Er sagt mir, Vetter sei weit interessanter, als er. Finden Sie's auch? ich kann mir's denken, und es ist mir leid, daß ich ihn nicht kenne.

Sonderbar ist, wie ich jetzt mit niemand so viel als mit Cesar's und Wiesel lebe, und wie ich sonst sie vermied, und nie glauben konnte, daß wir je uns nähern könnten. Paulinens schönstes Talent ist ihre Liebe, sie ist eigentlich weder gut noch gebildet, aber reizend und naiv. Wiesel läßt keinen Tag vergehn, ohne mich zu sehen, da ich so wenig Ansprüche mache, und nur Freude an ihm habe, so betrachtet er mich wie den zweiten Theil seiner Frau. —

Lindner, wie ist denn der? Er hat in den drei Wochen, die er hier ist, schon einigemal leidenschaftlich geliebt und einige Fantaisien gehabt, jetzt habe ich ihn in fünf Tagen nicht gesehen, und ich weiß nicht, woran er ist. Mir kömmt er fein und lebhaft, und ganz vorurtheilsfrei vor, ich habe ihn recht lieb.

Adieu, meine liebe Rahel! Ich vergesse Sie gewiß nie. Was ich je noch Außerordentliches in meinem gemeinen Leben gesehen und gekannt, hat immer einen bleibenden Eindruck

auf mich gemacht. Grüßen Sie Ihren Bruder und Rose von mir. —

Henriette.

3.

Wien, den 24. August 1801.

Möllendorf geht von hier zuerst nach Schlesien, und da mein Brief wenigstens das Verdienst haben soll, sicher und schnell anzukommen, so schicke ich ihn lieber direct. — Daß er Ihnen aber auch die verlangten andern Briefe nicht bringt, ist nicht meine Schuld, aber ich kann es entschuldigen! — Finckenstein brachte mir den Brief von Möllendorf, — den ich erst Tags darauf in der Stadt sah —, und da er vermuthete, daß einer für ihn darin sei, mußte ich ihn in seiner Gegenwart aufmachen; er hatte den seinen früher geendet, und ich sah ihn sehr überrascht und erschüttert; ich gab ihm darauf den an mich zu lesen, und er verließ mich schnell und schien sehr gerührt; ich nahm mir im Herzen vor, Sie zu bitten, ihm die Briefe zu gönnen, wie Sie ihn auch immer erfunden haben mögen; ich bin überzeugt, daß er auch nicht auf die entfernteste Weise Mißbrauch davon macht, er hat eine unbegränzte Achtung für Sie, und ich bin überzeugt, er verlöre einen Theil seiner Existenz, wenn er diese Briefe herausgeben müßte; ich denke mir, daß er sie mit eben dem Gefühl von Reue, mit eben dem heimlichen Stolz ansieht, wie ein Verschwender, der die Güter betrachtet, die einst sein waren, und denen er nun fremd geworden ist! — Dennoch frug ich ihn, ob er mir nichts für Sie zu geben hätte; er sagte mir aber ganz kurz, sagen Sie ihr, ich würde die Briefe einst ihren eigenen Händen überliefern, aber keinen andern. — Da haben Sie seine Antwort: sind Sie aber nicht damit zufrieden, so lassen Sie wenigstens meine Fürbitte gelten, um die er übrigens gar nichts weiß. —

Ihr Freund Möllendorf wird Ihnen, liebe Rahel, eine fürchterliche Beschreibung von Wien machen; es hätte nicht viel gefehlt, daß ihn seine glückliche Laune, die ihn überall zu begleiten scheint, hier verlassen, es ist alles au pied de la lettre wahr, was er Ihnen erzählen wird; doch müssen Sie der Billigkeit wegen hinzudenken, daß er eben im unglücklichsten Moment für einen Fremden hier ankam; die schöne Welt ist zerstreut auf den Gütern, oder in den Bädern, und nur die Quintessenz der Wiener ist jetzt hier anzutreffen; das größte Unglück aber war unstreitig, die Arnstein nicht hier zu finden; ihr Haus ist einzig in seiner Art, so wie sie selbst es ist; es ist beinah der einzige Standpunkt, von dem man Wien recht würdigen und genießen kann; man ist bei ihr in guter Gesellschaft, ganz ohne Zwang, so comfortable, wie nur immer in seinem eignen Hause, und sieht von da aus das Treiben der Wiener und ihren Ernst und Spaß, wie in einem täuschend gemahlten Guckkasten, ohne gedrängt und gestoßen, oder von der unerhörten Geschmacklosigkeit und plumpen Frivolität in jedem Punkt des Gefühls beleidigt zu werden. — Ich müßte zu viel schreiben, wenn ich Ihnen auch die Rückseite dieses Gemähldes schildern wollte, und deutlich könnte ich's doch nicht machen; kommen Sie her, liebste Levina, und sehen Sie mit Ihrem einzigen Blick mehr, als ich Ihnen je sagen könnte; gereuen würde Sie es nicht, trotz allen Horreurs, die man Ihnen erzählen wird und die alle buchstäblich wahr sind; auch mich reut es nicht, hierher gegangen zu sein, obgleich manche Verhältnisse hier, und besonders manche Menschen, mit denen man leben muß, alles übertreffen, was ich mir je in der übelsten Laune hätte denken können, obgleich die zwei Jahre, die ich nun hier bin, völlig für mich verloren sind, ja so ganz verloren, daß ich mich selbst nicht mehr erkennen und finden kann, — aber, sei es nun, daß mir die Augen jetzt geöffnet sind, weil ich doch einmal

zu Verstand kommen mußte, oder daß dieser Widerspruch, der ewige Kampf, so wirkt, in dem mein Gemüth sich mit allem, was es affiziren kann, befindet, ich bin auf einmal erwacht, und sehe nun, daß ich bis jetzt weder das rechte gewollt, noch gethan, daß grade die Ideen, die ich am liebsten in mir pflegte, denen ich die größten Opfer brachte, gar nichts taugen, kurz ich bin jetzt da, wo andre Frauen schon in ihrem vierzehnten Jahr sind, nur mir war es vergönnt, bis zum vierundzwanzigsten in einer andern Welt zu leben, die mir aber freilich auch nicht gefallen konnte, eben weil ich allein war; jetzt geht nun noch alles bunt durch einander vor meinen Augen, ich weiß mich noch nicht recht zu finden, und darum kann ich nicht von meinen Wünschen und Planen sprechen. — Doch, sehe ich es nicht zu deutlich, in meinem Leben bis jetzt, wie es enden wird? ich werde immer durchgehends von allen Menschen und Menschenarten geschätzt und geliebt und nicht gekannt sein, ich werde Theilnahme für Alle, und niemand sie für mich haben, ich werde meine kleinen Opfer bringen, die keinem eigentlich nützen, und mir meine Existenz verderben — dann legt er sich zu seinen Vätern nieder, und er kömmt nimmer wieder!! Amen! Ich habe schon so viel geschrieben, und Ihnen noch kein Wort über Ihren herrlichen Brief gesagt, wahrhaftig nicht aus Sucht von mir zu sprechen, weiß ich denn nicht, daß alles, was ich bin und was ich von mir sagen kann, nicht eins von den gescheidten und liebenswürdigen Dingen werth ist, die in dem Briefe stehn? wirklich ist er köstlich dieser Brief, und Sie hätten mir keine größere Freude machen können, als mir eben einen solchen zu schreiben, ich habe bei einigen Stellen vor Vergnügen laut aufschreien müssen. Ja wohl wirkt sie, diese lumpige Welt, wenn man endlich schon ganz am Ende und kraftlos zu sein glaubt. Trotz meinen auf nichts hoffenden Augen habe ich doch eben diese Erfahrung in ihrer ganzen

Stärke gemacht; Ich könnte Ihnen das erzählen, es würde Sie sogar interessiren, aber ich kann es höchstens erzählen; jetzt bin ich aber auch fertig und gescheidt genug, von der Welt nichts mehr zu erwarten, als was sie mir geben kann, ich halte keinen Menschen mehr für besser als mich selbst, und wenn ich eine schöne Gegend sehe, fällt mir gar nichts weiter dabei ein, als daß es Bäume, Wiesen und Felder sind! — Freilich hätte ich vieles darum gegeben, mit Ihnen, liebe Rahel, in Paris zu sein, ich hätte auch hinkommen können, wenn ich es noch einmal hätte versuchen wollen, die jetzigen Unannehmlichkeiten meiner Lage, mit großer Unruh und vielem Verdruß und Sorge, gegen andre zu vertauschen, die vielleicht noch größer wären; übrigens wäre ich auch dann erst künftigen Monat hingegangen, und hätte Sie also doch verfehlt, ich will erwarten, was mir die Zeit bringt. — Wenn Sie mir aus Paris geschrieben haben, so macht mir diese Nachricht nur jetzt den Verdruß zu erfahren, daß ein Brief von Ihnen verloren gegangen ist, ich habe in undenklicher Zeit keine Zeile von Ihnen, und so wären Sie mir noch eine Antwort schuldig, denn ich habe Ihnen damals durch Wiesel geschrieben. — Von dem höre ich auch nur zufällig, er geht jetzt nach der Schweiz mit Vetter und seiner Frau, die übrigens sehr intim mit Roux sein soll. Das sind Geschichten! Aber sehr natürliche, die übrigens ihm weder unerwartet, noch unangenehm sein können. Ich darf dreist behaupten, daß ich seit Wiesels Abreise kein gescheidtes Wort gehört habe, avouez que cette abstinence est un peu forte! —

Sie bekommen jetzt eine ganze Wiener Kolonie nach Berlin, die Prinzessin Eybenberg ist wahrscheinlich schon dort, und Arnsteins kommen bald. Henriette A. wird Sie wahrscheinlich sehr suchen, und Sie werden ein recht liebliches Geschöpf finden, ihre Furcht vor Ihnen wird jetzt aufgehört haben, nun ihr Kousin, den sie so adorirt, Sie

ihr schon näher bekannt gemacht haben wird. — Ich weiß nicht, warum es mir immer ist, als kämen Sie mit ihnen her, ich sehe gar keine raison suffisante dazu, aber mir würde genügen, Sie hier zu sehn, ganz ohne raison. — — Brinckmann hat mir Einmal aus Berlin geschrieben, sein Brief begleitete einen von Luise von Berg —, es fällt mir schwer auf's Herz, indem ich ihren Namen schreibe, daß ich ihr noch nicht geantwortet — und war wenig mehr als ein Kouvert. Doch schreibt er mir von Ihnen, daß er sehr zufrieden mit Ihnen sei, daß Sie wo möglich noch interessanter geworden wären, ja er giebt Ihnen sogar die Erlaubniß wieder nach Paris zu gehn, denn Ihnen sei der Aufenthalt dort nützlich gewesen. — Humboldts also auch wieder bei Ihnen! Kömmt denn gar kein ächter Mensch mehr durch Wien! Jedes kömmt an seinen Ort — !

Wenn Sie wirklich nach Schlesien gehn, wäre es für Sie ein Leichtes, und eine sehr angenehme Reise, wenn Sie über Wien gehn. Wie unendlich würde es mich freuen! Doch bereite ich Sie gleich vor, und bitte Sie, machen Sie mir keine Vorwürfe über meine Verhältnisse und Lebensweise; ich sehe alles, und kann nichts ändern! — Wenn Sie doch kämen! Ich trage Ihnen viel freundliche Grüße für Burgsdorf auf, wenn Sie ihn sehen; er war so liebenswürdig, sich meiner zu erinnern. — Können Sie es denken, daß ich ein solches monster of ingratitude bin, und der Herz seit mehr als einem Jahr nicht geschrieben habe? ich mache mir wirklich Vorwürfe darüber, aber da Sie mir's schwerlich vergeben wird, mag mir's nun Gott vergeben!

Es war doch wohl nicht Ihr Ernst, daß Sie Ihren Brief wieder zurück verlangten? daraus wird nichts, er ist so einzig, wie er — wahrscheinlich bleiben wird! Leben Sie wohl, liebste Rahel, ich grüße und umarme Sie herzlich, und wünsche kaum etwas sehnlicher, als Sie bald wieder zu sehn. Ich grüße Möllendorf, wenn er zurückkömmt, es

hat mir leid gethan, nichts für ihn thun zu können, als seinen Ennui bedauern.

Die Liman hat mich nicht einmal durch Herrn von Quast grüßen lassen, hat mir auch nie geantwortet, aber ich grüße Sie dennoch, und Ihre Schwägerin auch. Wie lebt Schwester Röschen? Ist es wohl möglich, daß Sie mir bald einmal wieder schreiben, so sagen Sie mir das auch. Adieu. Ihre

Henriette.

4.

An Ludwig Robert.

Horchheim bei Koblenz, den 7. August 1821.

Es ist Ihnen, mein lieber Freund, mit den Guten, zu denen Sie mich so freundlich rechnen, ergangen, wie es uns wohl im Allgemeinen mit dem Guten geht. Wir suchen es in weiter Ferne, während wir es unbewußt ganz in unsrer Nähe haben. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich es, seit ich Ihren Brief über Paris hierher erhielt, noch stündlich bedaure, daß ich von Ihrem Aufenthalt in Karlsruhe nichts wußte. Ich war mit meinem Zögling während drei Wochen in Baden, und am 31. Juli fuhren wir über Karlsruhe hierher! In dem reizenden Städtchen, das ich mir in Gedanken zu meinem künftigen Aufenthalt wählte, hätte ich mich so gern etwas aufgehalten, nur das unangenehme Gefühl des Fremdseins, und besonders eine Art von übler Laune darüber, daß ich Ihre Schwester und Varnhagen nicht mehr da finden sollte, machten, daß ich nach einigen Stunden weiterfuhr. Ich werde es lange nicht vergessen, wie viel Vergnügen es uns Beiden gemacht hätte, uns nach so langer Zeit wieder zu begegnen! — Ich werde mich Ihres Auftrags mit Eifer annehmen, aber wird Ihre Empfohlene nicht ungeduldig werden, bis es mir gelingt, ihren Wunsch zu erfüllen, da ich wohl erst in sechs Wochen wieder in Paris sein werde,

weil meine Kleine noch die Bäder in Embs brauchen soll. In dem Hause ihres Vaters sehe ich leider keinen Platz, der Ihrer Empfohlenen anstehn könnte, doch ist es allerdings wahr, daß man jetzt in Paris oft Deutsche sucht. Was ich also werde thun können, um solche Familie zu erfragen, soll mit dem bereitwilligsten Eifer geschehn, und es bleibt mir nur der Wunsch, daß es mir bald gelinge. Ich höre, daß eine Gräfin Rapp in Embs ist; im Fall es die Frau des Generals ist, wie denn wohl zu vermuthen steht, so werde ich ihr den Brief der Demoiselle übergeben.

Was Sie nach Karlsruhe geführt, scheint mir unbegreiflicher, als daß Sie es jetzt zu Ihrem Aufenthalt wählen, und sich dort häuslich niederlassen. Ich habe einen gleichen Wunsch nie so lebhaft gefühlt, als eben da! Es ist ein so freundliches Städtchen, die Einwohner scheinen mir gebildet und nicht überbildet, in der Nähe sind die herrlichsten Gegenden, die Gott geschaffen, kurz es ist mir in der Seele ein dauerndes Bild davon geblieben! Ich wünsche Ihnen Glück, lieber Freund, zu allem was Sie unternehmen, und da nach meiner Meinung das eigentliche Glück ein Resultat unsrer Handlungsweise ist, so werden Sie's finden.

Wenn Sie Ihrer lieben und von mir geliebten Schwester schreiben, so sagen Sie ihr in meinem Namen, daß ich in Baden von ihr mit Liebe und wirklichem Enthusiasmus habe sprechen hören; es thut gar nichts, daß die äußerst liebenswürdige Frau, die so von Ihrer Schwester mit gesprochen, die Großherzogin Stephanie ist, aber mir ward sie um so vieles lieber dadurch.

Grüßen Sie auch Varnhagen von mir auf's beste! Ich bin in diesem Augenblick bei meinem ältesten Bruder, der ein Landhaus bei Koblenz hat. Morgen reise ich nach Embs. Leben Sie wohl, lieber Robert, und bedauern Sie es, so wie ich, daß wir uns nicht gefunden!

Ihre ergebene

Marie Henriette Mendelssohn.

III.

Fürst von Ligne.

Karl Joseph,
Fürst von Ligne.

Umständlich und genügend über den Fürsten von igne zu sprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die rische Munterkeit und anmuthige Feinheit französischen eistes, der ätherische Flattersinn und tapfre Materialis- mus eines verschwundenen Zeitalters, müßten wieder uftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um ine solche Gestalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürst on Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden lugen unsrer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüssel, aus einem er ältesten und berühmtesten Geschlechter der Niederlande, var er früh berufen, alle Vortheile der großen euro- äischen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage eines Vaterlandes und die Verhältnisse seines Hauses onnte er gleicherweise nach Frankreich wie nach Oester- eich gezogen werden, und wiewohl seine staatsbürger- liche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete,

so hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art gesellschaftlicher Heimath, die sich überall hin erstreckte, wo französische Lebensart und Bildung sich geltend gemacht hatten, also in jeder Hauptstadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris selber.

Er zeichnete sich im siebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchsten Ehrenstufen des Kriegsdienstes. Er machte Reisen und knüpfte Verbindungen, welche politisch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Versailles in der angesehensten und vertraulichsten Wirksamkeit. Eben so am Hofe der Kaiserin von Rußland. In Wien war der Mittelpunkt seines Ansehns, seiner Ehren und Würden, des großen verwandtschaftlichen Zusammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn gestellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienste mußten sich bei ihm gleichsam unterordnen, und nur seine Haupteigenschaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der gesellschaftlichen Heiterkeit. Der tapfre Kriegsmann, der Feldmarschall, der Fürst, der Grand von Spanien, der Ritter des goldnen Vließes und Kommandeur des Marien-Theresien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigsten Häuser, der Gefährte und Liebling der größten Herrscher Europa's, alle diese verschwanden in der freundlichen Persönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieser Persönlichkeit nicht besser andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den sie aus den Schriften des Fürsten gegeben, sich also über ihn vernehmen läßt:

„Das Gespräch von Männern, die durch ihren Geist der Unterhaltung berühmt sind, nicht selbst genossen zu haben, wird man immer bedauern müssen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommne Vorstellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles was sich festhalten und wiederholen läßt, kann nimmer diese jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieses Treffende des Ausdrucks, diese Eleganz in den Manieren schildern, welche den Zauber der Geselligkeit ausmachen. Der Feldmarschall Fürst von Ligne ist von allen Franzosen als einer der liebenswürdigsten Männer Frankreichs anerkannt worden, und selten gestehen sie dieses Lob solchen zu, die nicht unter ihnen geboren sind. Vielleicht sogar ist der Fürst von Ligne der einzige Fremde, der in der französischen Geistesart Muster geworden ist, anstatt Nachahmer zu sein. Er hat viele nützliche und gründliche Aufsätze über Geschichte und Kriegskunst in Druck gegeben. Er hat die Verse und die Prosa mitgetheilt, zu denen er in seinen Lebensumständen Anlaß gefunden, immer ist Geist und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein seine Schreibart ist oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man so sagen darf. Man muß sich den Ausdruck seines schönen Gesichts dabei vorstellen, die eigne Mun-

terkeit seines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er sich dem Scherz überläßt, und man wird denn auch noch die Nachlässigkeiten seines Schreibens lieben. Ist man aber nicht unter dem Zauber seiner Gegenwart, so zergliedert man einen Schreibenden, den man stets hören muß, indem man ihn liest, als einen Schriftsteller; sehr mit Unrecht, denn selbst die Fehler seines Stils sind eine Grazie in seinem Gespräch. Was vielleicht grammatisch nicht ganz klar ist, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbeugung der Stimme, genug durch alles, was der Kunst zu sprechen tausendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunst zu schreiben besitzt."

„Es ist demnach schwer, durch den todten Buchstaben diesen Mann darzustellen, dessen Gespräch von den größten Genien und den erlauchtesten Herrschern als die edelste Erholung gesucht worden. Um jenes indeß so viel als möglich zu erreichen, habe ich seinen Briefwechsel und seine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die persönliche Bekanntschaft mehr zu ersetzen. Ein Buch ist immer nach irgend einem System gemacht, welches den Verfasser dem Leser in einige Ferne stellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftstellers herausrathen, allein sein Talent selber muß zwischen ihn und uns eine Art Fiktion setzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verschiedene Gegenstände drücken zugleich das Träumerische und das Vertrauliche des Geistes aus; zu sich

selbst und seinen Freunden spricht man so: hier ist nicht, wie in La Rochefoucault, eine sich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menschen, die Dinge und Ereignisse, sind dem Fürsten von Ligne vorübergeschritten. Er hat sie beurtheilt ohne Absicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Systems auflegen zu wollen, sie waren so, oder wenigstens schienen sie ihm so diesen Tag. Und wenn dennoch Einklang und Zusammenhang in seinen Vorstellungen ist, so ist es der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen."

„Ein Gespräch zwischen einem Freigeist und einem Kapuziner interessirt durch die liebenswürdige Kunst, mit welcher der Fürst von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und seine eigne Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Gespräche des Fürsten von Ligne mit Voltaire und Rousseau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geistes hegte: man muß dessen so viel haben wie er, um weder Fürst noch großer Herr mit Männern von Genie zu sein. Er wußte, daß Bewundern edler ist als Beschützen; er war geschmeichelt von dem Besuche Rousseau's, und scheute sich nicht, diese Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes ist die Ruhe, welche sie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um sowohl die Gesellschaft als die Natur richtig zu beurtheilen, ist es vielleicht nöthig, beiden Dank schuldig zu sein."

„Am meisten dem Gespräch nähert sich der Briefwechsel, und durch den des Fürsten von Ligne kann man ihm in sein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend seines Geistes wahrnehmen, die Unabhängigkeit seiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm besonders durch gefahrvolle Umstände eingehaucht wurde. Seine Briefe sind an den König von Polen, dem er von zweien Zusammenkünften mit dem großen Könige von Preußen Bericht abstattet; an die Kaiserin von Rußland, an den Kaiser Joseph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türkenkrieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reise in der Krim; diese Briefe flößen also durch ihren Gegenstand und durch die Personen, an die sie gerichtet sind, ein doppeltes Interesse ein. Der Fürst von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und besonders die Kaiserin von Rußland, im Kreise der vertraulichsten Geselligkeit gesehen, und was er davon sagt, macht uns in dieser Gesellschaft mitleben. Das Bildniß des Fürsten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, ist wahrhaft ein Meisterstück. Es ist nicht gearbeitet wie jene Bildnisse, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenstand. Man sieht den vor Augen, den der Fürst von Ligne beschreibt: allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunst anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich ist, jeder Art von berechneter Absicht mehr fremd zu sein; seine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menschen durch

eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, scheint ihm Leitung zu sein.“

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von seinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt sehen, und sich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeschenk schmücken, hat gleichwohl der Fürst von Ligne sein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgestellt, als seine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt sich glücklich geboren, weil er wohlwollend ist, und meint, daß er dem Schicksal eben so gefalle, wie seinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch setzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß desselben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungestüme Art, die man gewöhnlich der französischen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürst von Ligne in den letzten Kriegen gewünscht habe, sich öfter die Gelegenheit dargeboten zu sehen, seine französische Tapferkeit gegen die Franzosen auszuüben: dies ist die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, dessen philosophische Fassung man loben müßte, wenn für solche gelten dürfte, sich mit der Absicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen.“

„Er hat ein großes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit eingebüßt, und einen sehr seltnen Stolz darin bewiesen, daß er nichts gethan, um diesen Verlust zu ersetzen. Nur ein einzigesmal ist seine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod seines ältesten

Sohnes, der getödtet wurde, indem er sich in den Gefechten gleich seinem Vater bewährte. Da suchte der Fürst von Ligne vergeblich Hülfe bei seiner Vernunft und selbst bei dem Leichtsinne des Geistes, der nicht nur zur Anmuth dient, sondern bisweilen auch die Schmerzen der Seele zerstreuen hilft. Er war in's Herz getroffen, und seine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entschlüpften, nur um so schrecklicher. Diese Furcht, gefühlvoll zu erscheinen, wenn man sich bisweilen über das Gefühl zu scherzen erlaubt hat; diese Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Andern immer nur seine Mittel zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieser ganze Kontrast, diese ganze Mischung von Ernst und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe, machen den Fürsten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geist der Geselligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn besitzt, giebt selten so viele Grazie und läßt dabei so viele Tüchtigkeit bestehen. Man möchte sagen, die Bildung sei in ihm auf dem Punkte stehen geblieben, wo die Völker nie stehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert sind, ohne daß irgend Wesentliches dabei gelitten hat."

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürsten von Ligne weder bestreiten, noch bestätigen. Uns genügt, einige zerstreute Züge einer stets wechselnden, stets pikanten Unterhaltung zusammenzustellen, wo die Wortspiele und die Gedanken, der Ernst und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß sind, was man

auch an andern darüber sagen möge. Das Vorrecht der Grazie scheint zu sein, sich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Ansichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch selbst ernsthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erschüttert sie das Leben, das sie verschönert."

„Ich könnte das Bildniß des Fürsten von Ligne noch lange fortsetzen, denn man sucht tausend verschiedene Wendungen, um zu schildern, was unaussprechbar ist, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte versucht worden, müßte ich immer noch sagen wie Äschines: Wenn ihr über das erstaunt seid, was ich von ihm erzähle, was würde es erst sein, wenn ihr ihn gehört hättet!"

Dieser treffenden Schilderung, welche der in solchen Aufgaben meisterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken ist, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürst von Ligne war mit einer Fürstin von Liechtenstein verheirathet. Sein ältester Sohn Karl, fiel, im Kriege gegen die Franzosen, wie schon erwähnt, im Jahre 1792 bei Voux in der Champagne; er war Oberst und hatte sich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatsch ausgezeichnet und den Theresienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch seine Töchter wurden der Fürst von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel seine Schwiegersöhne.

Seine sämmtlichen gedruckten Schriften betragen der vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge sind nach

allzu eingeschränkten Gesichtspunkten gemacht. S
schriftlicher Nachlaß ist nicht vollständig mitgethe
sondern das Meiste unterdrückt worden. Er stellte al
dings nur in dem milden Maße, wie es bei sein
Karakter und in seinen Lebensumständen sein mu
für die Welt, welche ihn zunächst umgab, eine
Widerspruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche sei
Scherze konnten ängstlichem Sinne verfänglich dünk
Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzei
hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskrie
als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die du
einige Scherzreden gereizte Ungunst des Ministers F
herrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausschl
späterhin that es sein Alter. In den Gesellschaften v
Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er
jährlich besuchte, lebte er in steter Ausübung der i
angebornen Eigenschaften ein regsames und erfüll
Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Se
Erzählungen, sein Witz und Scherz, meist ohne Bit
keit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu schar
Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Ka
Napoleon fühlte solche Stiche, und ließ den leich
Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleic
Waffen begegnen konnte, in seinen Zeitungen mit eini
Herbheit antworten, über welche jener dann wie
scherzte.

Man könnte aus seinen letzten Jahren noch e
Menge Züge zusammenstellen, Munterkeiten, Einfä

Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abentheuern, woraus sich ein sprechendes Bild seines ganzen Wesens erheben müßte. Das Meiste ist bloß mündlich in Umlauf, und geht auf diese Weise unfehlbar unter. Unsrerseits Beiträge zu liefern, müssen wir uns diesmal versagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben so bezeichnend für Rahel als für den Fürsten, sei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand sich unter den Badegästen zu Töplitz ein Franzose, der seine geselligen Ansprüche bestens geltend machte, aber in dem Verdachte stand, dem Herzoge von Rovigo seine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürst von Ligne eine unschätzbare Bekanntschaft, er drängte sich an die Personen, die jener zu besuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürsten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denselben auf die Kaiserin Katharina bringen wolle, und wie er das Gespräch dahin leiten würde. Als der Fürst gekommen war, wußte der Franzose gar nichts vorzubringen, sondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen sitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben, als Rahel ungeduldig diese launige Wendung ersann. Der Fürst von Ligne saß neben ihr, sie ließ ihn das Ohr neigen, und flüsterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!" Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm noch unbekannten Absicht einverstanden, der gute Fürst mit allerliebstem Gleichmuthe. Nach einer Pause fragte

Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürst, haben Sie die Kaiserin Katharina gekannt?" O gewiß! versetzte dieser, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wissen, und ging nun ohne weiters zu den lebhaftesten Erzählungen über. Mit welchen Gesichtern der Franzose diesen Einfall aufnahm und verarbeitete, ist unmöglich zu beschreiben, eben so wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürsten nachher der Zusammenhang erklärt wurde; diese Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürst von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feste leichter als die Geschäfte in Gang kamen, und sein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht." Bald nachher ward er ernstlich krank, er scherzte noch immer, seine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht gesehenes Schauspiel, das Begräbniß eines österreichischen Feldmarschalls. Als endlich Erstickungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernstlich sagte er: „Das geht über den Scherz!" Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verschied neunundsiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verse und Briefe, wie er deren ergiebig an Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben sich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und sie mögen zum Andenken des

geistreichen und herzlichen Greises, dessen Gleichen die Welt so bald nicht wiedersehen wird, hier den wenigen Raum wohl verdienen. Viele andre Blätter sind verloren, zerstört oder auch wohl bittweise der ersten Hand entzogen worden, um in zweiter mit besserem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1.

A Mademoiselle Robert.

(Avec les Fables de La Fontaine.)

Vous qui réunissez tous les genres d'esprit,
Vous aimez, j'en suis sûr, aussi celui des bêtes.
Celles de La Fontaine ont de meilleures têtes
Que les habiles gens de ce siècle maudit.
Rois, Prêtres, Généraux, Courtisans et Ministres
Échapperaient peut-être à leurs destins sinistres,
Si de ces animaux ils avaient le bon sens,
Le tact, la bonne foi, le coeur, ou les talens.
Pour moi, de vos amis le copiste fidèle,
Prenant sans le savoir le singe pour modèle,
J'imite bien les gens qui vous connaissent bien,
Car je compte déjà ne leur céder en rien!

Toeplitz, 1796. **Le prince de Ligne.**

2.

A Mademoiselle Robert.

Parmi tant d'inutilités
Du siècle le cachet en futilités
J'ai rencontré ce qui sur votre cheminée
De moi pourra rappeller la pensée.
C'est pour mettre du sel à ce que l'on m'a dit:
Mais vous en mettez tant, surtout dans votre esprit,
Qu'à ce sujet vous n'en pourrez rien faire.
On croit que pour un oeuf ce meuble est nécessaire.

D'autres disent, pour cacheter
Qu'il faut y mettre des oublies.
Ce nom m'est odieux, et fait pour rebuter.
Non; tant de qualités par moi si bien senties
A jamais par l'oubli ne seront amorties.
Vous vivrez, je vivrai, sans cesse, dans les coeurs
Qui mettent l'amitié dans le rang des bonheurs.

Berlin, 1804. **Le prince de Ligne.**

3.

De votre bon ancien Töplitz, ce 5. ou 6. Oct. 1810.

Je veux déposer, chère mademoiselle, entre vos mains tous mes sentimens pour votre amie. Ce sera de loin bien de l'amitié: et de près bien de l'amour, malgré ses principes. — Qu'est-ce qu'ils me font? Je ne prie jamais qu'on m'aime, et personne ne peut pas m'empêcher d'aimer, ce qui fait plus de plaisir encore. — L'espérance est un tourment. Heureusement je n'en ai pas; car je ne dormirais pas jusqu'à ce que je la revoie, si j'en avais — je me dirais: quand viendra ce jour... ou plutôt cette....

Le jour que je la reverrai sera le plus beau jour de ma vie, sans que mes autres jours jusqu'à celui-là en soient les plus malheureux. Mes souvenirs les embellissent. Tantôt je penserai à la finesse de sa physionomie, et de son esprit; tantôt à sa morale, à sa logique, son excellent ton, son tact, ses yeux, ses connaissances, et son amabilité. — Tantôt je me rappellerai sa bonne conversation, sa confiance, les petits vers que j'ai faits pour elle, avant de l'aimer en prose; c'est-là la seule manière: car vos Érotiques de la littérature sont confus, exagérés; les notres sont fades, et les uns et les autres point amoureux.

J'ai pour cette chère amie l'enthousiasme du coeur qui vaut mieux que celui de la poésie dont la chaleur, s'il y en a, ne tient qu'à l'esprit. Parlez-lui de moi souvent, chère mademoiselle, je l'oblige par-là à me rappeller aussi à votre souvenir qui m'est bien précieux; il faut bien que cela soit vrai, puisque ce n'est que par hassard que je vous le dis, et que ma paresse m'a fait négliger même de vous en faire assurer: mais vous, femme distinguée, digne amie d'une femme distinguée, vous devez vous douter que vous laissez aussi des traces ineffaçables après vous. Votre manière de sentir, de dire, d'exprimer à demimot et d'exciter le désir de vous plaire en sont un sûr garant.

Je crois bien souvent vous entendre, tant je vous connais ou devine. Je déteste la mémoire, car elle n'est souvent qu'une machine à regrets. Je voudrais presque oublier cette trop adorable madame **.

Non, cela n'est pas possible, heureusement, et malheureusement. Je l'aime trop pour cela. Je ne puis pas même oublier notre bon Gualtieri qui nous aimait. Venez ici l'année prochaine, je vous le demande à genoux. Venez avec elle. Je me serais pendu, il y a trois jours, si elle m'avait aimé tout à fait. Son petit intérêt que je demande, moins triste que l'estime, plus piquant que l'amitié, moins fou que l'amour, fera le charme de ma vie.

Occupez vous de sa santé, qui m'occupe tant sans m'inquiéter; qu'elle ne s'en inquiète non plus; mais qu'elle la soigne. Arrêtez son imagination. — Les charmes de la votre serviront à cela. —

Si je n'avais pas trop ri du billet de madame de Pachta, je lui aurais répondu

Pour ne plus s'aimer faut-il donc se haïr?

Sa folie est sombre et morose. La notre, c'est-à-dire la sienne et la mienne, il y a quinze ans, quatorze, et

presque treize encore, était du bon genre. Je ne veux plus être six ans sans vous voir. Il me semble que vous m'êtes devenue plus chère par nos sentimens pour cette chère amie! Oh comme elle vous aime! Comme nous vous admirions! Je suis bien triste, sans le savoir, sans le vouloir, de son départ. Hélas! je vois qu'on ne peut pas être esprit-fort en sensibilité. Je ne sais plus ce que je dis: mais je sens ce que je fais, en vous jurant à toutes les deux le plus tendre attachement.

Le maréchal prince de Ligne.

4.

Vienne, ce 16. novembre 1810.

Il n'y a pas un mot de votre part qui ne soit une chose. Le pauvre allemand — en son ehrlichen Sprache — rien que ces quatre lignes feraient la page d'une Française. Quand il y a des idées, des images, du neuf, du coeur, de l'esprit en dessus de celui de convention, aussi supérieurs dans ce qu'on écrit, on a beau dire qu'on perd par la traduction. Je suppose que vous ayez pensé en allemand, et que vous perdiez du côté du stile. Il n'est que la loi somptuaire de l'imagination.

C'est comme cela que, ne pouvant gueres lire que traduites les affinités électives, je déclare, malgré tant d'avis différens, la cabale des prétendus moraux qui sont à l'affût des prétendues immoralités, que c'est un ouvrage immortel, pour la profondeur, le piquant, l'inattendu, et le développement du coeur humain. Mittler est un personnage neuf, admirable, presque comique, et sert à la variété: et une Lucienne, dans la société, me ferait bien plaisir de rencontrer. —

Oh! chère mademoiselle Robert, ange pour le coeu et Robert le diable pour l'esprit, gardez moi une place dai l'un et dans l'autre; et élargissez celle que j'occupe dai tous les deux chez l'adorable amie! — Soyez ma bon protectrice, et recevez les assurances d'attachement et d'a miration que je vous ai voués depuis bien longtems. —

Je ferai parvenir ou remettrai moi-même à Sa Majest l'Impératrice le livre de madame de Fouqué et vos bor nes intentions pour elle. —

L. p. d. Ligne.

IV.

Wilhelm von Burgsdorf.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußischen, eines märkischen Edel-
ms erscheint uns selten als nur dieses; seine wenig
rn Züge stellen sich gewöhnlich erst in den hinzu-
nden des Kriegsmannes oder Staatsbeamten fest,
he allerdings für unsre Augen viel bestimmter und
zender ausgeprägt sind. Um so bemerkenswerther
anziehender begegnet uns hin und wieder einmal
n der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand
als Begünstigung zu einem andern erwählten dient,
wohl eine solche Gestalt, die sich in jenem völlig
hließt, und nichts weiter vorstellen noch erstreben
, als was darin schon hinreichend gegeben ist. Un-
tig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienst
derjenigen Seite, wo zu den Eigenschaften, welche
Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt
den, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den lasten-
Aufgaben der Gegenwart sich gesellt. Allein auch
der andern Seite läßt sich eine Eigenheit der Aus-
ung und des Dastehens nicht läugnen, welche nicht

minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche wesentliche Menschenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbstständigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo diese Gattung durch keinerlei oder nur schlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den strengsten Lebensbeziehungen der Mangel dieses milden Elementes fühlbar sein.

Anstatt diese Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemessenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wenden wir uns lieber zu dem Gegenstande, der jene hier zunächst veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf ist lebendiges Beispiel, eine gelungene und bedeutende Darstellung des preußischen, des märkischen Edelmanns.

Aus einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, mit allen andern verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hause von den Voraltern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugsam ausgestattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn so günstig gestellte Welt nach Wunsch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrscht, so würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beseelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm sind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in sofern der Geist dabei betheiligt ist. Ein schöner, angenehmer, belebter Mann, ist er doch vor allem ein gebildeter; die edelste Sitte, die feinste Geselligkeit zeichnen ihn aus; er hat Universitätsstudien

gemacht und fremde Länder gesehen; er besitzt die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er wünschen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe schöner Kunst ist er durchdrungen; er ist den Tiefen der Wissenschaft nicht fremd. Vorurtheile beschränken ihn nicht, er darf leicht über sie hinausgehen. So schafft er sich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte sein lebhafter Geist am wenigsten in dem Gebiete sich beruhigen, das insbesondere den Geist in Anspruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man sagen, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in frischen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege stehe hier die eine Thatsache: Burgsdorf war der frühste, innigste Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von dessen damals noch verkannter, ja bestrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Ansichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporstieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, dessen Verhältnisse und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten, und mit seinem Leben wie mit seinen Schriften unauflöslich sich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des

Gemüths, der geistigen Liebenswürdigkeit, des innern Werthes. Wie sein geistiges Interesse bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen sich verirrte, so ging auch seine Liebesneigung, unfähig großer gewaltiger Leidenschaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeisterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieser Eigenschaft entwickelten sich alle andern, zu dieser kehrten sie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußern Wechsel bedingt, und dabei immer ernst genug, um gar oft Folgen zu haben. In seinen Verhältnissen dieser Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meister verglichen worden sein. Erst in späteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Gestalt angenommen hatte, schritt er zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängnisse der Zeit hatten ihn genöthigt, seine Vermögensumstände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt gewesen. Er bewies sich in diesen Geschäften, sobald sie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinsichtlich seiner Güter die zweckmäßigsten und ersprießlichsten Anstalten. Uebrigens aber blieb er in seiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, sondern lebte, mit Ernst und Würde zwar, aber doch fern von Anstrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es ist natürlich, daß eine solche Lebensstellung, wie Burgsdorf sie gewählt und durchgeführt hatte, im höhern Alter ihre bedenklichste Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für sich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in diesem Betreff das Schlimmste nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden sein. Doch ein völliges Veralten, mit allen Trübsalen eines solchen Zustandes, konnte er nicht erleben. Dazu war sein Gemüth zu reich, sein Geist zu frisch. Er starb nach längerer Kränklichkeit schmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile, in dem vollen Lichte seiner Zeit, ihrer geselligen, ihrer geistigen Ausbildung, mit allem Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich schönes Bild persönlich und weltlich zusammenstimmender Begabung, durch sein Dasein mehr, als absichtliches Leisten es oft vermag, seinem Lebenskreise nützlich, erfreulich, und somit wirksam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchst interessant sein, könnte sein Leben ausführlich geschildert werden, nach seinen äußern Vorgängen und innern Stimmungen. Doch hierzu ist schwerlich Aussicht.

Von seiner Bildung und seinem Sinne mögen die folgenden Briefe Zeugniß geben.

Ganzen. Wer werth ist, Sie zu erkennen, der erkennt Sie auch, den machen Sie nicht irre, die Andern — die müssen Sie irre machen. Denn — ich komme darauf zurück — es ist wahr, daß eine Spur des erlittenen Schicksals an Ihnen sichtbar ist, daß man das früh gelernte Schweigen und Verbergen an Ihnen sieht. Ihre Erziehung hat Sie zu einer einseitigen Frivolität hinzwingen wollen, und hat höchstens den Aeußerungen über das Wichtigste, Tiefliegendste, einigen Zwang angethan, — sonst hat sie nichts über Sie vermocht. Nennen Sie das nicht eine große Disharmonie in sich, meine Liebe! Als solche kann es Ihnen nicht so schmerzlich sein, daß Sie so vielen Menschen so besonders fremd und unverstanden bleiben müssen. Aber jede Narbe, die das Schicksal dem Karakter läßt, stört Ihr Bewußtsein — so denke ich es mir —, und dann schmerzt Sie die Wirkung Ihres Schicksals, weil es Sie an das Schicksal selbst, an diese Jugend erinnert. — Nun kömmt die äußere, jetzt drückende Lage dazu, — und alles das verbindet sich in Ihrer Seele und ist Eins, Eine Klarheit und Ein Schmerz. Ach meine liebe, geliebteste Freundin, ich habe Ihre Thränen wohl verstanden, und wußte wohl, daß es der Thränen werth sei. Daß das Leben uns vor diesem Unglück nicht still stehen ließe, das pries ich damals für ein Glück, und daß es harmonisch sei sich dem Leben zu fügen und die Freude wie den Schmerz in sich aufzunehmen, das behaupte ich noch. Daß nur Stumpfheit uns gleichgültig gegen eine Disharmonie in uns — und sei sie nur die kleinste — machen könnte, daß aber, so oft in uns eine Disharmonie nur scheinbar ist, sie nur einer höhern Harmonie in uns dient, — das behaupte ich noch. Erkennen wir die, so beruhigen wir uns nicht durch ein unmögliches Kompensiren, sondern weil unsere Seele dann hat, wonach sie strebt. Zu dieser Art der Ruhe führt uns die Empfindung wie die Vernunft, denn alle erkennende Kraft ist am Ende Eins in

uns, alles ist ein Streben nach Wahrheit, nach Harmonie, — nach in sich vollendetem Verhältniß.

Dieselbe Kraft, die den Schmerz zu erschöpfen strebt, führt Sie auch wieder so schön zur Freude zurück, Sie sind so voll leichten schönen Lebens, — das macht, daß ich Sie so lieben kann, daß ich Sie so bedauern kann! O ich sehe so deutlich, wie glücklich Sie noch werden können; wie sich mit Ihrer äußern Lage alles ändern muß; wie selbst das Andenken alles Vergangenen dann nicht mehr drückend ist; wie, wenn Sie sich ganz frei davon wüßten, ein neues Leben, eine neue Jugend für Sie anfangen müßte. Lassen Sie mich das Glück mit ansehn und genießen, meine Liebe, Liebe! Das wird mich auch glücklich machen. — Und halten Sie mich nicht für unbedürftig! In Einem Sinne bin ich wohl unzerstörbar, und meist immer glücklich, in einem andern fast nie, — fast nie durch den engen Zusammenhang mit Andern, wie sich das Herz ihn wünscht.

Ihr häusliches Verhältniß hat mir das Herz zusammengeschnürt. Wie schildern Sie mir alles! Ach ich bitte Sie, hören Sie nicht auf, so an mich zu schreiben, so lange es Ihnen wohlthut, so mit mir zu sprechen. Und wie sollte das aufhören? Ich fühle, daß mir jedes Wort in Ihrem Briefe mehr ist, als es einem Andern sein könnte, und ich fühle, daß Sie eines Freundes bedürfen, der Sie versteht. — Lassen Sie mich in alle Ihre Verhältnisse eben so klar sehen, — ich sage das wie einen Wunsch, nicht wie eine Bitte. Eine gewisse Delikatesse giebt es nicht mehr zwischen uns, wir können uns alles gewähren, alles abschlagen, darum sage ich alles. Sagen Sie mir ja viel von Karl Finckenstein, und von jedem, der Ihnen in irgend einem Sinne lieb ist.

Ich habe den Meister nur einen Tag gehabt, und hab' ihn nur sehr flüchtig gelesen. Ich bleibe Ihnen einen langen Brief darüber schuldig. Da will ich zu Ihnen vom

Meister reden; also noch ganz anders, als ich heute b
an Brinckmann geschrieben habe. Es thut mir sehr
daß Brinckmann ihn nun gewiß schon nach Madlitz ges
hat, er wird Karolinen nicht die Freude machen, di
dabei für sie hoffte. Ich gäbe viel darum, wenn si
nicht läse. Karl soll dazu thun, was noch möglich ist,
den Eltern im nöthigen Fall begreiflich machen, wi
darauf kommen konnte ihn ihr zu schicken und wie nat
es war. Karl grüße ich herzlich, und schreibe bald an
Ihren Brief — erwarte ich mit Ungeduld.

In Ansehung Ihrer Briefe verlange ich das gr
Zutrauen von Ihnen. Kein Mensch in der Welt kann
Vertrauen gegen Andere so weit ausdehnen, und ihm
doch seine schuldigen Gränzen so lassen, wie ich. Ich
lange, daß, wenn morgen ein Mensch zu Ihnen käme,
es Ihnen durch Erzählungen wahrscheinlich machte, er
einen Brief von Ihnen bei mir gelesen oder ich habe
ihm gelesen, — daß Sie sicher voraussetzen, ich könne
etwas Zeigbares gezeigt und gelesen haben. — Sprechen
nie wieder von Ihrem Stil, ich liebe ihn und verstehe
Vertrauen Sie alles, auch das Geheimste, dem Pa
ich habe Schlösser und Riegel, und vertilge es Ihnen
lich mit Feuer, wenn Sie wollen. Doch wollen Si
nicht ohne die höchste Noth.

Ist es den Humboldts etwa lieber, daß ich von m
Reise nach Jena nicht spreche? Haben sie davon gespro
— Schweigen ist in der Regel das Beste. — Sagen
mir ein Wort darüber.

Grüßen Sie Mama'n herzlich von mir, ich habe
Brief erhalten, er hat mir viel Freude gemacht, un
werde ihn sicher bald beantworten.

Seit der Kälte hat erst mein häusliches Leben mit E
meister [der Hund, dessen Namen in Tiecks Zerbine gebr
worden] wieder recht angefangen. Im Sommer ma

sich immer nichts aus mir, im Winter wird er immer ordentlich zärtlich, und er macht mir jetzt täglich seine besten Farzen. Er schläft zu meinen Füßen.

Ich lasse mich in Miniatür mahlen bei Bachmann, der der beste ist, ein Zehndukaten=Mahler. Ich habe zweimal gesessen, bin bald fertig, und sehe noch nach nichts und ganz sechzehnjährig aus. —

Sie glauben nicht, was der Tieck für ein braver Junge ist. An Ihrem Lieblingsbilde hängt er mit ganzer Seele: er sagte neulich so im allerbesten Sinne: „Wenn es mir nicht oft nichtswürdig vorkäme, über Empfindungen etwas sprechen zu wollen, so wollte ich gewiß was Gutes über das Bild sagen, aber das Allerbeste, was man sagen kann, bleibt doch dumm gegen das Bild.“ — —

Burgsdorf.

2.

Dresden, den 31. October 1796.

— Ich fand Ihren Brief mit einem Briefe von Brinckmann, dessen Briefe das Gute haben, daß sie immer unschädlich sind, meine gewöhnliche Furcht vor Briefen von Hause war also auch gehoben, ich freute mich doppelt, recht in Ruhe mit Ihnen sein zu können. Ich freue mich herzlich, daß es so mit Ihnen geht. Ich sage nicht so gut, aber leidlich muß man es doch nennen, und was will man mehr! Alles ist gewonnen, wenn Ihre Gesundheit besser wird, das freut mich über alles. Ich versichere Ihnen, daß ich mit Freuden einmal eine recht lange Zeit für Sie krank sein möchte, mir würde es nichts schaden, ich habe ja so nichts viel Besseres zu thun. Im Monat November thäte ich es freilich nun eben nicht gern, — ich freue mich sehr auf Jena.

Leben Sie so weise fort, liebe, allerliebste Kleine, lassen Sie sich durch nichts darin stören, auch in dem regelmäßigen Schlafen durch nichts. Wie Recht haben Sie, daß Sie alles so nehmen, was kann man mehr haben, als Liebenswürdigkeit so zum Umgange, zur Gesellschaft. Wie es mit Gentz ist, goutire ich recht. Freilich ist der doch am Ende mehr werth, als Mariane Meyer begreifen kann; — übrigens halte ich Marianen sehr in Ehren, — besonders seitdem sie sich als niedlich in meiner Seele etablirt hat. — Ein heller göttlicher Gedanke ist in Ihrem Briefe, und ich liebe ihn deßwegen so sehr, weil ich weiß, wie lebendig er in Ihnen ist, weil ich Ihnen das Bewußtsein so oft angesehen habe: „Vielleicht fühle ich das Leben inniger, als mancher Glückliche", sagen Sie. Ich möchte Sie herzlich küssen, meine liebe, liebe Kleine, sagen kann ich es nicht, wie lieb ich Sie habe. — Ich freue mich unendlich darauf, mit den Humboldts in Jena zu leben. — Es ist, Ihnen wollte ich es vor die Augen stellen, wie es war. Ein falscher Schein kann fast nothwendig werden, und kann doch trügen, — ich möchte Sie so recht innig davon überzeugen, oder vielmehr diese Ueberzeugung recht in Ihnen wecken, vielleicht würden Sie selbst denn doch manches anders sehn. —

Wie schön haben Sie Tieck und seinen Brief genommen! Ich küsse Ihnen die Hände dafür. Er grüßt Sie herzlich. — Wenn Sie wüßten, wie ich jeden Brief von Ihnen wie ein wahres Geschenk annehme! — und Sie wissens — Sie machen sich schon eine Pflicht daraus, an mich zu schreiben. — Ich schreibe an Sie, um von allen Pflichten auszuruhen. Morgen und übermorgen und Donnerstag ist hier schöne Kirchenmusik. Da giebt's etwas an Sie zu denken! —

Burgsdorf.

3.

Jena, den 21. November 1796.

Den vorigen Mittwoch (heute ist Montag) Abend kam ich hier an; Humboldts waren bei Schiller. Es wurde ihnen gesagt, daß ich gekommen sei, und sie kam allein zu Hause — so lieblich, so hübsch, als ich sie nur je gesehen habe, und noch hübscher, wahrhaftig das Näschen und vieles ist noch hübscher, Sie haben Recht. Sie sieht gar nicht krank aus, es steht ihr schön, was Andre verstellt, und sie weiß es mit Zierlichkeit und Würde zu tragen. Ach Sie kennen das liebe Gesicht, — nun habe ich es schon wieder in allen seinen Mienen gesehen, von der muthwilligsten bis zur verklärtesten, — auch die Kindermiene. Sie wissen, wie sich besonders des Abends, bei Licht, etwa wenn sie Thee eingießt und nichts sagt, und so mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann, — sie ist dann vorher so still gewesen, daß man sie gar nicht merkte, und mit einemmale sieht man sie an, und sie lächelt dann, und wird noch röther darüber, als wenn sie es wohl wüßte und es selbst so gemacht hätte, die Augen werden dann wunderbar groß und glänzend, — ach liebe, liebe Kleine, daß ich sie Ihnen zeigen könnte! — Humboldt kam bald darauf zu Hause, und mit ihm der Humboldt beste und älteste Freundin, die Frau von Wollzogen, die ich nicht mehr hier zu finden hoffen konnte. Sie ist nicht so glänzend, sie hat nicht die Glorie von Liebenswürdigkeit, — aber die müssen Sie auch noch kennen lernen, ich freue mich sehr sie hier gefunden zu haben, obgleich sie nur noch wenige Tage mit uns bleibt. Sie ist gewiß voll Geist, hat gewiß viel Karakter, und ist dabei ganz simpel und natürlich und ohne alle Prätension. — Ich

logire hier im Hause, ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidene Bettdecken, so geht es mir! — Humboldts sind alle Abend regelmäßig bei Schiller, von 8 bis nach 10 Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit, und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel werth, Schiller so zu sehn. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich werde Ihnen noch künftig mehr über ihn sagen. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt. Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Possen getrieben, und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum

Thee kömmt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen.

So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuren Mutter in Berlin gebetet zu haben, — als plötzlich gestern die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging gleich weiter an Alexander Humboldt, auf den kömmt es an, ob Humb. jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich drauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wollzogen ab, und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Goethe sehe ich wahrscheinlich noch nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Koadjutor zu sehn. Ende der Woche sind wir wieder zurück. — Ist dies nicht ein recht historischer Brief? —

Ich konnte von Leipzig aus Karln nicht schreiben, wie ich wollte; heute ist es nun wieder verfehlt. Ich hoffe, er ist nun bald wieder bei Ihnen, ich möchte Sie mir nicht länger so allein denken, meine Liebe! Wenn mir wohl ist besonders, wie hier, denke ich mit einer Art von Mitleid, das keinen erniedrigt, an die lieben Menschen, die es eben so verdienten, daß ihnen wohl wäre. Sie sollten hier sein, meine liebste Kleine, das verdienten Sie eigentlich, hier bei den Humboldts. Wie freue ich mich, daß Sie es sein werden, — wenn ich es nur erst für recht gewiß halten kann. Ach, auch so sehr um der Humboldt willen, — und wenn sich zwei Menschen so einander helfen können, müssen sie nicht getrennt bleiben. Die Humboldt hat Sie sehr lieb, und grüßt Sie herzlich. Wir reden sehr oft von Ihnen,

und ich denke noch viel öfter an Sie, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen. —

Nächst dem Wichtigsten, was Sie mir von Karl und durch ihn erzählen müssen, lassen Sie sich doch auch recht genau sagen, wie es die einzelnen Glieder der Familie Finckenstein mit mir meinen, und das ohne Schonung, — recht genau, was man von meinem künftigen Engagement und Leben hofft, in wie fern man erwartet, daß ich das thun werde, was man wünscht, — daß ich mich nämlich engagire, — wer es denn wünscht, — wahrscheinlich keiner ganz besonders. — Adieu, Liebe, ich habe das Ende in einer kalten Stube geschrieben, und nun werde ich eben abgerufen, um zu Schiller zu gehn.

Ihr

Burgsdorf.

4.

Jena, den 7. April 1797.

Ich bin seit einigen Tagen hier, meine liebste, beste Freundin, und habe hier Ihren Brief an die Humboldt gelesen, und den an mich von Dresden aus erhalten. Wahrhaftig, ich fühle es, was Ihnen diese Briefe kosten; mündlich wäre es ganz anders; wenn wir uns sehn, wird es ganz anders sein, auch mit mir. Ich hätte nicht so lange sein sollen ohne Sie zu sehn, ich fühle es oft an einer Verschlossenheit meines innersten Wesens, das sich vor keinem andern so, gerade so löset; ich habe selten in meinem Leben etwas so hell und lebendig empfunden, wie ich es damals und seitdem empfand, daß wir wohlthätig auf einander

wirken, daß wir nie ganz getrennt von einander leben sollten, daß wenigstens ein paar Töplitzer Monate in jedem Jahre uns durch das ganze Leben heilsam sein würden, und wahrhaftig es kann mir auf der schönsten Reise nicht so gut gehen, daß ich die Entbehrung nicht immer fühlte. Auf vier Jahre und mehr soll ich Sie nun zum letztenmale sehn, meine liebste Kleine, und nicht einmal auf so lange wie ich es hoffte. Ueber Selle's Machtspruch bin ich und die Humboldt erschrocken. Es ist sehr möglich, daß die Humboldt nach Karlsbad gehen muß, — denken Sie sich den Verlust für sie, und für Sie! — Von meinem Leben hier, außer Humboldts, sage ich Ihnen nichts, ich lebe für nichts anders. Von Alexander wollen wir mündlich reden. Goethe sah ich hier noch den Tag als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" lesen. Ich dachte an Sie und Ihren Genuß dabei, wie immer wenn ich das Beste höre. —

Wie danke ich Ihnen für das, was Sie mir in den beiden Briefen von Karls Schwestern sagen! Wie trefflich haben Sie sie gesehn und geschildert! Es thut mir sehr leid, daß es nicht früher war, nicht daß Ihnen noch viel zu sehn übrig war, denn Sie kennen sie fast ganz, aber lieber hätten Sie sie noch gewonnen, und den Mädchen hätten so viele Schuppen von den Augen fallen müssen, wenn sie nur zu einem hellen Blick in Sie hinein hätten gelangen können. Sie hätten sehr auf sie gewirkt, aber doch — schwer, denn sie sind nicht recht wie andere Individuen zu betrachten und zu behandeln. Der Geist der Eltern wirkt mächtig in dem Ganzen, wie ein großes Rad in einer großen Maschine, das viel leeren Raum erfordert, — er erhält das Ganze in seinem ewig gleichen Familientakt. Es freut mich sehr, daß Karoline eine neue Freundin gewonnen hat, das macht immer eine Epoche in ihrem stillen, tiefsten Leben, — und so eine

Freundin, wie Jettchen M., die ihr wirklich ähnlich genu
ist, um ihr sehr viel zu sein. Grüßen Sie Jettchen herzli
von mir, und sagen Sie ihr, daß sie mir ganz unvergeßli
ist. Adieu, meine liebste Freundin!

Ihr

Burgsdorf.

V.

Thomas Young.

Thomas Young.

Als junger Arzt kam dieser ausgezeichnete Eng=
nder im Jahre 1795 nach Göttingen, wo er sich mit
utscher Sprache und Litteratur bekannt machte. Er
ng dann auch nach Berlin, wo er sich einige Zeit
ifhielt. Geboren am 13. Juni 1773 zu Milverton
Somersetshire, empfing er zu Bristol und Compton
rgfältigen Unterricht, wobei die religiöse Richtung
ner Eltern, welche strenge Quäker waren, stets vor=
rrschte. Nachher studirte er zu Edinburg, und wurde
Göttingen Doktor. In London ließ er sich als aus=
)ender Arzt nieder, und blieb in dieser Thätigkeit bis
i sein Ende, wiewohl er durch ein ererbtes ansehnliches
ermögen ganz unabhängig und durch seine wissen=
iaftliche Neigung zu sehr abweichenden Fächern hin=
zogen war. Eine hebräische Bibel führte ihn schon
s Knaben zu dem Studium der orientalischen Sprachen,
'rin er späterhin Bedeutendes leistete. Seine Arbeiten
er die ägyptischen Hieroglyphen gehören zu den frühsten
d wichtigsten, die in neuerer Zeit diesem schwierigen
:genstande gewidmet worden. Auch über Physik und

Mathematik hat er geschätzte Schriften geliefert. Auch in den Nachträgen zu Goethe's Farbenlehre wird seiner Arbeiten Erwähnung gethan. Was ihn aber, neben seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, am meisten auszeichnete, war die religiöse Denkart und strenge Festigkeit, welche sich sein ganzes Leben hindurch in allen seinen Handlungen bewährten. Er genoß eines großen Ansehens und allgemeiner Achtung. Sanft und gefaßt in frommer Zuversicht starb er am 10. Mai 1829. Im Jahre 1831 erschienen zu London Memoiren seines Lebens. Er war ein treuer Freund von Rahel und längere Zeit mit ihr in Briefwechsel. Hier ein paar deutsche Briefe von ihm, auch in Betreff der Sprache merkwürdig, noch mehr aber durch die liebenswürdige Mischung einer schweren, mühsamen Denkart und einer leichten, beweglichen Empfindung, von Anlagen zur trocknen Pedanterei und zum genialen Aufschwung, ein Gemisch, dem ein Deutsch-Engländer schwer zu entgehen scheint; Doktor Bollmann, der von ganz entgegengesetzter Seite, als Young, zu jener Verbindung gelangte, nämlich zum Deutschen das Englische fügte, wie dieser zum Englischen das Deutsche, hat ungefähr das gleiche Ergebniß in seiner kräftig hervorgearbeiteten Persönlichkeit dargelegt.

1.

Hamburg, den 18. Januar 1797.

Liebste Freundin! Seit der Zeit, daß ich von Ihnen Abschied genommen, habe ich öfters, wenn mir etwas vor-gekommen ist, dabei gedacht: diesen Gedanken, oder diese Stelle aus dem Musenalmanach, will ich an die Levin schreiben! Sie wissen ja, daß es so zu gehen pflegt, — jetzt aber kann ich nur an Eines denken, an den Brief, den ich von Ihnen habe. — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit wie viel Freude ich ihn gelesen habe, — ich kann es auch nicht, — Sie werden es fühlen, oder gefühlt haben. Ich glaube nicht, daß ich sehr eitel bin, und doch will ich gestehen, daß ich beinahe kein Vergnügen kenne so groß als dasjenige, das aus dem Lobe entsteht, von dem man glauben kann, daß es redlich ist, und das von einer Person kommt, die man lieb hat. — Viele behaupten, und vielleicht ist es wahr, daß kein Augenblick unsers Lebens so glücklich ist, als der, worin wir zuerst eine Gegenliebe erfahren; zwischen uns existirt so viel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit existiren kann, — genug, Sie werden glauben, daß Ihr Brief so viel Eindruck gemacht hat, wie Sie gewünscht haben; und vielleicht mehr, als er hätte machen sollen. — Ich kann nicht versprechen, daß ich Ihnen sehr oft schreiben werde, doch glaube ich, daß es wenigstens eben so oft sein wird, als an meine Geschwister und Verwandte. Ich habe so viele litterarische Projekte, die ich theils unternommen habe, theils unternehmen muß oder werde, von denen Sie gar keine Idee haben können, daß ich nur durch die strengste Oekonomie eine kleine Zeit werde rauben können: indessen kömmt mir oft der länglichen Hand

schönes Gebild in den Sinn: ich werde Sie mir vorstellen, nicht munter und aufgeräumt, das kann ein jeder sein, sondern so, wie Sie mir Freitag geantwortet haben: „Quälen Sie mich nicht!“ Ich habe mir den Brief an Ihren Bruder Ludwig ausbitten wollen, er giebt ihn nicht; hat er Recht? Er sagt, ich soll ihn wiederlesen, könne ihn auch abschreiben; — wäre das aber nicht unausstehlich? so eine Eitelkeit! Mein lieber Herr Prediger, geh mit deiner Eitelkeit fort, ich will ihn doch abschreiben. Schreiben Sie dem Bruder, daß er Unrecht hat, und daß er mir den lieben theuren Brief nachschicken soll. — Wenn ich Sie nicht kennte, und wenn Sie mich nicht kennten, so schriebe ich an Sie auf diese Art nicht: ich versichere Ihnen aber, daß ich Ihnen nie gern etwas ganz Gleichgültiges schicken werde, lieber schreibe ich gar nicht, als bloß um zu sagen, daß ich mich freue, daß Sie sich wohl befinden, welches Glück ich auch genieße. —

Ich bin erst heute Mittag angekommen: ich habe vier Nächte mehrentheils in schlechten Wirthshäusern zugebracht, wo ich sehr à propos die „Musen und Grazien in der Mark“ lesen konnte, — doch ganz erträglich: die Tage bin ich immerfort gereiset, von der Kälte habe ich etwas für die Zeit gelitten; aber alle Langeweile habe ich sehr leicht mit Andenken an Berlin und mit Antizipation der Zukunft vertreiben können.

Eine Lobrede will ich Ihnen nicht schreiben, ich kann es nicht, und nach dem, was ich heute von Ihnen gelesen habe, darf ich nicht; es wäre niederträchtig, so gut in Absicht der Schreibart, weil es sich so nicht schicken würde, und auch der Schrift, die in Kraft und Ausdruck der Ihrigen nicht nahe kommen könnte, besonders da ich deutsch schreibe.

Bei meiner Ankunft habe ich hier einen Brief gefunden von meinem intimsten Freunde in England, — ich bedaure

den Menschen und beschäme mich seiner, — er hat viel Talent, doch ist er in Sinnlichkeit und Faulheit versunken. Zur Abwechslung will ich Ihnen ein paar Zeilen zitiren. Ich hatte ihm eine Geschichte erzählt, die Sie zwar nicht kennen, doch können Sie sich leicht die Person mit allen Umständen einbilden; darauf antwortet er in demselben Stil, wie Sie über Goethe's Elegieen, die ich morgen kaufen werde, gestritten habe, doch etwas roher: „I have this instant received your letter, and cannot refrain from immediately answering it — Curse your story, and damn you for an idiot. By God one loses all patience when one observes the actions of madmen and philosophers — You most egregious fool! to lose such an opportunity! — for the sake of heaven be the tale buried in eternal oblivion; — tell it, and you are ruined for ever. What in the name of goodness would your female friends think of you etc. etc. Throw away the flimsy novel of that detestable, half-sould, poor-spirited, crazy enthusiast Rousseau, and put Lucretius into your pocket.“ — Diese Vorwürfe, und noch mehrere von derselben Art, hätten beinahe einen augenblicklichen Eindruck auf mich gemacht: ich fing an zu bedenken, ob ich nicht viel Glück in meinem Leben versäumt hätte, — und es ist sehr möglich; doch auch viel Unglück. Nun ist Ihr Brief zu Hülfe gekommen, der mir jenen „feinsten Genuß von der Anhänglichkeit an meine Grundsätze“ am lebendigsten, am reinsten, und am überflüssigsten vorgelegt hat; diesen Genuß, weiß ich wohl, hätte ich nie erreichen können, wenn ich so, wie mein Freund denkt, gehandelt hätte: und was „meine Freundinnen von mir denken werden“, kann ich ihm jetzt mit Triumph erzählen! —

Ich sollte vielleicht um Verzeihung bitten, daß ich so viel über das geschrieben habe, was von mir gesagt ist, — doch nein, so wäre ich das undankbarste Geschöpf, oder es

wäre Affektation. — Ich habe mit Ihnen sehr wenig persönlich gesprochen: ich habe öfters neben Ihnen gesessen, und so viel Sympathie, oder ich weiß nicht was — es war nicht Liebe — gefühlt, daß die Ideen niedergedrückt waren; — „Die Abwesenheit giebt dem Schall erst Raum", das ist göttlich gesagt! — ich kann sehr leicht eine ganze Stunde immer fortreden, wo ich etwas von dem Sujet weiß und nichts dabei empfinde; aber sobald ich viel Gefühl habe, so werde ich stumm, oder kann ich nur sotto voce, und abgebrochen reden.

„Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

„In dunkler Wolke webt, mit leiser Hand,
Die Sympathie geheimnißvoll ihr Band."

Denken Sie nur nicht, daß ich den ganzen Musenalmanach gelesen habe: ich habe darin noch nichts gefunden, was halb so schön ist wie die Iphigenie oder die Elegieen — aber noch habe ich wenig gelesen.

— Ich möchte recht gern Ihnen etwas schreiben, was eine gleiche Sensation machen könnte, wie ich empfunden habe, das kann ich aber nicht hoffen! — Warum hat nie etwas von der Art, und es muß doch jedem so etwas vorkommen, — mir ist aber vielleicht, und ohne vielleicht, mehr vorgekommen als ich verdient habe, — warum hat es niemals so viel Eindruck gemacht, als was Sie geschrieben haben? Es sind viele Ursachen. Wenn ich die Person gar nicht kennte, und sie auch mich nicht kennte, so müßte es mir doch gefallen, so schön ist es gesagt. Zweitens, weil ich Sie schätze. Drittens, weil ich Sie liebe. Viertens, weil ich weiß, daß Sie viel Scharfsinn haben, und daß man Sie sogar für satirisch hält. Hauptsächlich aber, weil Sie gar kein Vorurtheil haben können, weil Sie keine von meinen alten Freunden kennen, die, wie es gar zu oft

geschieht, einen traditionellen Ruhm fortsetzen könnten; — weil Sie mich gar nicht von derjenigen Seite gesehen haben, wo ich etwas Bestimmtes geleistet zu haben glauben könnte, da Sie, wie ich mich vorher beschäftigt habe und was mir gelungen oder nicht gelungen ist, nicht wissen können; — weil ich Ihre Bekanntschaft keinem zu verdanken habe, als Ihnen und mir selbst. — Ich habe öfters die Menschen verachten müssen, die so die Bewunderung von Andern annehmen und unter Andern fortpflanzen, ohne selbst urtheilen zu können, und bisweilen aus den infamsten Gründen: man muß zwar das Urtheil von Andern nicht verwerfen, und nicht ohne viel Bescheidenheit darüber sprechen: aber die Meisten, sobald sie von einem hören, er ist ein außerordentlicher Mann, er wird von diesem protegirt, er ist mit jenem verwandt, er hat schon etwas Hübsches geschrieben, er ist Mitglied von den ansehnlichsten Gesellschaften, — so glauben sie sich im Stand, den Wiederschall fortzusetzen, so hoffen sie eine nützliche Freundschaft durch Schmeichelei zu kultiviren, und ihre Belohnung in derselben Münze zu erhalten; so wird mancher Dummkopf zu einem ungeheuren Ruhm erhoben, so werden öfters auch die besten Anlagen durch Faulheit verdorben, oder durch Eitelkeit lächerlich gemacht, bis durch einen plötzlichen Sturz, oder eine langsam zunehmende Vergessenheit, der arme Verführte alles Zutrauen auf seine Freunde verliert, und auf die ganze Welt flucht. — Glauben Sie mir, aber Sie wissen es auch, nichts ist gefährlicher, als zu loben: ich weiß nicht, ob es Ihnen diesmal gut gerathen ist: wagen Sie es aber sehr ungern wieder! —

Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen müssen: wenn Sie von ungefähr oder wegen meinen dringenden Geschäften einmal keine Antwort von mir bekommen sollten, so schreiben Sie mir doch immer fort, und bilden Sie sich ein, daß ich erst vor einer Woche bei Ihnen gewesen bin, erzählen Sie mir alles, was Ihnen vorkommt,

frisch und rein, von der reichen, silbernen, erquickenden Quelle Ihres Herzens! —

Hier bleibe ich höchstens eine Woche: vielleicht ehe Sie dieses lesen, werde ich der Spott der Winde und Wellen: ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, daß Sie während dieser Zeit an mich denken möchten, denn warum sollten Sie sich meinetwegen quälen? Nur weiß ich, daß es nicht anders sein kann, und wenn Sie gar keine große Zärtlichkeit hätten. Und wenn wir scheitern sollten! so weiß ich, an wen mein letzter Gedanke vermuthlich sein würde. Doch glauben Sie nicht, daß ich Furcht habe: ich reisete lieber nach Ostindien ohne Seekrankheit, als nach England damit: nur zum Trost stelle ich mir immer den Augenblick der Landung vor. Und vielleicht empfinden Sie auf Ihrem Sopha weit mehr Schmerz und Angst von Ihren Nerven, als ich von dem Wasser! —

In diesem Augenblick bringt mir Ihr Bruder Ludwig Ihren Brief; — jetzt ist der Bruder weg, und ich habe den ganzen Brief an ihn buchstäblich abgeschrieben. — Wie können Sie sagen, daß ich gern nach England reise? ich wäre viel lieber geblieben, doch denke ich immer Ursache zu haben, überhaupt nicht unzufrieden zu sein. — —

Ich habe den Musenalmanach vom vorigen Jahr gekauft, auch Tasso, und Luise, von Voß, die mir Ludwig Robert empfiehlt. Jetzt weiß ich, warum Goethe so viel auf Newton schimpft; weil er selbst einige Beiträge zur Optik ausgegeben hat, die keine Aufmerksamkeit erregt haben: ich habe sie schon kommen lassen, und vielleicht nehme ich sie mit nach England; doch die wenigen Seiten, die ich durchgeblättert habe, enthalten nichts Wichtiges. — —

Habe ich nöthig zu unterschreiben?

Th. Young.

2.

London, den 8. März 1797.

— Schonen Sie mich gar nicht, Sie haben in der-gleichen Sachen völlige Autorität über mich. — Ich habe Sie wohl ziemlich überhaupt errathen können, ich begreife Sie aber nicht völlig: das heißt, wie man mit diesen und jenen Ideen, mit dieser und jener Erfahrung, so denken und leben kann wie Sie. Sie scheinen mir gegen Ihre Grundsätze, wenigstens gegen die Denkungsart, die Sie illigen, gehandelt zu haben, daß Sie mir nicht alles, was Sie dachten, schon längst gesagt haben. — Zur Abwechslung, und weil Sie und Gurney die zwei Einzigen sind, denen ich alles sagen kann, was ich thue und was ich denke, so schreibe ich Ihnen einen Brief ab, der mir neulich in meiner Mutterstadt übergeben worden. —

— „Wäre die nur hier!" Das haben Sie recht vermuthet; das habe ich nicht selten gedacht. „Mündlich würde ich kein Geheimniß für sie haben", das ist gerade ein Verhältniß, wie ich mir es wünschen möchte; man sollte einen Namen dafür haben: Freundschaft drückt nicht die Hälfte aus. Das ist eben mein Geschmack bei einem ...den, je mehr er mir seine innigsten Gedanken vorlegt, desto mehr gefällt er mir, und desto mehr gefalle ich mir bei ihm. — Als ich in Berlin war, hätten Sie mir viel Freude machen können, wenn Sie mir noch mehrere Kleinigkeiten erzählt hätten; doch haben Sie wohl Ihre Ursache gehabt. — Das scheint mir ist in Ihnen zum Theil in Widerspruch, daß Sie, weil Sie gewissen Freunden weniger attachirt werden, darum mehr zufrieden sind, und dennoch in so einer ruhigen Stimmung, daß Sie Ihre ganze Lebensart zu verändern denken. Es war von so einer Ver-

änderung die Rede, als Sie mir: „Quälen Sie mich nicht" geantwortet haben, und Ihre Empfindsamkeit und Redlichkeit so viel Eindruck auf mich gemacht haben. Wegen Ihrer Nation kann ich auch zum Theil urtheilen; ich war lange als Quäker nicht viel weniger, und unter Einigen von meiner Bekanntschaft nicht vortheilhafter ausgezeichnet, wie Sie als Jüdin, und doch hätte ich sehr glücklich werden können, und war es auch, insofern mir es andere Umstände erlaubten; ob es gleich besser war, sobald es mir frei gewesen ist, nicht mehr das zu scheinen, was ich nicht war: — also seien Sie nicht deßwegen mit dem Unglück zufrieden, als wenn es nothwendig wäre!

Unter allen Ihren Reisen werden Sie sich niemals die nach England vorsetzen? Ich weiß nicht, was Sie mir einmal erzählt haben von einer Person, bei der Sie Ihr ganzes Leben durch bleiben würden, sobald Sie eine solche fänden. Ich erinnere mich nicht so genau davon, daß ich die Beschreibung völlig mit der vergleichen könnte, die Sie von einer wirklichen Person haben machen wollen; doch wäre, denke ich, so viel Aehnlichkeit, daß sie wenigstens einen Wunsch erregen könnte, mit dieser Person noch Umgang zu haben. —

Sie meinen, daß die höchste Glückseligkeit in der Freiheit besteht; ich bin beinahe bei meinem Oheim so ein Sklav, wie Sie sonst bei Ihrem Vater waren, und doch bin ich nicht unglücklich; meine Sklaverei wird zwar durch Zärtlichkeit und Beifall gelindert, auch wird sie in der jetzigen Strenge gar nicht lange dauern, und ich schaffe sie schon von Zeit zu Zeit bei mancherlei Veranlassungen ab. [!??]

Daß mein Freund Recht hat, gebe ich Ihnen noch nicht ganz zu: wenigstens hat er mir neulich gestanden, daß er überhaupt gewiß mehr Schmerz wie Vergnügen von den Handlungen bekommen hat, worin er anders wie ich verfährt; — ich glaube es auch; und vielleicht verfahre ich

doch zu kalt, zu interessirt, zu kleinmüthig: aber kalt bin ich doch nicht, vielleicht habe ich eine verhältnißmäßig starke Einbildungskraft, die mir das Künftige in noch lebhafteren Farben vorstellt, als das Gegenwärtige erscheint, und das kann auch gut sein. — Wenn nur das Künftige einmal käme!

Ich begreife sehr gut die Stimmung, worin Sie Ihren vierten Bogen geschrieben haben; sie ist die Mutter der Verbesserung; doch hoffe ich, daß Sie sich darin das Unangenehme zu stark vorgestellt haben. Ich weiß nicht, warum Ihnen die Idee von Verstellung gegen mich gekommen ist, ich danke Ihnen, daß Sie sie nicht beibehalten haben, — denn, in unsern Umständen, was kann die Heuchelei helfen? Darum bedaure ich und ärgre mich beinahe, daß ich etwas geschrieben habe, „wobei man Zweierlei denken kann“: ich weiß wirklich nicht, was es gewesen ist, und ich darf Sie versichern, daß die einzige Bedeutung, woran ich gedacht habe, diejenige war, die Ihnen die angenehmste wäre; glauben Sie mir das nicht, liebe Freundin?

Grüßen Sie M. wie ein gutes Herz, Gualtieri wie einen guten Kopf. Daß M. zurück ist, freut mich; Sie müssen in dieser Arznei sehr geschickt sein. Sie wissen, daß ich den Bruder liebe, und wie ich der Schwester und der Schwägerin gut bin. Das find' ich noch wie sonst sonderbar und doch vielleicht liebenswürdig von Ihnen, daß Sie jemanden von so ungleichem Karakter wie M. so gut sein können. — Nun muß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. — —

Th. Young.

3.

London, den 22. April 1797.

Ich bin nie so überzeugt worden, wie wenig Briefe hinreichen, um einem andern alle Bewegungen der Seele mitzutheilen, als seitdem ich mit Ihnen einen Briefwechsel führe. Für gewöhnliche Geschäfte und Erzählungen geht's wohl an, wenn es aber auf die feinern Verhältnisse ankommt, so entstehen sehr leicht Verwirrungen. Jetzt kann ich die Hälfte von dem, was ich denke, in keiner Sprache so ausdrücken, daß es nicht soll mißverstanden werden können: auch scheinen Sie mir so zu schreiben, als wenn Sie mich für viel klüger und scharfsichtiger hielten, wie ich bin; und ich begriff dann erst den ganzen Sinn, als ich den ganzen Brief mit vielem Nachdenken zum zweitenmal gelesen habe. Ich bin so unverzeihlich dumm, daß ich noch nicht völlig verstehe, warum Sie so auf eine Antwort dringen. — Das ist mir noch fatal, daß so viel Zeit nöthig ist, um eine Antwort aus Deutschland zu bekommen, daß ich die Hälfte von dem, was ich geschrieben habe, besonders die eignen Ausdrücke, beinah vergesse.

Ich glaube etwas Widersprechendes an mir zu haben, und begreife es wohl, und läugne es nicht; ich bin so weich und doch so kalt, so reizbar und doch so ruhig, so ehrgeizig und doch so gleichgültig, daß man mich für närrisch, für gefühllos, für stolz oder für niederträchtig halten könnte: doch will ich nicht meine Eitelkeit damit unterhalten, daß ich mich als etwas ganz Eignes und Räthselhaftes ansehe; es ist alles ganz natürlich: mein mitgebornes Temperament ist von einer sehr strengen Erziehung in Zwang gehalten worden, nachher habe ich mich mit Dichtern und Philosophen zu bilden gesucht, auf mein Leben aber haben die philosophischen Ideen weit mehr Einfluß gehabt, als die dichterischen. Sie hätten mir wohl das alles sagen können;

ich stelle es aber Ihnen vor, damit Sie meine Art, von jedem Gegenstand zu denken und zu sprechen, nicht auffallend finden und mir verzeihen können. — Der vierte Theil von Wilhelm Meister gefällt mir am besten; ich habe öfters darüber weinen müssen: was will er mit den Bekenntnissen einer schönen Seele? — Oft ist es mir vorgekommen, daß man Sie für ein Kind seines Kopfes halten könnte, wie Minerva von Jupiter; Ihre Gedanken, Ihr Stil, Ihre Tournüre, sind ganz von derselben Schule. Wie lebhaft aber hat Ihr Bild vor meinen Augen geschwebt, als ich so etwas las: „Die Welt ist so leer, wenn man darin nur Berge, und Flüsse, und Städte denkt, wenn man aber hie und da eine Seele kennt, die an dem, was uns begegnet, Antheil nehmen kann, die sich mit uns freut, und unsere Thränen bedauert, das macht erst dieses Erdenrund zu einem bewohnten Garten." — Nicht wahr? meine Liebe, diese Stelle ist unter den schönsten vom ganzen Buch. — Auch habe ich im zweiten Band etwas gefunden, das mit meinen Grundsätzen ziemlich übereinstimmt: „Jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichste in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann." Ich bin aber kein Tugendheld, und könnte auch einer Philine sehr gut sein, wenn sie sogar einem Andern noch mehr solide Beweise ihrer Liebe gäbe, als ich von ihr forderte: ich sehe nicht ein, warum ein vorurtheilsloser Kopf ein Weib weniger liebenswürdig finden sollte, weil sie der Natur gemäß handelt, als einen Mann: was die Politik betrifft, das ist eine andere Sache. Wenn sie aber nur eine freiere Leidenschaft für Zwei zugleich unterhielte, so wäre ich eben so gern, besonders in der Abwesenheit, einer von diesen, — wenn der andre nicht unwürdig wäre, — als der einzige: und ich glaube mich auch so einer Leidenschaft gegen zwei oder mehrere

Weiber fähig; nicht, daß ich Goethens Stelle lobenswürdig finde, nur verzeihlich!

Ich müßte lauter Eis vom Pol selbst, oder schon halb todt, oder von Sinnen sein, wenn ich Ihren Brief ohne Mitgefühl, Mitleid, und Dankbarkeit lesen könnte; so eine edle Offenherzigkeit kann, mir däucht, meiner Genehmigung nicht bedürfen. Was ich für Sie empfinde, das wissen Sie schon lange, und obgleich in diesen Fällen Versprechungen gar nichts helfen, weil sie nichts weiter als die jetzige Fassung der Seele beweisen können, so glaube ich doch, daß durch so eine Korrespondenz, wie die unsrige, meine Freundschaft eher zu= als abnehmen muß: ungeachtet der Wirkung der Abwesenheit, die Sie so deutlich auseinandergesetzt haben. ——

Ich glaube Sie so ziemlich verstanden zu haben, und daß Sie meine Antwort verstehen werden; ich bin aber nicht gewiß, und zweifle noch mehr, ob Sie etwas darin finden werden, was Ihre Ruhe wieder herstellen kann: sagen Sie mir ganz aufrichtig, ob und wo ich mich irre, und wenn es so ist, so bemühen Sie sich, mich zu berichtigen; nicht mit edleren und feineren Gedanken, das kann man nicht, aber mit deutlicheren Ausdrücken.

Seitdem ich Ihnen schrieb, bin ich beinahe einen Monat in Cambridge gewesen: für die gebildete Gesellschaft von gut unterrichteten Männern, und für den angenehmen Umgang mit jungen Menschen kann man mit Cambridge sehr zufrieden sein, nur fehlt es sehr viel an Frauenzimmern, darum möchte ich nicht gern mein ganzes Leben da zubringen. — Ich kann aber überall zufrieden und vergnügt sein, nur daß ich nicht so früh, als ich wünschte, werde heirathen können: ich kenne keine, die mir dazu genug gefällt; Sie kennen aber so viel von meinem Karakter, um zu glauben, daß ich im Ehestand am glücklichsten zu werden hoffen darf.

Ich bin erst vor kurzem in der hiesigen Oper gewesen, sie hat mir außerordentlich gefallen, besonders die Ballets.

Sonst ist die Musik hier nicht mit der deutschen zu vergleichen. Leben Sie wohl. Sein Sie überzeugt, daß ich an allem, was bei Ihnen vorgeht, den lebhaftesten Antheil nehme: Daß Sie mir über einige „Kleinigkeiten" zu antworten vergessen haben, vergebe ich Ihnen gern, wegen der wichtigeren Empfindungen; nur Ihre Unruhe bedaure ich. Ich muß noch diesen Abend ein paar Briefe nach Göttingen schreiben, und beinahe mehr Freundschaft heuchlen, wie ich empfinde: nur nicht ganz; lügen will ich nicht. Adieu! Ich küsse, oder drücke, Ihnen die Hand. — **Th. Young.**

4.

21. August 1800.

Heute habe ich zum erstenmale Burgsdorf hier gesehen: wie wir uns verfehlt haben, wird er Ihnen erzählen: denn er sagt mir, daß er ganz neulich einen Brief von Ihnen erhalten hat, und daß Sie schon im Juli in Paris zu sein dachten; — darum gebe ich ihm diesen Brief mit, — übermorgen will er abreisen. Er nimmt auch zwei Bücher mit, — eins ist von meinem Freund Gurney, wovon ich Ihnen schon geschrieben habe, nur eine zweite Auflage. Da Sie von ihm wissen wollen, so schreibe ich ein Briefchen ab, das ich ihm im Oktober gegeben hatte, allein den Tag vor seiner Abreise hat sein allzu zärtlicher Vater Furcht vor dem stürmischen Wetter bekommen, daher ist er zu Hause geblieben. „Liebste beste Freundin" — heißt es schon am 2. Oktober 1799, und ich habe den Brief immer behalten, — „warum habe ich noch keine Antwort auf die zwei volle Bogen?" Dieses Briefchen soll Ihnen Gurney überbringen, weiter brauche ich Ihnen nichts zu sagen, denn ich weiß, daß, so viel von Ihnen abhängt, sein kurzer Aufenthalt in Berlin nicht unangenehm sein wird; — er will Deutschland in Einem Monat kennen lernen! Ich glaube, er wird Ihnen

gar nicht, oder ganz außerordentlich gefallen, — nichts kann verschiedener sein, als er und ich; daher, weil wir einmal Freunde sind, so sind wir es ohne Gränzen, und was ich sonst hätte schreiben müssen, das kann er Ihnen alles sagen. — Wäre nur kein Meer zwischen uns, so wäre ich mitgereist: jetzt seien Sie an meiner Statt sein Cicerone, „nicht um Ruinen, sondern um Menschen mitzustudiren.“ — Sein Gedicht, denke ich, wird Ihnen gefallen; das andere, the pleasures of hope, ist von einem Schottländer; wenn die Stellen, die ich angestrichen habe, Ihnen nicht Thränen kosten, so sind Sie unempfindlicher als ich. —

Was mich betrifft, ich bin schon über ein Jahr verliebt! auch am romanhaftesten! denn von der ganzen Zeit habe ich nur eine Woche mit dem Mädchen zugebracht; da war sie auch noch nicht fünfzehn Jahr alt, — und von Liebe haben wir nicht geradezu gesprochen, — und seit der Zeit gar keine Korrespondenz gehabt; — auch war mir die Idee ganz auf Einmal eingeprägt worden, ohne sie seit langer Zeit gesehen zu haben. — Ist das nicht alles beinahe dumm und kindisch? — Ich kann aber wahrlich nicht dafür. Das Schlimmste aber ist, daß, wegen ich weiß nicht was für albernen Vorurtheilen, ich wenige Hoffnung hegen darf, ob es gleich für mich in politischer Rücksicht gar keine vortheilhafte Parthie ist. Nun gerade heute habe ich mich entschlossen an ihren Vater zu schreiben, und der Brief ist schon abgegangen. Wird die Sache gänzlich abgeschlagen, so schreibe ich gerade an das Mädchen, biete ihr meine Hand ohne weitere Bedingung an, — wahrscheinlich nimmt sie den Vorschlag nicht an; denn ich weiß gar nicht, was sie für Gesinnungen gegen mich hat. So werde ich hoffentlich wieder ganz frei! denn von einer so schwachen und entfernten Hoffnung bin ich schon müde. —

Was Sie immer denken mögen, so muß ich Ihnen über Ihre Liebesscheidung gratuliren, — und ich muß Ihnen

auch gestehen, daß ich Röschen für die glücklichere Schwester hatte. Warum soll man sich durch die beneidenswürdigsten Eigenschaften nur Qual und Verdruß vorbereiten? Unter den Zuneigungen halte ich die einfachsten und natürlichsten für die besten. Hätte ich selbst die Schwierigkeiten vorhersehen können, die ich erfahre, so hätte ich keine hoffnungslose Liebe unterhalten.

Mit Cambridge bin ich schon fertig, und werde mich von jetzt an in London etabliren. Ich bin im Anfang Aprils aus Cambridge gekommen. Es hatte jemand auf meinem Pianoforte gespielt, und einige zerstreute Musikblätter hinterlassen, darunter war das schönste Büchelchen, das ich je von der Art gesehen hatte, — Ei, denke ich, was ist das für eine Dame, die solche Lieder singt, und die neuesten Sachen sogar aus Berlin kommen läßt? Nachher fand ich, zu meiner großen Freude, das allerliebste Briefchen! Aus Versehen hatte man es mir nicht nach Cambridge geschickt, — desto angenehmer war die Ueberraschung! — Der Graf Einsiedel war schon in Bath und am Hofe gewesen. Seit der Zeit habe ich ihn sehr oft gesehen; jetzt reist er schon zwei Monate; er ist ein gebildeter und ein guter Mensch: ich hatte ihn schon etwas in Dresden gekannt — nur zuvorkommend braucht man nicht mit ihm zu sein, das muß sich während der Reise verändert haben. Ich habe ihm so viel gedient als es mir möglich war, und ich glaube, daß er mit mir zufrieden ist; nur muß ich gestehen, daß ich als junger Mensch noch sehr wenige Gelegenheit habe, einen Fremden in angenehme Bekanntschaft zu bringen, auch ist die Sache an sich in London ziemlich schwer. König hat mir Ihr Geschenk überbracht, und ich habe es zum Theil schon gelesen, besonders die angestrichenen Stellen, die meistentheils sehr hübsch sind, doch finde ich keine Stücke vom allerersten Rang. König hat mir viel von dem Berliner Zirkel erzählt; — er ist ein guter Mensch, den ich schon in Göttingen gekannt

habe, er will sich hier oder in Cambridge als deutscher Lehrer etabliren, und ich habe Gelegenheit gehabt ihm dienlich zu sein. — Wenn Sie nur in London wohnten! es würde mir freilich eine beinahe gefährliche Freude machen. Nach dem festen Lande werde ich aber schwerlich wieder kommen können, — oder nach langen Jahren, — welches beinahe einerlei wäre. Sollte ich Ihnen die Idee nicht wegnehmen? Ich muß aber aufrichtig sein, wie Sie es auch sind: Sie wissen, daß ich niemals grade Liebe gegen Sie geäußert habe; doch so eine Freundschaft gränzt sehr nah an die Liebe, besonders so lange man damit Hochachtung verbinden kann. Ich freue mich, daß Sie von Berlin los sind: Sie werden glücklicher an andern Orten werden. Wären Sie nur eine Frau, eine Mutter, — so würde ich Sie wie eine Schwester lieben: denn von dieser Art habe ich schon hier mehrere Schwestern; obgleich keine gerade so wie Sie. — Indessen besinn' ich mich, daß ich schon an eine Pariserin schreibe! Wie gefällt es Ihnen da? Recht hübsch, recht glänzend, — aber ganz leer, nicht wahr? oder wohl ganz das Gegentheil? — Ich werde immer mehr und mehr altmodisch, was Moral und Empfindungen betrifft — mag ich nicht Recht haben? Ich fürchte aber immer, daß ich irgend einer unwürdigen Liebe unterliegen möchte. Mit Mad. B. hätte es sehr leicht anders sein können; so bin ich aber, und ich bedauere es nicht, sonst wäre es schon anders. Nur das ganze Leben muß nicht in Hoffnung zerfließen, ob das gleich recht gut und schön ist:

„Yet still may Hope her talisman employ
To snatch from heaven anticipated joy,
And all her kindred energies impart
That burn the brightest in the purest heart.

P. 56.

Adieu! Schreiben Sie mir bald — dann werde ich Ihnen den Ausgang meiner Geschichte erzählen können.

Th. Young.

VI.

Karoline von Humboldt.

Karoline von Humboldt,

geborne von Dacheröden.

Die Liebenswürdigkeit des Geistes und Karakters, der hohe Rang gesellig=heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sind in zu frischem und theurem Andenken aufbewahrt, als daß es einer ausführlichen Schilderung hier bedürfte. Auch stellen sich einer solchen für jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die zum Theil darin liegen, daß bei noch so nahen Lebensbeziehungen, von denen so vieles Minderwichtige einem großen Kreise zwar ganz bekannt sein mag, doch grade das Bedeutendste in sein wahres Licht noch nicht gestellt werden kann.

Vor allem würde hier nöthig sein, daß Wilhelm von Humboldt selbst, dessen Karakteristik aus dem Standpunkte seiner öffentlichen Erscheinung neuerlich Böckh vortrefflich begonnen hat, auch von menschlich=persönlicher

Seite in dem ganzen Umfange seiner Geistesgröße gehörig aufgefaßt wäre; denn seiner Gattin verknüpft sich ein Interesse, in welchem alles, was ihn bedeutend macht, sich als anmuthigste und seltenste Lebensgestalt wiederfindet, deren wahres Wesen in oberflächlicher und vereinzelter Betrachtung nicht erkannt werden mag.

Hier genüge einstweilen, aus ihren eignen Aeußerungen zu sehen, wie eine solche Frau empfunden und gedacht, welch Verhältniß sie zu einer Freundin, wie Rahel war, haben konnte, und besonders wie sie im Jahre 1813 die Interessen des Vaterlandes und der Ihrigen antheilvoll und eifrig im Herzen getragen hat.

1.

Paris, den 25. Mai 1798.

Ich habe Ihnen, meine theure liebe Freundin, im Anfang Decembers von hieraus geschrieben, da aber Brinkmann ohne ein Wort von Ihrer Hand für mich hier angekommen ist, mir auch nicht mündlich gesagt, daß Sie meinen Brief bekommen hätten, so vermuthe ich fast, daß er auf der Post verloren gegangen ist. Ich kann die sichre Gelegenheit, die sich durch Vieweg darbietet, nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen wieder ein Wort zu sagen.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief mein langes Stillschweigen erklärt, nicht entschuldigt, und nun wissen Sie wieder nichts davon. Eigentlich ärgert es mich entsetzlich, wenn jener Brief verloren ist. Aber, liebe Seele, Sie müssen es dennoch wissen, wenn Sie auch Jahre lang nichts von mir hörten, daß ich Sie nicht vergessen kann. Sie müssen es darum wissen, weil Sie einmal gefühlt haben, daß ich Sie kannte, weil ich mich von Ihnen verstanden fühlte. Man trifft nicht Menschen wie Sie und versteht sie, um sie zu vergessen. Aber lassen Sie mich wieder von Ihnen hören, lassen Sie mich durch unsre lange Trennung nicht fremd mit Ihrem Leben werden. Ach könnte ich's Ihnen mit der Innigkeit aussprechen, die in meinem Herzen ist, wie oft, wie zärtlich und sehnsuchtsvoll ich an Sie denke! Und wie ich Sie herwünsche! — Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr

schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die e
Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man
dem Pont=Royal steht, zur Rechten den Pont=Neuf,
Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen
ten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit
Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien,
Garten, und weiter die Champs=Elysees. Stünde ic
mit Ihnen, wäre ich froher wie jetzt, und genießender
Empfindung, alles zu verstehen, hat mir noch
Mensch gegeben wie Sie. Darum kann ich und wil
mich auch nicht von der Hoffnung trennen, daß ich
einst mit Ihnen leben werde. Mich dünkt, wir ge
für einander. Mein Herz hat sich einen Reichthum
eine Fülle der Kraft gesammelt, die mein Leben aus
wird. Sie kennen das Bedürfniß, alles in sich kla
wissen, und sollt' es das Leben kosten; ach so giebt
kein andres Dasein, wenn einen einmal die Natur s
macht hat! Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Sch
zen, nicht ohne den bittersten Verlust, ist mein Herz zu
Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt muß
doch sein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genu
Lebens ist mir errungene Kraft, Sinn für alles Mensc
und für alles Göttliche im Menschen. Täglich fühle
mehr, wie es sich wohlsteht über den Fluthen der
gangenheit, und wie sich die geheimnißvolle Bildung u
Innern gleichsam im Zerlegen erst erklärt. Der Punkt
innern Zusammenhalts bleibt ewig die Liebe — sie
gestaltet unser Wesen, und selbst wenn jede ihrer Täus
gen zerronnen ist, ist sie es noch, die den Takt des Le
harmonisch erhält.

Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern s
— In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen Sie
und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Exi
Die Vormittage dauren hier bis 4 Uhr, früher ißt

Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen, und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man auf's äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist.

Adieu, liebe Theure. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, bald! Grüßen Sie Ihre Schwägerin und Röschen von mir. Ganz die Ihrige

Karoline von Humboldt.

2.

Paris, den 2. Februar 1799.

Gestern Abend bekam ich den Brief, den Sie mir durch E. geschrieben haben. Liebe, Theure, was soll ich Ihnen sagen? was, daß ich Ihnen heute schreibe, und Ihnen so lange nicht geschrieben habe? — Dieser Brief löste, ich weiß nicht wie, das Band des Schweigens, das um meine Seele lag. O ich habe so viel zu sagen, und wie soll ich anfangen, wie soll ich der Ordnung nach schreiben! Sie wollten kommen, wollten zu mir kommen! wie sich die Sachen gewendet haben, muß ich mich freuen, daß sie mit E. keine

Arrangements genommen. — Aber unserer hätten Sie gewiß sein können, ich sage nicht meiner, weil ich weiß, daß Sie empfinden, wie einzig ich Sie im Herzen trage, ich sage unsrer,* und verstehe Humboldt darunter. Er liebt Sie, und fühlt wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte mit Ihnen zu leben. Aber das ist nun vorbei, und unser Aufenthalt in Paris naht für jetzt seinem Ende. — Lassen Sie mich von etwas weiterem schreiben. Wenn ich mich nicht zwinge ordentlich zu erzählen, so endige ich niemals. Ich empfing im Oktober einen Brief von Ihnen. — Mein Herz hielt sich zusammen, fest, unzerreißbar, — ich hatte keine Thränen, aber ich konnte mich selbst nicht berühren, — ich schrieb dem Freunde nicht, schrieb dir nicht, weil ich mich nicht gehen lassen konnte, wollte — ach! und indeß ich mich so hartherzig in mir selbst verschloß, dachtest du an mich, wolltest zu mir kommen — du liebe, liebe Einzige! Gestern, wie ich deinen Brief las, ergriff es mich auf Einmal, wie wenn eine Gottheit mich aus dem entsetzlichen Schweigen löste, ich fühlte Thränen in meinen Augen, und habe viel die Nacht geweint, und fühle mich leichter. — Ich habe zu viel gelitten. — — Nun weißt du, wie's mir ist. Ich habe dir aus meinem tiefsten Herzen geschrieben, und du, du verstehst mich. O, meine Seele, verzeih mir, daß ich dich Du nenne, aber ich mußte, es trieb mich mein Herz, und du allein, ich fühl' es immer inniger, begegnest meiner glühenden Seele. Warum bin ich von dir getrennt, warum bist du es von mir? Nicht immer, ich weiß es wohl, aber doch lange. Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Sieh, unsre Plane sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt,

entscheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen, und über England zu Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Planen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause. Burgsdorfs Plane gehen von nun ganz mit den unsrigen auseinander, und schwerlich finden wir uns vor unsrer Rückkunft wieder. Ich bitte dich mit aller Liebe, ich bitte dich inständigst, schreibe mir. Ich werde einen ruhigen Sommer verleben, einen einsamen, im Genuß einer großen Natur, ich werde gewiß heiter und still seyn, und dir oft schreiben können. Laß mich bald, bald, gleich ein freundliches Wort vernehmen. O wenn ich zurück bin, wie ist es mein einziger, heißester Wunsch, viel mit dir zu leben, ganz, wenn du willst, und du es deinen häuslichen Verhältnissen abgewinnen kannst. Liebe, ich weiß, glaube es nur, ich weiß, wie verschieden und wie ähnlich unsre Naturen sind, und ich bin in mir überzeugt, daß nie zwei Frauen ein innigeres Verhältniß haben können, als wir. — Meine Kleinen werden dich sehr freuen. Li entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart, und hat einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder ist schön, auffallend schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind was ich je sah, — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus; sein Gesichtchen hat einen schönen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist als schaute man in den Himmel. Das Weiße darinnen ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen wie mich. — Adieu, liebste Seele. Ich

bitte dich nochmals um einen baldigen Brief. Tausend Grüße an Röschen, an deine Hausgesellschaft, und wem sonst jemand meiner gedenkt. Sind die Briefe endlich ganz sicher? Adieu!

Karoline von Humboldt.

3.

Wien, den 19. August 1813.

Ein so lieber Brief, wie der deine, hätte nicht vierzehn Tage unbeantwortet liegen bleiben sollen, geliebte Freundin. Es war nicht Schuld meines Herzens, sondern der Zeit, in der sich alles auf eine wunderbare Weise um mich zusammendrängte.

Ich habe mich unaussprechlich gefreut, die lieben Züge deiner Schrift wiederzusehen, dich in einzelnen Worten so wiederzufinden, daß mir der lange Zeitraum verschwunden war, in dem ich dich nicht sah, und ich wieder meinte deine Stimme zu hören und gewisse Züge deines Gesichts zu sehen, die mir ganz gegenwärtig geblieben sind. Wir haben uns nun in eilf Jahren nicht gesehen, und haben uns gewiß sehr verändert! Es ist das eine Bedingung der Menschheit. Aber aus deinem Briefe habe ich empfunden, daß wir uns nicht so verändert haben, daß wir uns unverständlich geworden wären. Die zwei Worte über Gentz haben mir das gezeigt. Du hast im Ausdruck deiner Empfindung über ihn die meine ausgesprochen.

In mir, darf ich dir mit Wahrheit sagen, wirst du alles stiller, reiner und liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff, und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und gestärkt, und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren seligen Klarheit, die

ich in dunkler Leidenschaftlichkeit ehemals nicht ahndete. Ich darf endlich sagen, daß, so wie diese in mir abgenommen, die Liebe, das Vermögen unendlicher Liebe, sich immer tiefer in mir verschlossen hat. —

Ich danke dir für die Nachrichten, die du mir von Theodor giebst. Das mag es dir auch beweisen, daß viel mit und in mir vorgegangen sein muß, daß ich mit Ruhe und großherziger Ergebung an das Schicksal meines lieben Kindes denken kann. Wir stehen in Gottes Hand, und das eigne Leben geht zuletzt auf, ach nicht allein in den großen Weltbegebenheiten (das wäre doch zermalmend), sondern in der ewigen Harmonie der Schöpfung, zu der der Schmerz gehört wie die Freude, der Tod verschlungen ist mit dem Leben! Laß' uns nur still diese ungeheure Zeit ertragen, die Wolken zerreißen endlich, und gewähren uns wieder den Anblick des ewigen Himmels — des Himmels, der nicht weichen noch wanken kann, wie schwere Gewitterstürme drohend an ihm vorüber ziehen.

Von den Kindern soll ich dir schreiben? Karoline ist sich sehr gleich geblieben. Ein still in sich geschloßnes Gemüth, viel Liebes und Gutes, aber vielleicht zu wenig Drang und Bestreben nach außen hin. Sie erinnert sich deiner wie aller Menschen seit ihrem fünften Jahre an, und trägt mir auf, dich sehr zu grüßen. Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich, und ähnelt ihrem Vater. Theodorn wird diese verhängnißvolle Zeit zum Manne reifen, wenn er sie überlebt. Er hat sich gut betragen, ist mit Lust und Eifer bei der Sache, die er doch nicht als Scherz hat kennen lernen, und hat eine treue redliche Gesinnung in seinem Innern. Bete zu Gott, daß er ihn mir erhalte mit all unsern lieben Freunden. Ach, mein Herz ist bei Vielen in diesem heiligen Kampfe, und ist bei jedem ganz. Schreibe mir, wenn du von Varnhagen hörst, ich mag ihn nicht mit Briefen plagen in einer Zeit wo man ganz anderes zu

thun hat, als zu schreiben. Sage ihm, daß ich einige liebe Zeilen von ihm im April aus Hamburg empfing. Das arme unglückliche Hamburg! Sage ihm, daß ich immer an ihn denke und mein Segen ihn gewiß begleitet.

Dein kleiner Protégé Herr von Cronstain ist hier angekommen, und wir hoffen es soll mit dem, was er wünscht, gehen. Ach ja wohl, niemand ist in jetziger Zeit sicher von einem Tage zum andern. Das Unglück, das Millionen trifft, umschlingt und verbindet aber auch Millionen mit einem unauflöslichen Bande, und das brennende Gefühl, was in der Brust so unzähliger Tausende lebt, zu siegen oder zu sterben, wird uns retten. Von meinen Kleinen sollte ich dir noch reden, von Adelheid und Gabriele. Andere haben es wahrscheinlich schon gethan, und ich hoffe du wirst sie bald einmal sehen. Es sind zwei sehr liebe, sehr innige Kinder. Lebe nun wohl, denke an mich, laß von dir hören, und erhalte dir den Muth.

Deine Schwägerin habe ich nicht gesehen. Ich fühle, ich hätte noch weit mehr zu schreiben, aber nimm den Brief nur so hin, denn bei mir ist ein solch verworrenes Leben jetzt!

Karoline von Humboldt.

4.

Wien, den 11. September 1813.

Du liebes gutes, helfendes Geschöpf, ich habe eben deinen Brief bekommen, und ich sende dir was ich gleich im Hause, bei meinen Kindern und mir, gefunden habe. Morgen oder übermorgen werde ich schicken, was ich von meinen Bekannten auftreiben kann.

Der Banquier Ballabene in Prag hat von mir eine Summe Wiener Währung geschickt bekommen, zugleich beim

Adresse. Da laß dir die Summe auszahlen. Man hat mir gerathen es so zu machen, weil es sichrer und schneller sei als ein Brief, der, wenn er mit Geld (selbst mit Papiergulden) beschwert ist, mit der fahrenden Post gehen muß.

Dein Brief hat mich sehr leidend gefunden. Aber ich habe meine Bekannten mit Briefen bestürmt, da ich Fieber habe, und nicht ausgehen kann. Doch mußt du dir nicht vorstellen, daß ich unendlich viele Bekannte habe.

Die lieben Unglücklichen! Ich wünschte in Prag zu sein, um dir zu helfen. Gott weiß es, daß meine Seele nur dort ist. Und das furchtbare Wetter — ach was soll daraus werden! — Theodor war in einem Bivouak nahe bei Töplitz, er hat vor Dresden in drei Tagen nichts zu essen gehabt.

Morgen hoffe ich wieder etwas zu schicken.

Deine

Karoline.

Verzeih mir die Eile, das Fieber macht mich so lahm. Gott, man sollte sich nicht beklagen! Was leiden die, die draußen stehen!

5.

Wien, den 29. September 1813.

Ich bin gar unaussprechlich gerührt von deiner Liebe und Treue mir so oft zu schreiben, geliebte Freundin, ich bin es um so mehr, da ich tief empfinde, wie kostbar deine Zeit dir ist. — Ich habe — leider — so manchmal Perioden im Leben, wo ich gar nicht schreiben kann, und so eine ist eben jetzt. Es ist nicht Zerstreutheit, es ist innere Beklommenheit, es ist, eben weil ich so fern bin, als wenn jeden Moment das Ungeheurste geschehen könnte. Ich kann vor dem nahen Bevorstehenden kaum mehr athmen.

und ich höre in jedem Luftzuge die Seufzer derer, die fallen. Mein Glaube an Gott, an das glückliche Ende unsrer gerechten Sache, verläßt mich nicht, aber doch bricht mir das Herz im innersten Busen. Dazu höre ich seit Monaten nichts von diesem und jenem, der dabei ist, von Menschen, die mir unaussprechlich theuer sind, ob sie ausgeblutet haben wie mein lieber Körner, oder ob noch die Kugeln in der Luft sausen und treffen. Großer Gott, es ist eine ungeheure Zeit! — Wird man sie überleben, und zuletzt verlassen und vereinsamt von allen Geliebten stehen? O nein, man wird die lieben, und sich mit aller Gewalt des Herzens an die halten, die übrig bleiben, siegend übrig bleiben! —

Wie wünsche ich dir Glück, für eines theuren Freundes Leben, wie Alexander Marwitz ist, etwas zu thun, — ich habe auch einen Freund, der Alexander heißt, von dem ich gar nicht erfahren, wo er ist, ob er lebt. — Von Theodor weiß ich Gutes, er war bei dem letzten Gefecht auf den böhmischen Höhen; die Schwadron hatte aber diesmal nur einige Verwundete, und er kam gut davon. Von Varnhagen weiß ich auch, daß er lebt, durch einen Brief Wallmodens an Pauline Hohenzollern, aber von meinem lieben Hedemann, von Röder und Alexander von Rennenkampf weiß ich nichts. — In dem Hause der Gräfin Morzin in Prag liegt Ferdinand von Röder an einer Wunde, die er vor Dresden empfing, sein Bruder Wilhelm blieb vor Kulm, und mein Röder heißt Karl. Aber wenn du den Ferdinand einmal besuchen kannst, oder besuchen lassen kannst, damit ich seiner Schwester von ihm mit Wahrheit berichten kann, wirst du mich sehr verbinden. Seine Schwester ist ein herrliches Mädchen, die ganze Familie brav und gut.

Der arme kleine Cronstain ist in Brünn krank geworden. Denke nur, wie er hier war, frug ich ihn, ob er Geld brauchte, aber er wollte nichts, und reiste weg ohne etwas anzunehmen. Nun schreibt er mir vor vierzehn Tagen, er

sei krank worden in Brünn, sagt mir aber nicht was er braucht. Ich schrieb ihm, bat ihn es mir aufrichtig zu sagen, schickte ihm indeß dreißig Gulden, und nun antwortet er mir nicht, und hat es auch mit diesem seinem ersten Brief, und der Art wie ich ihm antworten sollte, so sonderbar eingerichtet, daß ich gar nicht wissen kann, ob es ihm zugekommen, ob und wie ich Nachricht von ihm einziehen kann. Ich versichre dir, daß mir ernst bang um ihn ist. Die Mutter des jungen Cronstain hat zweimal an Humboldt geschrieben, aber wie ihr einen ungelesenen Brief zur Antwort zukommen lassen? und liest man ihn, so kann man nicht wissen, wie man die Arme kompromittirt. Wie geht es mit deines Freundes Hand? Das schreibe ja.

Mein Kind, das geht so den ganzen Morgen hier, Thür auf, Thür zu, und weil sie doch etwas wissen können (die Menschen mein' ich), läßt man sie nicht abweisen. Meine Gesundheit ist besser. Die Li grüßt. Ich habe zwei Frauen im Haus, die bei mir wohnen, und kaum eine Stunde für mich. Ist der Gustav Rochow, den du erwähnst, ein Bruder des Adolf Rochow, und weißt du nichts von letzterm? — er eilte aus Italien zurück, um Dienste zu nehmen.

Gott segne Dein Bemühen mit Erfolg. Bald mehr. Ewig dein.

Karoline von Humboldt.

6.

Wien, den 25. Oktober 1813.

Nur mit zwei Worten, meine geliebte Freundin, kann ich dir heut für deinen lieben Brief vom 18. danken. Gott hat uns beigestanden und Sieg verliehen, und wieder

Sorge kann man entbunden sein. Es ist dies ein unendlich wichtiger Schritt zum Brechen seiner Gewalt. Ach aber auf's neue müssen Tausende bluten, und die Summe des Leidens häuft sich in's Unendliche, und es ist einem, als müßte einem oft das Herz darüber brechen.

Willisen schreibe ich nächstens durch dich, mein Engel. Ich liebe und schätze ihn.

Varnhagen hat mir einen allerliebsten freundlichen Brief geschrieben, bewegt, recht tief bewegt von der Gegenwart und Zukunft, und innig zurückschauend in die Vergangenheit. Jetzt wird er in Bremen sein. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihm durch die Fürstin Hohenzollern, die mit Wallmoden in Briefwechsel ist, gleich zu antworten.

Graf Bentheim bringt dir diesen Brief. Laß dir nicht von ihm sagen, wie ich lebe; denn in den vierzehn Tagen, wo er hier war, konnte ich ihn unglücklicherweise nur immer in Stunden sehen, die, in einer Zeit wo ich Besuch im Hause habe, ausschließlich der Gesellschaft gewidmet sind. Ich liebe diesen Bentheim außerordentlich, mehr durch Inspiration als durch eigentlich tiefes Erkennen seines Wesens, aber das Herz sagt es mir, daß sehr viel und sehr Schönes, Menschliches und Tiefes in ihm ist. Auch meine ich oft, er hätte einen Kummer, den ich ihn bitten müßte, einem verwandten Gemüth anzuvertrauen.

Die Frau von Arnstein läßt dir sagen, du möchtest dich bei der Oberstburggräfin Kolowrat melden um Hemden. Der habe sie welche geschickt, und sie gebeten, dir zukommen zu lassen was du brauchtest. Kannst du ein Stück Hausleinewand, nicht fein aber tüchtig, brauchen, so schick ich es dir?

Schreibe bald. Deine treue

Karoline.

Bernstorff bedauert unendlich, dich nicht gesehn zu haben. Er hat ein Unglück im nicht finden können.

7.

Wien, den 22. Januar 1814.

Ich schreibe dir schon seit vielen Tagen, aber du bekommst es immer nicht, mein liebes Kind, denn ich schreibe nur immer in Gedanken. Mein Leben ist zu gestört, und vom Mittagsessen an sind für meine alleinigen Beschäftigungen mir alle Stunden verloren. Dein letzter Brief hat mich unaussprechlich gerührt, weil ich ja weiß, was da vergegangen sein muß, ehe man dazu kommt, ein Kreuz so zu küssen, wie du das deine von Ebenholz. Aber woher kommt dir die Kraft der irdischen Liebe, nachdem du dich gefaßt hast, in unaussprechlichem Entsagen? Gentz ist gar zu sehr Gentz in der Abschrift des Briefes, den du mir schickst, es ist alles wie ein Memoire, wie eine Kriegs- oder Neutralitäts-Erklärung, alles was er schreibt, ich kann mir nicht helfen, du hältst ihm ein glänzendes Himmelsbild vor, für das er gar keine Augen hat. Vom Verstehen will ich gar nicht einmal, vom in sich Aufnehmen und dann Verstehen — reden, aber selbst die äußere Erscheinung geht ihm verloren. Thue es nicht, schreibe ihm nicht mehr. Schreibe mir, schreibe Varnhagen, nicht ihm. Er kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm, ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst Du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhms ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich aber auf's äußerste treibt, so sag' ich's ihm grade heraus.

Von Varnhagen habe ich einen sehr lieben, aber u
beschreiblich alten Brief gehabt vom 24. November. J
habe ihm noch nicht antworten können. Ich bin nicht
fangen darum, daß du ihm immer meine Briefe schic
Ich liebe ihn ja. Es wird mir darin immer klarer u
stiller, meine Thränen immer beruhigender. Ich glaube,
sterbe nun bald — ach nur dann kann man von Thrä
schreiben. — Meine Gesundheit ist die Zeit her gar ni
gut gewesen. In der That glaube ich, daß Wien mir ni
bekommt, denn nie hatte ich die immer wiederkehrenden
tödtenden Migrainen. —

Koreff hat eine unbeschreibliche Tiefe des Gemüths, u
es neigt sich alles in Liebe und Sehnsucht einem and
Leben zu. Ich habe nicht den Blick über Menschen, d
du hast; aber doch einigen. — Am meisten bin ich m
Pauline und Jeanne, den Schwestern der schönen Herzog
Ich liebe diese auch, aber jene mehr. — Und wie ist's m
deiner Gesundheit? schreibe nur eine einzige Zeile darüb
Nimm heut vorlieb mit diesem Briefe.

Die Kinder grüßen. Unsre Angelegenheiten gehen g
Hast du zwei Dutzend Hemden bekommen?

Karoline von Humboldt.

VII.

Peter von Gualtieri.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu sprechen, fehlt uns alle Hülfe schon bekannter Anknüpfungspunkte. Er selbst hat sich durch Schriftliches wenig ausgesprochen, und sein Namen ist auch durch Andere selten erwähnt worden. Rahel bei nennt ihn mehrmals mit großer Vorliebe, und erwähnte seiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, dessen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreise scharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen besondern Zug seines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man sich etwas wundert ihn dieses Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war seine sogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daseins, und dies Gefühl machte sich auch in geringen Dingen unwiderstehlich Luft.

Er stammte aus einem angesehenen italiänischen Geschlechte, und einige seiner Vorfahren waren in der katholischen Kirche zu den höchsten Würden aufgestiegen.

Er selbst aber freute sich, einer protestantisch gewordenen Linie anzugehören, so wie auch seinen fremden Namen im Deutschen ganz fertig übersetzt als Walter vorzufinden. Seltsam genug, italiänische Abkunft und französische Bildung hatten sich in ihm durchaus zu deutscher Geistes- und Gemüthsart beugen müssen. Er war früh in Kriegsdienste getreten, hatte neben dem Waffenwesen sich immer geistig beschäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbstdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieser Stellung nur um so günstiger und auffallender seine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinandersetzungen anzubringen. Er raisonnirte und dialektisirte unaufhörlich, ohne alle Kunst der Schule und Hülfe der Wissenschaft; daher oft unbeholfen, unvollständig und mehr Mißverständnisse verursachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf seine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtstrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel fast immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andre nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigsten, tiefsten und witzigsten Aussprüche hervor, und da er beim Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umstände dachte, so beging er Verstöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Fassung. Er konnte von demselben Menschen das Widersprechendste aussagen, und abwech-

feln balb das eine, bald das andre beweisen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verstand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden selbst wurden dann leicht in solche bedenkliche Gegensätze mithineingespielt. Hatte er eine Einsicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, so gab es kein Mittel, ihn solche unterdrücken zu lassen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu sagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige selbst. „Laßt uns über irgend einen Gegenstand streiten," pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Gespräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerste; jedoch sprach er selbst nicht sowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und sogar langsam, immer aus seinem Denken heraus, und in diesem durch nichts zu stören. Dabei stellte er mit tiefster Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit solchen streiten, mit denen man Einer Meinung sei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wissenschaftlicher Kenntnisse; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raschem und feinem Gesellschaftsgeist. Sein anscheinend bedächtiges Wesen bei der glühenden Regsamkeit seiner Laune erhöhte sehr das Komische und Sonderbare seiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenschaftlicher Preuße, und als solcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geistesbildung dazu machen konnte. Daß so viele Vorurtheile und

Einbildungen durch die französische Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieser Denkweise zum höchsten Vergnügen, welches sich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch seine Besprechung der damaligen Ereignisse, seine geistreiche und beißende Art, wie er Grundsätze und Thatsachen in die unmittelbare Umgebung hineinspielen ließ, und auf das Nächste anwandte, oft sehr peinlich, und um so peinlicher, je höher die Personen standen, von denen er sprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und seine Freimüthigkeit ließ sich durch niemanden beschränken. Die Siege der republikanischen Franzosen drängten sich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorstellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die französische Republik in ein Kaiserthum verwandelt wurde, konnte er seinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die stolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erschienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte seine Geringschätzung mit Achselzucken in den karakterischen Ausdruck zusammen: „Nun sind sie ja nichts weiter, als gemeine Kaiserliche Soldaten!"

Auch in Auffassung der geringfügigsten und gewöhnlichsten Dinge, welche sonst wenig beachtet werden, zeigte sich sein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde sehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezei-

gungen, und konnte ganz tiefsinnig darüber werden, und die beißendsten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben so las er Lafontaine'sche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, sie wurden in seinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verse, z. B.

> Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
> Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in seiner Behandlung einen solchen Reichthum von Wahrheit und Komischem, daß man mit staunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerksamkeit, verlangte aber, daß sie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit sein sollten, und war außer sich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht so sehr an ihrer Gunst gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorstellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von seiner Person niemals getrennt denken lassen, das war ihm unmöglich, und so strebte er überall wenigstens den Anschein davon zu seinen Gunsten festzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüstling, ohne eines von beiden wirklich zu sein. War in der That seine Neigung berührt, hegte er anspruchslose und zartgeistige Empfindungen, so beging er doch lieber, um sie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er sie eingestanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgestellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebessachen ein

starker Geist zu scheinen, wird immer unter den Schwachen herrschend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachsen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt sich nach andern Gesetzen entwickeln müsse, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgestellten. Er suchte sich aber auch hier einen höhern Standpunkt, und hielt aus diesem selbst manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen strebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die sonst nicht möglich wäre. In diesem Sinne konnte er einen Gesandten, der eben aus Lissabon gekommen war und von dieser Hauptstadt erzählte, ganz unbefangen und ernsthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemessenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Fassung bringen.

Den Vornehmen bemühete er sich gar gern und oft, die Nichtigkeit ihrer Ansprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Fest. Verstand und Geist gingen ihm über alles, diese sollten seiner Meinung nach immer obenanstehen, und dieser Aristokratie vor jeder andern wollte er angehören. Auf diese war er hauptsächlich stolz, und seine Eitelkeit bestand darin, sich immer dessen zu rühmen, was Andern bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören,

daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und sich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgestellt worden. Er ließ die vornehmsten Personen stehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und gepriesenen zu sprechen; er ging oft aus der Hofgesellschaft weg, um, wie er vorsätzlich aussprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügsten Leute zusammenkämen, und sogar der Königin rühmte er mit Absicht diesen geselligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf.

Durch seine ansehnlichen Verhältnisse, die er bestens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte sich im diplomatischen Fache versuchen, und gleich sein erster Anfang war, daß er zum Gesandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Minister Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgesinnt, und suchte seine Sendung, da er sie nicht rückgängig machen konnte, wenigstens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle persönlichen Betreibungen, alle Fürsprache der höchsten Personen waren fruchtlos; daß in den Geschäften selber kein Grund zum Aufschub läge, erfuhr er mit Bestimmtheit. Da wählte er ein sonderbares Mittel, um seinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Assemblée trat er zu dem Spieltische des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber stehen, und sah ihn immer an. Das wurde jenem schon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, sondern spornte sich an, alles Abscheuliche und Belei-

digende, was er dem Gegner hätte sagen mögen, in sich aufzurufen, und während er seine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke seiner Gedanken überließ, die Worte selbst jedoch nicht aussprach, gab er sich die Genugthuung, jenem seinen ganzen Groll in den bittersten Schimpfreden auf diese Weise schweigend ins Gesicht zu sagen. Diese magnetische Behandlung hielt der Minister nicht aus, sondern erhob sich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, sprach von dessen naher Abreise auf seinen Gesandtschaftsposten, und beschied ihn auf den andern Tag in sein Kabinet, indem er ihm die Versicherung gab, alle Hindernisse seien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er seine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er sein Spiel ruhig fortsetzen. Gualtieri empfing alle Schriften, deren er bedurfte, und reiste ab. Ein seltsames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in diesem Fall durch den besten Erfolg bewährt! Indessen möchte dasselbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als musterhaft anzuempfehlen sein!

Gualtieri ging als Gesandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er scheute die Sommerhitze nicht, er liebte sie vielmehr, die besondern Rücksichten, welche das Klima von Madrid vorschrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundsatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, so wurde seine Krankheit bald tödtlich. Er starb an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei seinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen;

der Leiche des Gesandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem sie für die eines Ketzers erkannt worden war!

Von Gualtieri's Briefen ist nur wenig erhalten: ein paar Blätter mögen als Beispiel seiner Ausdrucksweise hier nachsichtig aufgenommen werden!

1.

Carlsbad, ce 23. août 1798.

J'ai reçu hier votre lettre, ma délicieuse amie! — cette expression peut paraître précieuse, pour toute autre que pour vous. Je l'ai lue, et relue, et plus je la lisais, et plus j'y trouvais de choses. Je ne m'arrête pas au projet manqué; il est trop désespérant pour y songer, d'ailleurs je suis trop accoutumé aux contretems de la vie. Ce qui m'a le plus intéressé et frappé dans votre lettre, c'est que tout le monde finit toujours par vous apprécier et par vous mettre à votre place. Vous avez vraiment l'ascendant des ames fortes, un charme inexprimable, un je ne sais quoi, qui tôt ou tard vous fait dominer, sans qu'on s'en apperçoive, qui plait, qui captive, qui entraîne, — qu' y a-t-il entre vous et la fille d'Agamemnon, si ce n'est quelque chose qui tient de la divinité? — il n' y a que des contours dans l'une, il y a chez vous des contours aussi, mais il y a surtout une ame qui embellirait les plus irréguliers et ferait oublier les plus beaux; — c'est pour cela peut-être que j'oublie quelquefois de les admirer, et que vous me grondez quand je les admire. Vous êtes la personne du monde la plus singulière; il n'appartient qu'à des ames privilégiées de vous aimer, et cependant elles ont cela souvent de commun avec les plus communes; vous amortissez les sens lorsqu'on est près de vous, et vous avez tout ce qu'il faut pour les éveiller; vous semblez ne dire jamais rien de saillant, et cependant personne ne dit rien comme vous, ou plutôt vous ne dites jamais

rien comme les autres; vous paraissez être à la portée de tout le monde, et personne n'est à votre portée; on vous croirait savante, et vous ne savez rien, ou plutôt vous savez tout sans rien savoir; vous méprisez toutes les vertus, et vous les avez toutes, vous les exercez sans effort, et pourtant c'est un mérite de votre part de les pratiquer; votre élévation vous met au-dessus d'elles, et vous vous abaissez jusqu' à elles; les sots vous trouvent de l'esprit, parceque vous leur en donnez, et les gens d'esprit vous en trouvent, quoiqu'ils paraissent sots à côté de vous; — comment faites-vous donc? êtes-vous une fée, un esprit follet, une sainte, un revenant, un être supérieur, qui se joue des pauvres mortels? — mais que deviennent alors les contours? les désirs que vous inspirez et que vous foulez aux pieds? — Je n'en sais rien! — Je sais que je m'ennuie à Carlsbad. Les souvenirs m'y soutiennent; la Toepel, les promenades, les montagnes, ces eaux divines qui donnent un appétit dévorant qu'on n'ose contenter, — valent bien les hommes. Mais le tems est affreux! La nature me suffit lorsqu'il fait beau. Je me promène tous les jours avec vous, — chaque place me rappelle que vous y avez été (remarquez, que je deviens tendre), c'est doux et cruel.

Je suis arrivé fatigué comme un chien; j'ai trouvé des Russes, et toujours des Russes — quelques princesses, mais point de filles d'Agamemnon, de stériles vieilles femmes. Je me console avec mon compagnon de voyage, il est bon enfant, mais il a plus d'amour propre que de moyens, plus de ressources dans les pieds que dans la tête, nous ne saurions cheminer bien loin ensemble, — il me devance sans m'atteindre, je reste en arrière quand il s'agit de marcher, et lui, quand nous sommes en place.

Je vous envoie cette lettre sur les ailes de l'impatience. Vous m'avez promis les détails de l'histoire de la fille d'Agamemnon. Je suis charmé de n'avoir pas déplu à la Schwester, ou plutôt de lui avoir plu. Mais vous savez le prix que j'attache à ces sortes de choses. Cependant je veux les détails. „Die Kleinigkeiten". Mais bien vite. — —

Gualtieri.

2.

Berlin, 1803.

Je vous renvoie l'aimable Fichte — car je trouve qu'on est aimable lorsqu'on raisonne aussi bien que lui. Ceux qui ne cherchent l'amabilité que dans la frivolité trouveront mon épithète mal choisie. Ich finde, daß nichts dem Witze so ähnlich ist, als dieses scharfe Denken, — mit dem Unterschied, daß oft der Witz, oder die meisten witzigen Einfälle, nur scheinbar richtig sind, und dieses wirklich. La manière dont il réfute Jean Jacques est surement unique dans son genre, elle est nouvelle, elle prouve une profonde connaissance du coeur de l'homme, et de cet homme; — c'est ainsi, c'est avec ces égards que les hommes supérieurs doivent se traiter mutuellement. Et que signifient toutes les déclamations du monde vis-à-vis du moindre petit raisonnement! Je me semble voir d'un côté un lâche spadassin armé de pied en cap dont on se moque, et de l'autre un petit homme, faible en apparence, avec un poignard dont on est sûr qu'il fera usage. Je voudrais posséder ce livre de notre amant de la vérité, pour l'étudier encore. Je ne m'étonne plus, que vous raisonnez si bien, puisque vous vivez avec de tels raisonneurs, et ce n'est qu'en faveur de cela que je vous pardonne de m'avoir lâchement abandonné hier au soir, perfida! —

Gualtieri.

VIII.

Josephine Gräfin von Pachta.

Josephine Gräfin von Pachta,

geborne

·räfin Canal-Malabaila.

Sie trat aus der vornehmen Welt Böhmens wie ·ıs einem Urwald als ein reines, wahrhaftes, treues ·aturkind unter die Menschen, mit regem Geist, mit ·inem Sinn, mit festem Gemüth, die sich unter nichts ·embdes beugen wollten. Ihre Schönheit zog viele Be- ·rbungen an; sie verachtete aber alle, die nicht un- ·ittelbar ihr Inneres betrafen, und huldigte selbst ein- · den Tugenden, die sie für die größten hielt, der ·istigen Erhabenheit, der grundwahren Innigkeit, der ·ten Seelengröße. Sie dachte nicht, sich in Voraus- ·zung solcher Eigenschaften irren zu können, und glaubte ·chher, in solchem Fall, dem Irrthum seine Macht zu ·hmen, wenn sie ihrerseits nur beharrlich ihr Bestes · ihn setzte! Zu ihrer Karakteristik finden sich von ·ahel hin und wieder einige sprechende Andeutungen. ·in paar Briefe von ihr selbst werden diese Züge ver-

vollständigen. Die Wirkung der damals in den Ge
müthern sich verarbeitenden Kantischen Moralbegriffe au
eine starke, leidenschaftliche, und doch strenge Seele läs
sich hier nicht verkennen. Man wird an die Briefe de
Freiherrn von Herbert (auch eines Oesterreichers un
Kantianers) in Erhards Denkwürdigkeiten erinnert, w
ebenfalls der Versuch, solchen Grundsätzen zu leben, ei
unglückliche Wendung nimmt. Denn unglücklich wa
auch das Schicksal dieser edlen Frau, dessen nähere Um
stände jedoch unsrer Betrachtung hier fernab liege
Mehreres dürfte in der Folge noch mitzutheilen sei
Sie starb im April 1834 auf ihren Gütern in Mähre

1.

Prag, den 1. März 1796.

— Man kann sehr lebhaft sein, und unser Innerstes
dabei sehr ruhig bleiben, eigentlich erweckt nur Furcht Unruhe,
aber Theilnahme erhöhet nur den bessern Zustand unsrer Seele,
die giebt dem Gemählde Licht; sie ist nicht wankelmüthig
in ihren Empfindungen, und weiß sich von jeder gleich Rechen-
schaft zu geben. So fasse ich was mir lieb ist, was mir
groß scheint, und bleibe in Ruhe und Harmonie, ich möchte
statt Ruhe lieber sagen, ich trete in stille, gleiche Thätigkeit,
nein Puls schlägt höher, aber gleichförmig. Du wirst mich
venig verändert finden, meine Geliebte. Ich will dir mich
igen. Meine Liebe zur Freiheit ist noch höher gestiegen,
h schätze alles gering, was auf Kosten dieser gewonnen wird.
ch könnte keine Verbindung eingehen, die mich sie ein-
ränken hieße. Leben ohne Freiheit ist ein moralischer Tod.
h meine nicht damit eine Verkennung meiner Pflichten.
niger mit mir selbst, bin ich's nicht mit meinem Schick-
noch; hier habe ich manches zu verbessern, oder aus dem
eg zu räumen, oder darein zu setzen. Ich bin gelassener,
er nicht auf Kosten meines Enthusiasmus; das ist, ich
hle mit eben der Wärme das Schöne, das Große, aber
entrüste mich sogleich, wo ich Kleinheit im Menschen
he; bekannter mit seiner Schwäche und dem oft engen
ewebe, in das die Natur manchen eingeschränkt und das
Umstände noch mehr verzogen haben, trage ich mit Ge-
ld was ich table, und spreche öfter meine Ideen in ihrer
prache, um mich von ihnen verstehen zu machen. Doch

unerbittlich, eine Zuneigung durch mitleidiges Gefühl ihnen zu äußern, bleibe ich mit ihnen in gleicher Entfernung, nur nützlich bin ich ihnen. — Du siehest mich wieder in diesen Zügen, jetzt bin ich deinem Auge nicht mehr fremd, das dürfen wir uns auch nie werden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle die Aenderungen, die in uns noch vorgehen, so verschieden sie in jeder sein mögen der Art nach, doch in ihrer Natur übereinstimmend bleiben. Gieb den Gedanken nicht auf, mit mir zu leben, ich will ihn nicht zum Grund einer Forderung machen, aber zur schönsten Aussicht meiner Zukunft. Sehen muß ich dich künftiges Jahr, ich hoffe in Töplitz; dich auch in Prag zu sehen, gebe ich doch nicht auf, es scheint als genösse ich die Freude doppelt, wenn nur Ein Dach uns schützt. —

Sara Meyer hat mich immer besonders interessirt, ich wünsch also um so mehr, daß ihr Glück ihrer immer würdig bleibt. — Wie ist's mit deinem Muth zur Heirath? Ich denke mir diese Verbindung als eine der besten, die am ersten zur dauerhaften Zufriedenheit tauglich ist, aber, Gott! liebe Freundin, wie schwer die Wahl, wenn man Einmal auf einem Punkt stehet, der uns von den meisten Menschen trennt! Die gewöhnlichen Geschöpfe sind am sichersten, nicht unglücklich in der Ehe zu sein. —

Hast du in den Horen den Aufsatz über Meisters Lehrjahre gelesen? Ich denke, der Verfasser faßte Goethe's Geist. Wie hat sich dieser Liebling von dir in dem Almanach herabgesetzt!... stille, ich höre wie du ihn vertheidigst, sagst, es sei Muthwillen, Verachtung des Publikums; — das ist's auch, doch die muß man nicht äußern auf Kosten seiner eignen Achtung, das Göttliche in uns darf nie verkennbar sein. —

Es ist doch was Marterndes um das Aufwachen aus einer Täuschung! — Nun liegt die Wahrheit da, die unangenehme, und ich muß sie annehmen als ein Gut. So

muß ich diesen Schmerz noch für recht erkennen, ruf ich mit der Prinzessin in Goethe's Tasso. —

Den 2. März.

Ehe mein Brief abgeht, muß ich dir noch einen guten Morgen wünschen; ich denke mir dabei die glücklichen Tage, wo ich leise zu dir schlich, und mich freute und auch betrübt war, daß du noch schliefest. Es ist Erquickung für dich, meine Geliebte, dachte ich, aber auch eine Stunde der Seligkeit mir abgerechnet! — Heute gehe ich in die Oper. Dir danke ich, mehr Geschmack an der Musik zu finden, zwar so schön und wahr sie oft meine verborgensten Empfindungen hervorlockt, so kann sie mir doch nie werden, was sie dir bei deinem hohen Enthusiasmus und deiner Kenntniß von ihr sein muß. —

Grüße die brave Liman von mir, ihr Andenken ist mir wohlthuend, sie ist so ruhig vernünftig für sich, und läßt nur im Vertrauen ihren ganzen Werth merken. Schreib mir bald, Theure, und was du von mir denkst, ich höre gern dein Urtheil über mich, freue mich dann, daß du mich wieder kennst.

Hast du von den vielen Kantaten gehört, die hier zu Ehren des Kaisers abgesungen wurden? Wenn ihr euren König zu lieben verstehet, so verstehen wir den unsrigen zierlich zu loben. — Was macht Gualtieri? Sagt er noch incompréhensible von mir? Verstehet er darunter, daß ich die Liebe, bei einem Herzen, das ihm dazu geschaffen zu sein scheint, doch entbehren und zu fliehen gelernt habe, so wird mich Gualtieri und die Meisten, da sie ihm in diesem gleichen, incompréhensible nennen. Dir bin ich es doch auch hier nicht. —

Ich liebe dich sehr, Rahel, und dich nicht zu sehen, ist ein großes Opfer, das ich bringe, aber ich kann nicht anders handeln, als wie ich einmal erkannte, daß ich handeln muß.

Es ist schlecht vom Prinzen Ligne, daß er dich nicht vor der B. warnte, da er ihren Ruf in Wien kennt; unverschämt zu scheinen, soll man nur von sich verlangen. — Sage Marianen Meyer, daß ich antwortete, wenn der tägliche Rausch des Egerwassers mir nicht etliche Stunden nähme; — sie ist doch nur neugierig zu wissen, wie ich schreibe: zu ungeschminkt, um ihr zu gefallen, zu alltäglich, um mich zu nützen, und zu wahr, um ihr zu schmeicheln. Lebe wohl.

Josephine.

2.

Sommer, 1796.

„Die Menschen denken nicht ernstlich an den Tod", sagte ich zu Graf Einsiedel, als er mich nach Hause führte, und findest du es nicht so? Wie könnten sie uns sonst Trennung gebieten, die einmal als vergänglichen Wesen uns ohnehin bevorsteht? Ja ich glaube, daß die größten Unfälle, die uns von Andern und von uns selbst zukommen, ihre Ursachen in der Vergessenheit des Todes haben: der Mensch handelt nach außen, als wenn er ewig, und arbeitet in seinem Innern eben so wenig, als ob er endlich wie die Blumen wäre.

Schlimm wurde meine Reise, wie die Stunde der Trennung es war; die Hitze, der Mangel an Schlaf, die Unruhe meines Gemüths, brachten mich dreimal der Ohnmacht nah, ich ließ allemal halten, um wieder Kräfte zu sammeln, und dann fuhr ich halb betäubt fort. Wie ist dir, meine Liebe? Durch einen sanften Trost kann ich dich nicht erheitern, wenn aber mich hören dir Trost ist, so laß mich dir sagen, was ich oft wiederhole, seit ich sehe, daß ich leben muß, und leben muß,

wie ich nicht will. Schön ist, der Pflicht alles hinzugeben! Dies Bewußtsein stärkt manchmal, und kann wohl Augenblicke der Seligkeit geben; aber um glücklich zu sein, bedarf der Mensch mehr, und wenn er auch, so wie er soll, nach Glückseligkeit zu ringen nicht zu seinem Zweck macht, bleibt sie doch ein heißer Wunsch, der nur mit ihm vergeht. Wie ist möglich, zufrieden zu sein, wenn man immer mit diesem Wunsch in Widerspruch lebt! Das, Liebe, bringt mir oft schwarze Stunden, wenngleich nicht muthlose wie sonst. Ohne Furcht gehe ich muthig meinen Weg fort, aber freilich kann ich diesen Weg nicht preisen, danken, daß ich hinein kam, kann ich nicht. Was ich um mich sehe, ist Verkehrtheit, ist Unsinn, ist Qual, und die wenigen Blumen, die auf unserm Weg zerstreut liegen, müssen mit der Eile der Laune gehascht werden, denn sie vergehen mit dem Tag ihrer Geburt.

Mein Vater ist bei mir, und handelt in seinem Garten, als wenn er nicht sein wäre, spricht, er wohne bei mir, und will nur das Gastzimmer bewohnen; wenn das fortdauert, so ist doch ein Etwas, an das ich mich halten kann. Komme, Liebe, Ende Septembers, wenn du kannst; wir wollen doch beweisen, was gute Menschen für ihre Zufriedenheit vermöchten, wenn sie sich verbänden.

Die Franzosen sind, wie ich vermuthe, in Würzburg, ich traf, als ich herkam, einen Brief vom 17. Juli, der die Armee, die in Würzburg an dem Tage lag, in einem entsetzlichen Zustand schilderte. Nun kann ich mit Wahrheit und Freude singen:

Triumph! Triumph! Noch siegt die gute Sache!
Die Fürstenknechte fliehn;
Laut tönt der Donner der gerechten Sache
Nach Wien und nach Berlin.

Denn eine gute bleibt immer die Sache der Franzosen, wenn gleich sie es im Innern gut zu führen nicht verstanden, nicht

konnten. Wenn es von mir abhängt, bleib' ich hier, im Fall daß sie kämen, zahle, verhalte mich ruhig, und verwende mich für manche Scheinschuldige, die vielleicht den Muth zu sprechen nicht hätten.

Schreibe mir bald. Die Liman umarme ich, sie ist mir lieb und achtungswerth durch die reine Stille, die in ihrer Seele ist und sich in ihrem Aeußern verbreitet. Marianen Meyer meine Empfehlung.

Josephine.

3.

Berlin, 1797.

Sobald ich einen Wagen bekomme, bin ich bei dir, am spätesten um 3 Uhr.

Karl Finckenstein muß man Trost geben, er ist unglücklich; aber nicht den Trost der Schwachen, nicht Nachgiebigkeit; er muß endlich zu dem Gedanken kommen, der wie das Wort der Auflösung des Räthsels ist, und ihn, nicht das Schicksal, als Urheber seines Unglücks ihm zeigen wird. Sein ganzes Wesen bildet sich in diesem Brief ab. Zu schwach, um sich verdientes, würdiges Glück zu schaffen, zu schwach, um das Unglück zu ertragen. Ich kann weinen mit ihm, und doch hart sein; hart sein aus Vernunft und aus Liebe zu ihm. Will er eine Stunde des Abends zu mir kommen, wann immer, heute und einen andern Tag, werde ich ihn empfangen, meine Thüre ist nie den Unglücklichen verschlossen; vielleicht kann ich leise in seine Seele den Gedanken hauchen, der allein ihn in Harmonie mit sich selbst bringen kann; denn so lange er bloß das Schicksal anklagt, ist seine Vernunft als wirkendes Vermögen von seinen Empfindungen getrennt, sie verwirft die Gründe zu

den falschen Gedanken, und dann wird er in seinem Innersten zermalmt, er verwirrt sich und faßt keine Ursache mehr zur Trennung, sein ganzes Wesen ist dann in Schmerz, und unfähig zu einer Untersuchung zu schreiten.

Gewiß, meine Liebe, komme ich, um 2, spätestens 3 Uhr.

Sei stark in dem Gedanken der heilsamen Folgen, die selbst der Schmerz für Karl hat. Du bist dir Gerechtigkeit wie jedem Andern schuldig; was in Widerspruch mit unserm bessern Wesen ist, dürfen wir nicht hinnehmen, nur physisches Unglück dürfen wir zum Opfer bringen.

Josephine.

4.

Berlin, 1797.

Ich höre also auf, das Gedruckte abzuschreiben, und will es versuchen, zu einer Abschrift meiner Gedanken überzugehen. Brinckmann verdanke ich die freie Stunde, die mir dieses möglich macht, ihm gehören also die ersten Worte dieses Briefs. Wenn ich von hier gehe, wie man gewöhnlich stirbt, ohne Abschied, soll er doch gewiß sein, sage ihm, daß ich sein Andenken nicht in derselben Art behandeln werde. Ich verdanke ihm viel zu viel; die Mittheilung mancher schönen Gedanken, mancher wichtigen Resultate, sie werden mich noch erfreuen und beschäftigen, wenn ich, in meine Einsamkeit schon längst zurückgekommen, vor ihm und meinen andern Bekannten aus Berlin nur als eine leichte Schattirung zu den Erscheinungen seiner Abende im November, stehen werde.

Dem Fürsten Reuß empfiehl mich auf das freundschaftlichste; er vergebe mir diesen Ausdruck, der nur einer langen,

bewährten Bekanntschaft erlaubt sein sollte, aber ich glaube, er ist's gewöhnt, daß das Gefühl jedes Biedern für ihn der Zeit voreilt, die einen langen Umgang fordert.

Schleiermacher schätz' ich; aber er scheint mir zu sehr beschäftigt mit den Dingen, ohne Rücksicht der Individuen, als daß ich dieser Eigenschaft, die ihm einen so tiefen philosophischen Blick erwarb, zuwider handeln möchte, indem ich ihm die Erinnerung an mich aufdränge. —

Dem Verfasser des Aufsatzes über Forster bringe mich manchmal in's Gedächtniß zurück. Ein ganzes Werk der Art, wie dieser Aufsatz, würde eine große Lücke unserer Literatur zu rühmlich ausfüllen, und er muß sich zu richtig zu beurtheilen wissen, um nicht zu erkennen, daß er es unternehmen sollte.

Jetzt ganz zu dem vertrauten Gespräch zurück! Sage Finckenstein, mir wäre es leid gewesen, ihn nicht allein gesprochen zu haben; durch dich kann ich ihm doch nicht von dir sprechen, und das wäre nothwendig gewesen. Er erinnere sich seiner Worte zu mir: nichts zu versprechen in feierlichen Formen für jetzt, aber desto sicherer zu halten, was er zu halten schuldig ist, was er schon versprochen hat, wenn auch durch andere Worte, als deren man sich vor Gericht bedient. Oder meint er, daß in den Worten: „Ich liebe dich" nicht das heiligste Versprechen zu jeder innigsten Verbindung, die jede andere ausschließt, liegt? Dann — hat er sie nicht verstanden, er bekenne es wenn es so ist, und trete schmerzlich zurück, und lerne, daß man Menschen mit Worten, denen man einen falschen Sinn giebt, — tödten kann. Man lerne doch verstehen, was man sagt! — Lebe wohl, Liebe. Denke an mich.

Josephine.

5.

Prag, den 3. Mai 1798.

— Burgsdorfs ausführlicher Brief, und deines Freundes unbefriedigender, giebt mir einen Beweis mehr für den Unterschied, den ich zwischen Beiden mache. Burgsdorf weiß seinen Freunden zu leisten, was *ihnen* nothwendig ist, und diese Ueberzeugung, für Andere auch handeln zu müssen, ist sogar in seinem Gefühl als eine schöne Freude verwandelt; der Andre behandelt die Menschen nicht besser, als nützliche Sachen; was er für sie thut, ist jedesmal ohne den Zweck, ür ihr Bedürfniß etwas zu leisten, und das warme Interesse, was er an Menschen nimmt, ist nicht selten die Forderung an diese, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. — — Schleiermacher seine Erinnerung ist mir lieb gewesen, denn ein Verstand schien mir richtig und sein Herz gut; die Art on muthwilligen Sophismen, mit denen er eine ungereimte Behauptung zurückwies, gefiel mir, denn ich fand ihn zuleich bereit gegen den, der ohne Ansprüche eine Meinung ıgte, ihn mit Wohlwollen zu belehren.

Meinert kann dir über Schlegel sprechen, den er sehr hätzt. Mariane Meyer umarme ich. Reuß meinen herzchen Gruß, recht à la Reuß grüß' ich ihn, das heißt mit ufrichtigen Gesinnungen. Deiner Schwester und Mutter mpfehle mich, auch der Schwägerin sag' ein Wort von mir.

Josephine.



IX.

Hans Genelli.

Hans Genelli.

Sein Vater war ein Römer, der sich in Berlin
dergelassen hatte, und seinen beiden Söhnen früh=
ig die Richtung zur schönen Kunst aufschloß. Der
re, Janus Genelli, widmete sich der Mahlerei, und
arb als Landschaftsmahler großen Ruf. Der jüngere,
ns Genelli, geboren den 23. April 1763, wählte das
udium der Baukunst. Nachdem sich beide in den
hrten Sprachen umgethan und auch den Anfang
r Kunststudien in Berlin gemacht hatten, gingen
nach Rom, wo sie mehrere Jahre blieben. Nach
r Rückkehr wurde Hans bei der Königlichen Porzellan=
rik angestellt, welches ihn aber nicht lange befriedigen
nte. Ein muntrer Lebenssinn, außerordentliche
istesthätigkeit, wirksames Ergreifen von Menschen
Zuständen, eigenthümliche, fast gewaltsame Liebens=
rdigkeit, ließen ihn bald andre Verhältnisse gewinnen.
zog zu dem Grafen von Finckenstein nach Madlitz,

und lebte dort viele Jahre als ein ausgezeichnetes Mitglied des dortigen hochgebildeten Familienkreises. Zu großen Bauwerken fand sich hier zwar keine Gelegenheit; eines der bedeutendsten, die er geleitet, der Burgsdorfsche Edelhof in Ziebingen, erfuhr sogar vielen Tadel. Aber seine gelehrten Studien betrieb er mit Gründlichkeit und Scharfsinn; seine Briefe über den Vitruvius und sein Werk über das Theater von Athen sind gültige Zeugnisse. Genial bis zum Dämonischen, übte er große Gewalt auf seine Umgebung, und auch begabte und sonst kräftige Geister mußten seine meist herbe Ueberlegenheit fühlen. Wo ihn kein Widerspruch reizte, war er von der weichsten Gutmüthigkeit. Ein geringes Jahrgeld, welches er als Mitglied der Akademie der Künste bezog, überließ er fast ganz der Wittwe und den vier Kindern seines Bruders, der im Jahre 1812 gestorben war, und behielt für sich nur das Nothdürftigste; seine Freundlichkeit und Theilnahme wurden vielen Menschen wohlthätig, und die geringen Leute der Umgegend hatten große Zuneigung für ihn. Desto härter und schärfer benahm er sich gegen solche Personen, die höhere Ansprüche machten. Unbarmherzig deckte er Eitelkeit und Leerheit und Schwächen aller Art auf; sein Witz verwundete tief, und behielt gewöhnlich das Feld. August Wilhelm Schlegel hatte besonders von ihm zu leiden, und seine frühere litterarische Polemik größtentheils in diesem schmerzlichen Umgang erlernt. Die sogenannte neue Schule wurde von Genelli'n wenig anerkannt. Die Gegner warfen ihm dann vor, daß auch er nur meist

ein anmaßliches und trügerisches Spiel treibe. Aus solchem Gesichtspunkt hat Ludwig Tieck, der viele Jahre in nahen Verhältnissen mit ihm gelebt, ihn unter dem Namen Eulenböck in einer Novelle zu schildern gesucht, in welcher viele Züge unverkennbar treffend sein sollen. Ein Brief von Marwitz aus dem Jahre 1811 giebt freilich ganz andre Eindrücke von ihm. Ebenso zeigen ihn die nachfolgenden Blätter von einer durchaus geistig-edeln und milden Seite. Sein letztes Lebensjahr litt er an einer schmerzhaften unheilbaren Krankheit, dem Zungenkrebs, und bewies dabei eine bewundernswerthe Standhaftigkeit und Seelenruhe. Er starb am 30. Dezember 1823 zu Madlitz im Kreise der Familie Finckenstein, innig betrauert von dieser und von den Einwohnern der ganzen Umgegend.

1.

Berlin, im December 1798.

— Lassen Sie mich wissen, daß Sie wohl sind. Morgen bringe oder schicke ich Ihnen andre Journale.

Ich bin so sehr an Ihre Schwelle gefesselt, daß ich dennoch entschlossen wäre vor Ihnen zu erscheinen, wenn dies Kranksein nicht gar zu ekelhaft machte.

Ich wollte mich unterschreiben: aber mein Name ist zu unbedeutend; und einen andern Titel wage ich nicht. Ihren Narren nannten Sie mich wohl selbst einmal; aber, von mir gebraucht, würde dieser Name wohl zu avantageux sein. Adieu, meine Freundin, für die ich alle meine Freunde hingäbe.

Auch das möchte ich wieder ausstreichen: denn Sie werden es anders nehmen, und ich meine es doch in der ernstesten Andacht meines dummen Herzens. —

Genelli.

2.

— Sie rühmten uns gestern die Kälte des Gemüths vor. Ich könnte sie gelten lassen, wenn ich sie auch nur ein einzigmal mit ächtem Verstand gepaart gesehen hätte. Aber selbst kein Maimon hat ein empfängliches Herz. Und ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen sagen könnte: „Alles, was dich drückt, soll ungeschehn bleiben, und alle die Empfindungen, die Ursache sind, daß du jetzt leidest, sollst du

nicht gehabt haben; dafür will ich dir jene belobte Kälte verleihen, die dir zwar keine Freude, selbst keine Zufriedenheit, nur Unkunde des Sturms bringt," — Sie würden sicher antworten: Laß mir meine Leiden, aber laß mir auch diese regen Gefühle, in welchen ich allein lebe.

Auch spotteten Sie darüber, daß ich mich ungern als einen Vielwisser aufgestellt sehe. Von Andern kann es mir gleichgültig sein; aber von Ihnen, gestehe ich, thut es mir leid. Sie haben von dieser Art Menschen zu viel gekannt, und verstehn sich zu gut darauf, als daß es bei Ihnen was andres als Persiflage sein könnte.

Verzeihung, daß ich über verwehte Worte schwatze, die Sie vergessen haben müssen. Ich wünsche zu erfahren, daß Sie wohl sind. Was macht Rose? —

Genelli.

3.

Hier haben Sie andre Journale für die, welche Sie mir zurückzuschicken die Güte gehabt. Ich ersuche Sie nur, sie den Freitag Abend heraus zu legen, auf den Fall, daß Sie nicht zu Hause bleiben.

Hat denn Rahel keine Güte mehr für mich, daß sie mir nicht einmal ihr Befinden melden läßt? Meine Augen sind wieder arg, und schmerzen mich noch dazu.

Von Ihrem Karl sehe ich noch immer kein Wort. Es würde mich doch in meiner Gefangenschaft etwas erfreuen, einiges von diesem Kinde zu vernehmen. Aber er hat nicht Zeit dazu. Er belustigt sich dort in seinem neuen Kreis, und genießt nach seinem Maß. Adieu.

Genelli.

1.

Berlin, im December 1798.

— Lassen Sie mich wissen, daß Sie wohl sind. Morgen bringe oder schicke ich Ihnen andre Journale.

Ich bin so sehr an Ihre Schwelle gefesselt, daß ich dennoch entschlossen wäre vor Ihnen zu erscheinen, wenn dies Kranksein nicht gar zu ekelhaft machte.

Ich wollte mich unterschreiben: aber mein Name ist zu unbedeutend; und einen andern Titel wage ich nicht. Ihren Narren nannten Sie mich wohl selbst einmal; aber, von mir gebraucht, würde dieser Name wohl zu avantageux sein. Adieu, meine Freundin, für die ich alle meine Freunde hingäbe.

Auch das möchte ich wieder ausstreichen: denn Sie werden es anders nehmen, und ich meine es doch in der ernstesten Andacht meines dummen Herzens. —

Genelli.

2.

— Sie rühmten uns gestern die Kälte des Gemüths vor. Ich könnte sie gelten lassen, wenn ich sie auch nur ein einzigmal mit ächtem Verstand gepaart gesehen hätte. Aber selbst kein Maimon hat ein empfängliches Herz. Und ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen sagen könnte: „Alles, was dich drückt, soll ungeschehn bleiben, und alle die Empfindungen, die Ursache sind, daß du jetzt leidest, sollst du

nicht gehabt haben; dafür will ich dir jene belobte Kälte verleihen, die dir zwar keine Freude, selbst keine Zufriedenheit, nur Unkunde des Sturms bringt," — Sie würden sicher antworten: Laß mir meine Leiden, aber laß mir auch diese regen Gefühle, in welchen ich allein lebe.

Auch spotteten Sie darüber, daß ich mich ungern als einen Vielwisser aufgestellt sehe. Von Andern kann es mir gleichgültig sein; aber von Ihnen, gestehe ich, thut es mir leid. Sie haben von dieser Art Menschen zu viel gekannt, und verstehn sich zu gut darauf, als daß es bei Ihnen was andres als Persiflage sein könnte.

Verzeihung, daß ich über verwehte Worte schwatze, die Sie vergessen haben müssen. Ich wünsche zu erfahren, daß Sie wohl sind. Was macht Rose? —

Genelli.

3.

Hier haben Sie andre Journale für die, welche Sie mir zurückzuschicken die Güte gehabt. Ich ersuche Sie nur, sie den Freitag Abend heraus zu legen, auf den Fall, daß Sie nicht zu Hause bleiben.

Hat denn Rahel keine Güte mehr für mich, daß sie mir nicht einmal ihr Befinden melden läßt? Meine Augen sind wieder arg, und schmerzen mich noch dazu.

Von Ihrem Karl sehe ich noch immer kein Wort. Es würde mich doch in meiner Gefangenschaft etwas erfreuen, einiges von diesem Kinde zu vernehmen. Aber er hat nicht Zeit dazu. Er belustigt sich dort in seinem neuen Kreis, und genießt nach seinem Maß. Adieu.

Genelli.

4.

Da haben Sie neuen Zeitverderb. Sie erhalten ihn so spät, weil ich selbst ihn so eben erst bekommen habe. Lassen Sie mich dagegen wissen, wie Sie sich befinden: ich bin heute viel besser.

Ich habe nie geglaubt etwas zu verzeihen zu haben, wenn ein Freund einmal versäumt, an mich zu schreiben; und der Grund, den Sie mir angeben, macht es mir begreiflich, daß Karl jetzt zögern muß.

Aber warum wollen Sie das Wort Güte, das ich so gern in seiner reinen Bedeutung gelassen sähe, gegen mich en dérision brauchen, und dadurch meine schon dürftige Sprache um einen Ausdruck ärmer machen!

Haben Sie von dem Widerstand meiner Römer gehört? „Das wird das Unglück nur beschleunigen," — wird man sagen: aber, wär's auch wahr; was gewinnt man dabei, ein unausbleibliches Unglück aufzuschieben. Und es ist doch immer schön, auch unter einer Menge das Gefühl aufwachen zu sehn, welches dem Einzelnen sagt: so weit magst du dulden, weiterhin ist der Tod vorzuziehn.

Pardon! daß ich politisire. Meine Römer, wissen Sie, sind mir ans Herz gewachsen. Guten Morgen.

Genelli.

5.

Ich bin konfus über die Nachlässigkeit, mit welcher Ihr Freund seine Briefe zuschließt: auch habe ich ihm darüber geschrieben, und hoffe, er wird es nun künftig anders machen.

Ich erröthe, indem ich Ihnen versichern will, daß ich diesen nicht gelesen habe. Denn wie sollten Sie glauben an eine kindische Abneigung, die ich mir selbst nicht recht zu erklären weiß, und die vielleicht kein Andrer empfindet.

Genelli.

6.

h küsse der freundlichen Rahel die Hände; und
sie, die Journale zurückzuschicken.
kann ohne Hinderung schreiben. Das eine, mein
tsauge, ist gut und gesund; es ist nur der Makel,
ß zur Symmetrie in meiner Maske steht, welcher
hat: und auch mit diesem geht's besser. Auch bin
öthigt, sehr viel zu schreiben: und was für Sachen!
ein paar Zeilen schreiben zu dürfen, ist mir grade
ig: Ihnen, welcher ich die Worte nicht zu wägen
, denn Sie sehn zu richtig, um übel zu deuten;
lcher ich sie nicht wägen will, denn wer kann sich
Auge verbergen?
gen Sie mir, holde Priesterin! wird man eitel über
ohlwollen eines Andern? Bewundrung, Beifall der
, gefälliger Eindruck, weiß ich wohl, kann uns eitel
. Was die Leute hierbei Stolz nennen, ist was
Es ist die Zuversichtlichkeit, die uns das Bewußt-
nflößt, daß es Menschen giebt, die auch unsrer
ch gedenken. Warum ich das frage? — Es hatte
r der Seele gefreut, an dem Anfang Ihres letzten
zu sehn, daß Sie sich schon meiner erinnern wollten,
h mein Bote anklopfte. Und einen Augenblick —
en Götter verzeihen mir die Sünde um Sie! —
Augenblick schämte ich mich, diese Freude sehn zu
aus Furcht, Sie möchten sie für bloße Eitelkeit

) wollte, Sie könnten mir Ihre architektonischen
e schenken, und nähmen dafür meinen traumlosen
: nicht den ich jetzt habe, denn jetzt schlaf' ich fast
ht. Aber während Sie von Mablitz träumten, habe
: Einladung dorthin ausgeschlagen. Doch werde ich

im Mai wohl hin müssen; denn ich soll dann nach Ziebingen. Frau von Burgsdorf droht mir mit einem Brief von ihrem Sohn. Seit ich weiß, daß er auch einer Ihrer Anbeter war, bin ich ordentlich milde gegen den armen Teufel geworden. Pardon! daß ich einen der Ihrigen arm schimpfte er ist doch wirklich so leer! und zum Unglück haben Sie ihn grade so klug gemacht, daß er es fühlt, Leerheit für Leerheit.

Wenn ich Ihnen morgen neue Journale schicke, möchten Sie mir dann zurückmelden lassen, daß Sie der leichte Muth belebt, von welchem ich glaube, daß er Ihr beständiges Eigenthum sein sollte! Guten Abend, und gute Nacht.

Genelli.

7.

Da sind wieder Journale, und diese Zeilen dazu. Keine Journale, ohne Billet! Bald hätte ich gesagt „ohne Billet keine Journale", aber so ist's nicht.

Daß Sie so manches lieben, das geht wohl mit dem leichten Muth: es ist das reiche Herz, das so manchem Liebe zu schenken hat. Daß Sie manches so lieben, das mag — vielleicht — das gute Auge machen.

Welches ist die rechte Leseart? die erste? die letzte? oder beide? Die Wage, dies „So" zu wägen, haben Sie für sich behalten. Die Götter wenden es zum Guten! Aber wär's „so leicht", so wäre der arme Teufel doch nicht gebessert. Das ist eben der maliziöse Unterricht, ihn in die Hand zu kitzeln, damit er merke, es sei nichts drin. Im Ernst! — Er ist nicht gemacht, den kleinen Goldpfennig zu erkennen, den die Milde ihm in die Hand drückt: er schätzt nur die große Medaille, die ein Andrer um den Hals trägt.

Aber daß Sie ihn tüchtig lieben, das geht über den leichten Muth! Dies leichtfertige Tüchtiglieben sticht mich in die Nase. Ich muß doch einmal ernstlich nachsinnen, was so eine tüchtige Liebe für Folgen haben kann: wollen Sie mir dabei behülflich sein, muthwillige Priesterin? — Guten Morgen, liebe Träumerin! Was haben Sie diese Nacht gebaut? Ihr Schüler Genelli.

8.

Rahel! wie ist Ihnen heute? Sind Sie noch so verdrießlich, wie letzt? und wie hab' ich auch ungeschickt Ihren Unwillen vermehren müssen? Ungeschickt, sag' ich: Vorsatz war's freilich nicht; dessen sind Sie auch selbst überzeugt. — Das hebt aber nicht meine Desolation.

Um nicht, nach Art der „kleinen Jungen" in meinem Vergehn zu beharren, will ich Ihr letztes Billet, in welchem Sie das Auge entweder zu weit oder zu nahe gerichtet haben, lieber nicht erwidern. Dieser Tage werde ich wohl wegehn dürfen, und also zu Ihnen kommen; da werd' ich n dem lebendigen Gesichte vielleicht, ohne Auslegung, lesen, wie jenes Billet verstanden sein will: mit den Auslegungen der werde ich Sie in jedem Fall verschonen — darauf verlassen Sie sich. — So viel muß ich Ihnen aber gleich erklären: Ihren Burgsdorf kenne ich hinlänglich, um ihm gar gut zu sein. Würde ich wohl sonst Jahre hintereinander, und zu meinem Nachtheil, für ihn arbeiten: Zeit und Geld, und die gute Laune vergeuden? Doch nichts weiter.

Guten Abend also! Aber warum mußt' ich Sie aufdringen: und wodurch!

Gestern Abend war so köstliches Wetter. Ich dachte mir einen Lustgang, mit drei oder vier, die ich liebe, um

den Lago Borghese herum, in frohem Muthwillen, und lautem Lachen, und muntern Gesprächen, bei dem lieblichsten Plätschern des stürzenden Wassers. In der Tiefe vor uns die Tiber, in ihrem Lauf durch eine Silberwolke bezeichnet, aus welcher der Janiculus und der Marianische Berg ihre Scheitel emporhoben, mit den Ahndung wehenden Villen gekrönt; und zwischen beiden die große Nachtmütze des heiligen Peter. — Rahel war auch dabei. Ich dachte sie mir, wie sie sein sollte, froh und glücklich! — Aber Rahel ist ungehalten: — und ich sitze zwischen vier Pfählen eingesperrt; und eine vermaledeite Fensterscheibe zeigt mir nur das Bild statt der Wirklichkeit!

Gute Nacht, Unwillige! Da Sie jetzt in so guter Gesellschaft den großen Eispallast durchlaufen, so könnte ich Ihnen ein paar Anekdoten, frisch von dorther, mittheilen, die zum Lachen sind. — Doch Sie würden mich nicht hören. Hoch in den Lüften fahrend, verstehn Sie mich nicht einmal, wenn ich menschlich rede.

Ich erbitte mir die Journale zurück. Adieu. Schleiermacher hat mir den Schlegel geliehn.

Genelli.

9.

Vortreffliche ... ja wie soll ich Sie nun benennen? Alles was Sie so unmerklich treiben, und ich doch zuweilen merke, auch nur leise vorübergehend anzudeuten, haben Sie mir verboten ... Meine liebe Wahrheit! — oder wollen Sie mir auch das nicht heißen? Lassen Sie das Wort immer als Benennung einmal stehn: Sie behalten ja doch das Vermögen, mir weis zu machen, was Sie wollen.

Ich habe es selber nicht recht geglaubt, daß Ihr Unwille mich treffen sollte: ich wollte es nur deutlich hören. Mir, der ich eigentlich nur mit solchen umgehe, die ich liebe, und — darf ich's Ihnen gestehn? — ich verstehe mich gar

nicht auf die halbe zweideutige Zuthulichkeit — mir ist's zu verzeihn, wenn ich bei dem kleinsten Anschein besorgt werde. Ja! unerträglich wäre mir von Ihnen der Unwille, der alles Schöne vernichtet. Nichts ist trauriger, als sich da hingezogen zu fühlen, wo man doch gar nichts, oder wohl gar lästig ist. Und ich sag' es Ihnen, als eine ernstliche Warnung, wenn dies bei Ihnen der Fall mit mir ist, oder wird, so sagen Sie mir's lieber unverhalten; und lassen Sie mich's nicht erst durch gemeine undeutliche Winke — immer zu spät — errathen. Ich gebe mich gar nicht ab mit Auslegungen, weil ich weiß, was Sie mir sagen, daß ich dazu zu dumm bin: und ich bin von berühmten Auslegern vielleicht nur darin verschieden, daß ich das weiß.

Aber jeden andern Verdruß, gegen wen sollte Rahel ihn freier auslassen, als gegen den, der es einsieht, wie gerecht und gegründet Ihr Unwillen ist, und der nicht etwa pro forma Antheil nimmt? — Heute hat wieder mein gesundes Auge einen Anfall bekommen: doch den Montag habe ich zum spätesten Termin des Ausgangs bestimmt. —

Erwidern Sie dies Billet lieber gar nicht: es muß Ihnen zu lästig werden, jede meiner Albernheiten zu beantworten. Aber Ihr Befinden lassen Sie mich mündlich wissen. —

Genelli.

10.

Was soll ich sagen, Theure! Es sind uns keine Wege gelassen, dem Irrthum zu entfliehn; und dieser unselige Irrthum ist oft so schrecklich in seinen Folgen!

Oft sinne ich nach, wie es möglich war, daß ihr beide auf einander gerathen konntet: immer bleibt es mir unbegreiflich. Aber es ist nun so; und die Folge ist mir nur zu begreiflich. Er hat keine Arme, die Liebe aufzugreifen; die du, Holde, ihm entgegensendest: und er besitzt nichts

als seine sklavische Dürftigkeit. Sie fliegt auf ihn zu, wie eine girrende Taube, Schutz und Pflege von seinen Händen begehrend; aber er sieht sie nicht, er fühlt ihr Berühren nicht, ach! er ahndet sie nicht einmal!

Ja, liebe Rahel! lassen Sie mich diesen Brief lesen. Ich muß ihn lesen, um so mehr, da er mir gar nicht geschrieben. Wie fängt er es an, um sich nie Rechenschaft zu geben von der Wirkung, die seine Versteckung haben muß? Will er durchaus mit gewaltsamer Hand geschüttelt sein? — Soll ich bald kommen? Morgen früh? denn es muß Ihnen immer widerlicher werden, es von neuem anzugreifen. Ach! daß er Sie nur einmal ungestört sich selbst überließe in der Dumpfheit, die Sie anklagen! Sie würden nicht ewig darin versunken bleiben können ....

Ein unbegränztes Wesen würde den Genuß der Freude in sich selbst finden. Unsre arme Begränztheit zwingt uns, den Stoff dazu außer uns, in den Herzen Andrer zu suchen. Da steigt der Wunsch auf, und zeugt Hoffnungen, daß sie ihn stützen und erhalten. Aber diese unstäten, flüchtigen Kinder fliegen alle nacheinander gen Himmel empor, und sie bringen nicht die Erfüllung zurück; ach sie kommen auch nicht leer wieder. Und wie entsetzlich! wenn nun die letzte entweicht.

Oeffne nicht dem Wunsche die Thür, predigt mir der, er bringt unausbleiblich mit sich den ganzen Schwarm täuschender Hoffnung, und fesselnde Angst, und lähmenden Kleinmuth, und die erniedrigende Scham.

Aber er vergißt, daß ich nicht sagen kann, ich mag nicht wünschen, wenn schon das Ungeheuer mir im Busen nistet. Er vergißt, daß er grade das Leben nennt, zu schwimmen auf dem Strom der Zeit, den nothwendigen Pfad, den die Welle uns führt, nicht den eigengewählten, der unmöglich ist, wo keine Ufer sind, mich zu bestimmen.

Doch wozu sag' ich Ihnen das? Nicht um zu trösten: es ist kein Trost, wo kein Ersatz ist. Und, weggewischt wird endlich alles, ersetzt nichts.

Genelli.

11.

— Beschreibungen ohne Interesse; Urtheile, die mich ichts angehn; wenig von sich selbst. Und es ist so schwer icht vorauszuwissen, was ein Knabe von sich sagen kann, er sich einen Mann dünkt, weil man seine Windel Erzieung nannte. Doch Eines wird er immer deutlich ausrücken: und dies ist seine arme Unbefangenheit; setzen Sie och hinzu, seine junge Redlichkeit, seine Treue. Aber, i er auch noch so sehr der Despot Ihres Herzens, mich ugnirt es, das Gesicht eines Spions zu machen, den an Ihnen mit Gewalt aufdringt. Wenn er auch noch wenig Ihnen insbesondre zu sagen hat; warum will er iner Armuth noch den bestechenden Werth der Intimität hmen?

Vielleicht ist es ein andres mit dem, was ich schreibe. Trotz der Prophezeihungen Ihrer Freundin, sind Sie freilich i gescheidt, um nicht einzusehn, daß ich auch nicht einmal ie Mittel in Händen habe, eine Falschheit gegen Sie zu gehn. Doch ist es vielleicht besser, sich ganz zu überzugen. Hat daher das fatras das Sagen und Wiedergen, das Halbsagen und Halbverstehn Sie nicht ganz ermüdet, so lesen Sie noch hier, was ich an Karl zurückhreibe. Ein Blatt schlechtes Zeug mehr oder weniger kann ndlich auf Ihrer Wage nicht so gar viel verschlagen. elegen oder ungelegen; ich komme morgen Vormittag mir en Brief wieder auszubitten.

Adieu, liebes Mädchen! Sie haben schon angemerkt, daß ich scheu bin: aber nichts scheue ich mehr, als Ihnen gehässig zu werden. **Genelli.**

12.

Ich löse die Binde von den Augen, um Ihnen meinen Unwillen darüber zu bezeugen, daß man gestern Ihre Magd so fortgeschickt, ohne sie vor mich zu lassen. Daß ich es jetzt erst thue, geschieht, weil ich nicht eher einen Boten bekommen können. Das Billet, das mir so viel Freude machte, habe ich erst in Händen bekommen, nachdem sie schon fort war. Sie würden unbillig handeln, wenn Sie mir das zurechnen wollten. So übel angethan, wie ich gestern war, und die Hand der Nacht über die Augen gedeckt, dependirt man gänzlich von seiner Umgebung.

Ihre Zeilen habe ich selbst gelesen. Freilich, vortreffliche Rahel! es ist wohl besser, daß es unterbleibt; aber Sie haben ihn doch gehabt, diesen freundlichen Gedanken, der mir jede andre Gesellschaft überflüssig macht.

Ich bin besser an den Augen; aber innerlich schlechter. Doch hat das nicht viel zu bedeuten. Mein Arzt ist allerdings mein Freund; aber als Arzt ist er sehr beschäftiget, und kann also nicht viel bei mir sein. An andrer Gesellschaft hingegen fehlt es mir nicht. Und bilden Sie sich nicht ein, daß ich so gar unausstehlich sei. Ich bin ziemlich geduldig, und munter; lustig sogar, wenn man nichts bessres mit den Leuten sein kann.

Ich freue mich ganz ausgelassen, indem ich mich hier überzeuge, daß ich wieder sehn kann. Bald werde ich wieder ausgehn, werde wieder bei Ihnen sein dürfen, Sie hören und sehn; Sie mit diesen verdammten Augen wiedersehn, die eine so empfindliche Gelegenheit ergriffen, mich fühlen zu lassen, wie nöthig sie sind.

Hier haben Sie Ihre beiden Elegien wieder, weil Sie nur diese Abschriften davon besitzen; und meine Abschriften dabei. Warum diese? Da es Ihnen nicht schwer wird, meine Hand zu lesen, und ich die Ihrige lieber sehe, so dächte ich, Sie behielten die meinigen, und ließen mir Ihre Originale. Gern hätte ich es gleich so eingerichtet, diese zurückbehalten, und nur jene allein geschickt. Allein, ich weiß nicht, es ist etwas in mir, das sich nicht bereden läßt, irgend was selbst zu nehmen, was es sich, von Ihnen gegeben, wünscht. Aber sei es was es wolle, dies Etwas, es bittet und fleht, mir Ihre Handschrift zu lassen.

Verzeihung, meine waltende Göttin! Verzeihung für ein Unglück, das mir widerfahren ist. Denken Sie! die ersten Zeilen, die Sie mir in meiner Blindheit schenkten, lese ich erst jetzt. Man hatte sie mir in die Hand gesteckt, mit dem Bedeuten, es sei ein Augenrezept. Jetzt lange ich mir das Blatt wieder aus der Tasche hervor, und sehe, daß es nicht so bloß ein Rezept ist. Aber Heilmittel, wie alles was Ihre Milde diktirt, wäre es mir gewesen, sogleich den Ausdruck dieser Theilnahme zu lesen, die mir ein himmlisches Geschenk ist. Also, die Marchetti war nicht allein bei Ihnen, Sie waren auch wieder bei ihr? Es war nicht genug, daß ich das Einmal entbehren mußte! Aber bei Ihnen, da haben auch Sie gespielt; und gewiß vortrefflich. Die Gegenwart der geliebten Künstlerin — „di questa sola fra noi del ciel sirena" — ersetzte Ihnen die Lust, die Ihnen jetzt gewöhnlich fehlt. Und diese einzige Gelegenheit sollte mir entgehn!

Also, sie ist wohl, meine liebliche Tante, die mir eine Mutter ist, und besser! Es ist mir Beruhigung zu glauben, daß sie mir das Gegentheil nicht verschwiegen hätte. Aber warum so einsam? Ist Ihr Bruder wieder abgereist? und warum fehlt Ihre Freundin, die Doktorin? Oder haben

Aergern Sie sich nicht über den Egoismus des Obigen. Ich fühle es nur zu wohl, daß dieser Baum auch ohne seinen Epheu doch nie für mich geblüht hätte. Aber sollte es mir nicht erlaubt sein, über ein Gedicht unter meinem Namen den Gedanken zu äußern, der jeglichem aufsteigen muß, welchem Sie das schicken? Sehn Sie es an, liebe Rahel, als eine Palinodie, die ich nur in Prosa schrieb, weil ich keine Verse zu machen verstehe; und nennen Sie sie immerhin schlecht; aber rechnen Sie sie mir nicht zur Sünde.

Das Uebrige heißt, Sie wollen die Elegie nicht senden an die Epheue, die ich kenne. Aber die Wucherpflanze, die in L. wächst, heißt die anders?

Endlich, warum sollte ich nicht die Erlaubniß haben, sie abzuschreiben, da Sie sie schon an zwei ertheilt haben?

Genelli.

— Ich bin wirklich noch zu schlecht, um selbst vor Ihnen erscheinen zu können. Aber wenn mich morgen meine Unpäßlichkeit vor dem Soupé bei Fincks schützen kann, und Sie den Abend zu Hause sind, so müssen Sie mir erlauben, Sie einmal wieder zu sehn.

Ich habe heute keine Journale bekommen, die Sie lesen würden; doch füge ich eins bei. Vielleicht werfen Sie einen Blick auf die schlechten Modekupfer.

14.

Arm in jedem Betracht? Nein, das sind Sie wahrlich nicht. Sie haben Güte der Seele, und Freude, in die Herzen Andrer zu gießen. Und wenn wir auch in unsrer Verschwendung einmal eine Leere selbst in uns schaffen, sie muß bald wieder überdeckt werden mit neuen Blüthen, wenn wir so reichlich, wie Sie, den Samen dazu in uns hegen.

Hier haben Sie Ihre beiden Elegien wieder, weil Sie nur diese Abschriften davon besitzen; und meine Abschriften dabei. Warum diese? Da es Ihnen nicht schwer wird, meine Hand zu lesen, und ich die Ihrige lieber sehe, so dächte ich, Sie behielten die meinigen, und ließen mir Ihre Originale. Gern hätte ich es gleich so eingerichtet, diese zurückbehalten, und nur jene allein geschickt. Allein, ich weiß nicht, es ist etwas in mir, das sich nicht bereden läßt, irgend was selbst zu nehmen, was es sich, von Ihnen gegeben, wünscht. Aber sei es was es wolle, dies Etwas, es bittet und fleht, mir Ihre Handschrift zu lassen.

Verzeihung, meine waltende Göttin! Verzeihung für ein Unglück, das mir widerfahren ist. Denken Sie! die ersten Zeilen, die Sie mir in meiner Blindheit schenkten, lese ich erst jetzt. Man hatte sie mir in die Hand gesteckt, mit dem Bedeuten, es sei ein Augenrezept. Jetzt lange ich mir das Blatt wieder aus der Tasche hervor, und sehe, daß es nicht so bloß ein Rezept ist. Aber Heilmittel, wie alles was Ihre Milde diktirt, wäre es mir gewesen, sogleich den Ausdruck dieser Theilnahme zu lesen, die mir ein himmlisches Geschenk ist. Also, die Marchetti war nicht allein bei Ihnen, Sie waren auch wieder bei ihr? Es war nicht genug, daß ich das Einmal entbehren mußte! Aber bei Ihnen, da haben auch Sie gespielt; und gewiß vortrefflich. Die Gegenwart der geliebten Künstlerin — „di questa sola fra noi del ciel sirena" — ersetzte Ihnen die Lust, die Ihnen jetzt gewöhnlich fehlt. Und diese einzige Gelegenheit sollte mir entgehn!

Also, sie ist wohl, meine liebliche Tante, die mir eine Mutter ist, und besser! Es ist mir Beruhigung zu glauben, daß sie mir das Gegentheil nicht verschwiegen hätte. Aber warum so einsam? Ist Ihr Bruder wieder abgereist? und warum fehlt Ihre Freundin, die Doktorin? Oder haben

Sie es gewählt, allein zu sein mit der Gesellschaft, die Sie am besten versteht?

Was soll ich Ihnen viel von mir sagen! Das Wetter, das mir mein Arzt zum Ausgehn vorschreibt, will ja noch lange nicht erscheinen: aber weilt es zu lange, so breche ich die Gebote, und messe mich mit dem Himmel. Doch! bin ich ungeduldig; aber nichts ist auch schrecklicher, als diese müssige Gefangenschaft. Oft werfe ich mich auf mein Faulbett, und unterhalte mich da mit Ihnen, und schreibe an Sie, in Gedanken: aber Sie hören es nicht, und lesen es nicht! Und das verdrießt mich wieder, und macht mir meinen Kerker doppelt verhaßt.

Aber, Rahel! alles: nur verbieten Sie mir nicht, Ihnen zu schreiben. Ich könnte Ihnen nicht gehorchen; und doch kann ich nichts thun, was Sie nicht gut heißen. Meine Augen sind ja jetzt besser. Ist es nicht hart genug, daß ich, entfernt von Ihnen, entbehren muß Sie zu hören und zu sehn? Wenn ich Ihnen nicht einmal schreiben darf; wozu hilft es mir dann, das Gesicht gerettet zu haben? Freilich wohl, kann es Sie leider nicht viel mehr als — ennuyiren: aber ... ich bitte! .... Sie lesen ja so manches mit gütiger Hingebung, und erwidern es freundlich. Und muß es sein, so will ich auch auf letzteres Verzicht thun: wenn Sie mir zuweilen nur mündlich Ihr Befinden zurückmelden lassen.

„Rasch", sagt Goethe von Voß. Aber Voß führt seine Louise, dünkt mich, sehr langsam zu Bette. Leben Sie wohl.

Genelli.

X.

Gräfin von Schlabrendorf.

Karoline
Gräfin von Schlabrendorf,
geborne Gräfin von Kalckreuth.

Eine große, starke Frau, von entschiedenem Karakter ıd freier Geistesart; edel, rechtschaffen und ehrenfest :e ein Mann, aber auch wie ein Mann herb und)tzig und herausfordernd. Sie war die Nichte des :ldmarschalls Grafen Kalckreuth und des Pariser Grafen chlabrendorf. Man weiß, die Kalckreuths haben den uf, daß sie Alle mit Verstand und Geist begabt sind, ıd die Schlabrendorfs gelten ebenfalls für gescheidt; ısere Gräfin, beiden Familien angehörig, machte bein Namen Ehre. Ihr Gatte, Freund und Vertrauter s Generals von Bischoffwerder, starb früh, und da durch sein Verhältniß den Kreis der großen Welt cht günstig hatte kennen lernen, so hielt sie als Wittwe h möglichst von ihr fern, und suchte in freien, selbstwählten Bezügen dem ächten, gediegenen Gehalt zu gegnen, den ihr Geist und Gemüth verlangte. Sei

ging in allen Stücken unmittelbar auf die Wahrheit aus, auf die nackte, meist mißfällige Wahrheit, und litt zu deren Bekleidung auch nicht die mindeste Poesie. Sie hatte den harten Muth, nach solcher Wahrheit immer zu forschen, und den kühnen und oft gefährlichen, sie unter allen Umständen zu sagen. Ihre Erscheinung bekam dadurch etwas Schroffes, nicht selten Verletzendes; sie wurde leicht in Streitigkeiten verwickelt; sie ließ kein falsches Vorgeben ungerügt; sie vertheidigte in Preußen die französische Revolution, in Paris das Recht der Emigrirten und des Hofes; sie trug auf einer Reise in Frankreich eine Zeit lang Männerkleider, um nicht jeden Augenblick erinnert zu werden, daß sie nur eine Frau sei, und führte dann doch nur um so schneller den Augenblick herbei, wo dies Geständniß erfolgen mußte. Bei dieser Heftigkeit und Kampflust hatte sie ein weiches, mitleidiges, leis und tief empfindendes Herz, die edelste Menschenliebe, eine aufopfernde Zärtlichkeit für ihre Freunde, und besonders eine unerschütterliche Familientreue. Sie war stolz auf ihre Angehörigen, jeder Einzelne war ihr lieb und werth, und wenn sie auch über das, was sie zu tadeln fand, scharf und bitter herfiel, so standen doch die Personen stets ihrem Herzen nah. Man konnte sie fürchten, sogar meiden, mußte sie aber höchlich ehren, und fühlte sich auch immer wieder zu ihr hingezogen. Ihre Wahrheitsliebe, ihre unbestechliche Verachtung aller Heuchelei und Eitelkeit, aller Feigheit und Eigensucht, ließ sie der ehrwürdigsten und in diesem Punkte schwierigsten Männer höchste

erehrung genießen, ihres Oheims in Paris, ihres Bru-
rs des Grafen Kalckreuth auf Siegersdorf, Fichte's.
iefer letztere erfuhr einen ganz besondern Beweis ihrer
tnen Redlichkeit. Sie hatte ihm von jemanden ge-
rochen, von dem er gut dachte, sie aber die gehässigste
leinung hegte, und hatte diese Meinung durch be-
mmte Angaben mit einigem Erfolg erhärtet, allein
n nämlichen Tage noch trifft sie den Angeschwärzten,
it lange Unterredungen mit ihm, lernt ihn besser ken-
n, und da ihre schon festgesetzte Abreise ihr keine Zeit
ehr läßt, so giebt sie ihm, der von der ganzen Sache
chts weiß noch je zu erfahren brauchte, nun selbst den
uftrag, am andern Morgen zu Fichte zu gehen, und
m zu bestellen: Was sie ihm von dem Ueberbringer
ftern Uebels gesagt, nehme sie alles zurück! Eine schö-
re Genugthuung und vollständigere, meinte Fichte,
se sich nicht erdenken.

Die Gräfin brachte ihre späteren Jahre theils in
resden, wo auch ihre einzige von ihr zärtlich geliebte
ochter sich verheirathet hatte, theils auf Sommerreisen,
d besonders gern in der Nähe des geliebten Bruders
, dessen wunderbarer Geist und Karakter mit dem
igen kräftig zusammenstimmte, dicht bei Siegersdorf
Zyrus, hatte sie eine ihr deßhalb werthe Besitzung,
o sie am 30. Juni 1833 im zweiundsiebzigsten Lebens-
hre unvermuthet vom Tod ereilt wurde.

Diese gediegene Frau, in welcher sich der Gegensatz
mokratischen Sinnes und aristokratischen Gehaltes jeden
ugenblick durch seine eigne Steigerung vernichtete, und

zuletzt immer nur das Reinmenschliche bestehen blieb, war über dreißig Jahre die feste, treue Freundin von Rahel, die ihr unbedingtes Vertrauen bis zum Tode behielt, ungestört durch einzelne Mißverständnisse und gegenseitige Tadelworte, die bei solchen lebhaften scharfbestimmten Gemüthsarten nicht ausbleiben konnten. Diesen vortrefflichen Eigenschaften eine gefälligere Wirkung, und ihnen hiefür einige Koketterie als Beisatz zu wünschen, durfte hier gewiß am Platze sein, ohne ihn deßhalb auch zu finden. — Manche der eigenthümlichsten Aeußerungen der Gräfin in ihren Briefen an Rahel dürften leider wohl nie zur Mittheilung geeignet dünken, andre wenigstens für jetzt noch zurückzuhalten sein. Jedoch wird auch einigen harmloseren Zeugnissen noch immer genugsame Theilnahme aus den angeführten vielfachen Beziehungen erweckt sein, um deren Einreihung hier zu rechtfertigen.

1.

Dienstag, den 20. Mai 1800.

Vielleicht sind Sie, meine Liebe, auf den Argwohn ge=
ien, daß auch ich Sie zu meinen psychologischen Ver=
en ausersehn habe, aber dieses mal war bloß der Zufall
m schuld, daß ich eben da, wo Sie mir zugleich einen
veis von Ihrer Freundschaft und Zuverlässigkeit geben,
: durch die verzögerte Beantwortung Ihres Schreibens,
r meine Gesinnungen im Zweifel lassen mußte. Da ich
ålich wegen der ärgerlichen Geschichte des zu erstehenden
tes auf einige Tage von hier abwesend war, und folglich
: erst vorgestern Ihren Brief erhielt, welcher mir aber
)t nur ein bischen, sondern recht viel Trost verschafft
. Denn ungeachtet ich noch nicht so recht mit mir eins
über werden kann, ob ich es für günstig oder ungünstig, —
Hinsicht Ihrer Ihnen vorschwebenden Vorstellung, — von
r erklären soll, daß Sie grade mit mir — wie Sie
en — hart sind und hart sein wollen, so hasse ich
h — vielleicht aus geheimem Stolz — viel zu sehr das
nmale in der Freundschaft, um nicht schon jede Auszeich=
ng für Gewinn zu halten. Aber erinnern muß ich Sie
ei denn doch an die allgemeine Erfahrung, daß die Selbst=
ndigkeit bei uns in eben dem Grade zunimmt, wie die
bhaftigkeit in unsern Gefühlen und Vorstellungen durch
tfernung vermindert wird, und man also mit den Abwe=
iden nicht so verfahren kann, wie man mit den Gegen=
irtigen, ohne Sorge und vielleicht sogar zweckmäßig, thun
nnte. Und daß dieses in der That bei mir eintrifft,

gestehe ich Ihnen ganz ehrlich; denn als ich mit Ihnen war, schien mir Ihr Umgang ein so unentbehrliches Bedürfniß, daß ich dafür, selbst mehr als Sie nur ahnden, geduldet und ertragen hätte — jetzt aber, muß ich ihn entbehren, und ich fühle zwar tief den Verlust: doch ungebundener und freier bin ich dafür auch in meinen Entschließungen. Vielleicht aber ist meine Anhänglichkeit für Sie von so geringem Werth, daß Sie solche unbesorgt aufs Spiel setzen können, wenn Sie nur dadurch ein neues Resultat von Menschenkenntniß erhalten? Dem sei nun aber wie ihm wolle, in jedem Fall kann die treuherzige Warnung, daß Sie es darin nicht zu weit treiben sollen, nichts schaden. Denn prüfen mögen Sie mich so viel Sie immer wollen, aber doch richten Sie es nur so ein, daß ich Sie nie aufgeben muß, oder Sie für mich verloren sind! Denn wahrlich, mein Herz war schon zu oft gekränkt, um daß ich mich noch dessen erfreuen könnte, was ich stets zu verlieren fürchten muß. Daß Sie unglücklich sind, habe ich tief gefühlt, denn es war mir oft sehr schmerzlich, Sie leiden zu sehn, ungeachtet ich — wenn wir nach Rousseau den Grund des Mitleidens erklären wollten — selbst zu viel gelitten habe, um noch eines großen Aufwandes von Theilnahme fähig zu sein.

Sie fragen, ob mir gut zu Muthe ist? Ja, ruhig bin ich jetzt zwar wohl, aber welche Ruhe ist die meinige! — Glaub' und Hoffnung hab' ich dafür aufgeopfert, mich selbst aufgegeben, mein eignes Herz zerstört — um die Stille der Vernichtung frühzeitig zu erlangen!

Ich weiß, Ihnen ist auch nicht wohl um's Herz, aber ob Sie meinen Gemüthszustand für erträglicher achten möchten, wenn Sie ihn genau kennten, ist doch für mich, noch nicht entschieden. Aber schreiben Sie mir doch nun endlich etwas Bestimmtes, über unser Reiseprojekt; mich hält gegenwärtig nichts mehr, als die leider noch obwaltende Verwirrung in meinen Finanzen, wegen den täglich vermehrten

Bankrotten der schlesischen Gutsbesitzer; aber der Johannis-Termin, muß mir doch unfehlbar, einigen Aufschluß darüber geben. An Archibald und die Dlle. Schwarz hab' ich Ihre Begrüßungen nicht ausrichten können, denn die Keyserlings hausen jetzt in Südpreußen. Maimon aber war sehr erfreut über Ihr Andenken, und fand sich sehr geschmeichelt, wie er sagte, in den liebenswürdigsten Geschlechtsvorzügen einem so geistreichen Frauenzimmer ähnlich scheinen zu können. Mein Bruder ist ganz unverändert der biedere, großherzige Mann, den ich stets in ihm fand und liebte. Daß Major von Möllendorf meine Abwesenheit bedauert, ist mir recht lieb, denn ich halte ihn für einen nicht gewöhnlichen treuherzigen Mann, aber das Schöne, so mir der Prinz Louis durch ihn sagen lassen konnte, trägt zu dem Schmerz meiner Entfernung nichts bei, ungeachtet ich dessen nun, wie es scheint, ganz verlustig gehn werde. Mad. Liman bitten Sie für mich um die Fortdauer ihres Andenkens; ihre Voraussetzung, daß sie einiges Wohlwollen für mich hegt, war mir sehr willkommen. Vettern sagen Sie doch alles Verbindliche von mir; ich halte viel auf ihn, und es ist mir lieb, daß er sich meiner wenigstens durch die Füße erinnert, da er, wie Sie sagen, noch immer meine Schuhe besorgt, denn es läßt sich also doch nun nicht behaupten, daß, wie man im Französischen sagt: seine Freundschaft für mich weder Kopf noch Füße habe. Das ächte Kind, die liebe kleine Hanne, muß ja nicht bei meinen Begrüßungen leer ausgehn — aber mit dem großen, verzogenen, halten Sie es wie Sie wollen. Adieu.

Karoline Schlabrendorf.

2.

Freitag, den 30. Mai 1800.

Wann Sie dieses erhalten, werden Sie, meine Liebe, schon durch Genelli selbst, erfahren haben, daß ich das Vergnügen hatte ihn auf einige Tage hier zu sehn. Wodurch ich aber abgehalten wurde, eher zu antworten; da der muthwillige Scharfsinn, mit dem er die Sachen betrachtet, ihnen eine für mich so ganz neue Ansicht giebt, daß all meine Aufmerksamkeit erregt war, und ich nicht mit Ordnung und Folge an etwas anders denken konnte, und überdem wollte ich auch von den angenehm=belehrenden Momenten seines Umgangs nichts verlieren. Denn je mehr ich ihn kennen lerne, um so mehr überzeuge ich mich, daß er in hohem Grade nicht nur ein merkwürdiger, sondern auch ein würdiger Mann ist, weil gewiß selten ein so schönes Verhältniß von Kräften, wie ich in ihm wahrnehme, beim kultivirten Menschen gedeihen wird. Jetzt aber ist er fort, und nun muß ich an Sie schreiben, um auch meinem Herzen Befriedigung zu verschaffen. Empfangen Sie also mit frohem Muth — nicht meinen Dank, denn was Sie mir gegeben haben fasse ich nur dann, wenn Sie am wenigsten beabsichtigen es mir mitzutheilen, aber die Ankündigung, daß Sie von dem, wonach ich stets strebte und was ich bis jetzt noch nie wirklich erreichte, etwas in meinem Gemüth festgestellt haben. Und wissen Sie, was das ist? die trostreiche Hoffnung, daß ich nicht ganz isolirt in der Welt dastehe, sondern außer mir es noch ein Wesen giebt, für das mein Dasein zum Gewinn der Wirksamkeit werden, und an dem mein Herz innigen Antheil nehmen kann. Ist dieses in Ihren Augen Schwärmerei, so muß ich freilich bekennen, daß es außer den Gränzen meines Willens liegt in eine von aller Liebschaft befreite Verbindung zu treten, und

dafür kann ich nun also keine Bürgschaft leisten; aber wenigstens will ich mich bestreben wahr zu sein, um weder Sie noch mich selbst zu täuschen, wenn ich auch gegenwärtig noch nicht genau den Standpunkt anzugeben weiß, der uns Beiden, in dem Verhältniß der Freundschaft zugehört. Mit der Beschuldigung, daß Sie an meinem Gemüth experimentiren wollten, meinte ich es gar nicht ernstlich, aber doch trieb mich eine unwillkürliche Unruhe, mich grade so zu äußern, daß Sie aufgefordert würden sich darüber ganz deutlich zu erklären. Und Sie thaten's, mit so viel Befriedigung für mein Herz, daß Sie mich der Versuchung ausgesetzt haben, noch öfter ungerecht zu scheinen, um Sie von einer Seite kennen, und, ohne alle Schmeichelei, bewundern zu lernen, die für mich so hinreißend liebenswürdig ist. Setzen Sie mir also, ich bitte Sie recht sehr, doch keine Gränzen, und lassen Sie mich ganz frei mein Wesen treiben; Sie sollen auch dafür nie eine Beschwerde anhören dürfen, wenn Sie mir selbst heroisch kalt schienen. Ja ich gestehe Ihnen sogar, daß ich eigentlich keinen sicheren Maaßstab für meine höchste Freundschaft kenne, als daß sie mich dem Sinn des Kindes am nächsten bringt. Denn nur mit dem, den ich so liebe und schätze, kann ich alles Schiefe und Alberne der bürgerlichen Gesellschaft ablegen — im ganzen vollen Sinne des Worts: mich als Mensch zeigen und fühlen. Also nicht Einschränkung — nein, Freiheit, und die edelste, die ich kenne, sollen Sie mir geben. Daß Sie's können, weiß ich, und daß Sie's wollen, hoff' ich mit froher Zuversicht, und so bin ich zufrieden und kann nach Vergessenheit des Vergangenen mich sehnen. Denn ich will lieber in Schmerzen und Verzweiflung leben, als gefühllos! Also nur der, der meinem Herzen zugehört, kann seine Schmerzen heilen — und Ihnen, meine Freundin, geb' ich dieses Recht, Sie verdienen es zu besitzen und sollen es nicht unerkannt ausüben.

Daß ich Sie warnte, wußte ich wohl, konnten Sie mir nicht übel deuten, denn es ist ja auch bloß ein Bekenntniß meiner Beschränkung, um mich Ihrer noch mehr zu vergewissern. Sehn Sie, ich will mich gern, ganz zergliedert, vor Ihren Augen hinstellen, wenn ich nur erlangen kann, daß Sie genau wissen, was Sie im Einzeln und im Ganzen von meinen Gesinnungen erwarten können und ich mir nie vorwerfen darf, Sie wissentlich hintergangen zu haben. Denn ich weiß recht gut, daß ich in gewisser Art sehr begränzt bin, aber ich fühle auch, daß ich mich dieser Begränzung nicht schämen darf, weil, — wenn Sie es, meine Freundin, genau untersuchen, — es doch nur Redlichkeit und Wahrheitsliebe ist, die mich da aufhält, wo Andere, vielleicht mit Recht, vollen Muths vorwärts schreiten. Ja so ist's, meine Liebe, gleichgültig können Sie gegen mich werden, aber verachten, das verspreche ich Ihnen, aus Ihrer Seele, wie aus der meinigen, sollen Sie mich nie. Sind Sie damit zufrieden — nun so ist's gut; mehr verbürge ich nicht: aber süße, wie Sie wünschen, werden Sie mich machen, wenn Sie mehr finden, und grade das an mir lieben, was ich im reichlichsten Maße besitze. Denn Sie könnten ausschließlich die ganze Welt für mich sein, und diese Anschauung wäre doch ohne Leben, wenn nicht auch ich für Sie eine Welt zu scheinen hoffen dürfte.

Hören Sie, Liebe, mit meinen Geschäften sieht es bis jetzt noch sehr weitläufig aus, und vielleicht muß ich noch eine geraume Zeit, wenigstens bis spät im Herbst, warten, um meine Finanzen in den Zustand zu bringen, daß wir die große Reise mit Sicherheit unternehmen können. Und dies däucht mir eine sehr lange Zeit, wenn ich Sie eher nicht sehen soll. Auch hab' ich darüber schon mit Genelli gesprochen, und ihm gesagt, daß ich nach Berlin kommen wollte; hätten Sie aber indessen eine kleine Reise vor, nun so will ich mich einfinden, wo es immer sein möge. Suchen

Sie doch zu erfahren, wie es mit der Gräfin H. stehet, enn ich bin von der Erinnerung an sie, noch nicht so geeilt, daß es mich nicht noch oft wehmüthig machte, sogar nicht nehr von ihr zu hören. Hat denn Otterst. ihrer gar nicht rwähnet? Aber was läßt sich von dem erwarten, der immer erspricht, was er nicht halten kann, und immer leistet, vas man nicht verlangt! Aber nun leben Sie wohl, mein Brief muß fort — Genelli mag Ihnen über alles was Sie noch wissen wollten, Auskunft geben.

Karoline Schlabrendorf.

3.

Den 26. August 1801.

Ich bereue die Thränen nicht, welche ein Ausdruck meies Briefs Ihnen, meine liebe Freundin, wider meinen Willen verursacht hat; denn ich weiß, daß es Wunden im Herzen giebt, die nur durch diese laute Wehmuth ihren agenden Schmerz bekämpfen. Und dann liegt noch viel Tröstliches für mich darin, daß ich glauben darf, Ihr Genüth könnte sich in dem meinigen darstellen: weil dies die inzige Bedingung ist, unter der ein Mensch dem andern, ls Mensch, etwas sein und werden kann. Was Sie mir uf meine Aeußerungen erwiedern, ist zugleich so herzlich und erständig, daß ich nicht weiß, ob ich Ihr Urtheil, oder Ihr Gefühl, zum höchsten preisen soll. Aber was sollen uch die Lobpreisungen von mir zu Ihnen! Da ich nun inmal überzeugt bin, daß mein Mund niemals eine Beifallsversichrung ausgesprochen hat, die an innrem Gehalt und Herzlichkeit meiner Freundschaft für Sie werth wäre!

Noch etwas ist in Ihrem Brief, das mich zugleich tief erührt, erschüttert und begeistert hat, und doch kann ich

Ihnen dafür nicht danken, weil der ganze Werth davon auf dem Unwillkürlichen beruhet. Sie versichern mich nämlich, daß Sie sich an mich mit eben der Ruhe, als an sich selbst, wenden könnten. Nun wie soll ich das verstehen? Ich mag es nehmen wie ich will, so enthält es immer eine unerschöpfliche Bedeutung. Denn als allgemein, im vollen Bewußtsein von dem, was Sie für Andere zu leisten vermögen, großherzig gedacht, — ist es der Ausdruck der reinsten Humanität; und insbesondere, als bloße Ausnahme für mich, eine überschwängliche Belohnung der untrüglichsten Beweise der treusten Anhänglichkeit eines ganzen Lebens. Im voraus abgelohnt mag ich nicht sein, meine Freundin, daß ich es also nicht als verdient annehme, dafür bürgt Ihnen meine Wahrhaftigkeit, aber als aufgestelltes Ziel ist es mir erwünscht und erfreulich: es belebt auf's neu meinen Eifer, Ihrer Vormeinung — einst würdig erfunden zu werden.

Es ist meiner Sittlichkeit entgegen, etwas als schon verdient aufzunehmen, wonach ich mir nicht einmal ein ununterbrochenes Streben zuschreiben darf. Aber wenn ich Ihres vollen Zutrauens auch noch nicht ganz würdig bin, so will ich doch immer so redlich und ehrlich sein, daß Sie nie fürchten dürfen, die Geschenke Ihres edlen Gemüths durch leichtsinnige Anmaßung bei mir entweyht zu finden.

Daß ich besser bin als mein Ruf und die Meinung einer Klasse von Menschen, die sich berechtigt glaubt zu verdammen, was sie, die sich das Richteramt zuschreibt, nicht fassen kann, haben Sie, weiß ich, bei unserer ersten Begegnung auf meiner Stirne gelesen, aber fühlen Sie es denn auch gewiß, daß ich besser bin, als mein äußeres Betragen? Diese Zusicherung ist das Einzige, was ich mit gutem Gewissen fordern kann. Aber auf bloßen Glauben sollen Sie es, meine liebe Herzens-Kündigerin, nicht annehmen, doch ich hoffe, daß Ihnen dieser Hauptzug in meiner Karakterschilderung nicht entgangen ist. Wenigstens ist es für mich

in erfreulicher Gedanke, ein kräftiges Mittel zum Feststehen, auf der unbekannten Höhe (wie Sie es so richtig nennen), auf jenes leise Wehen einer geheimen Mittheilung, einer himmlischen Gemeinschaft rechnen zu können, die allein unter denen statt haben kann, die gleichen Drang empfunden haben und durch gleiches Unglück geprüft sind. Und hab' ich Sie, meine Freundin, nicht auf diesem Wege gefunden! Durch's ganze Weltalter war es bestimmt, daß grade wir uns die Hand bieten sollten, um uns den Gang durch's Leben zu erleichtern! Und ich sollte es mir nicht Trost sein lassen? Ja, ich erkenne diese Bestimmung! Der menschlichen Natur menschliches Begehren, des Herzens geheime heiße Wünsche, hab' ich den höheren Forderungen der Vernunft geopfert, aber das geläuterte Eigenthum, welches diese Religion bewährt, — kann mir nun kein Schicksal rauben. In diesen Tempel dringt kein gehässiger Dämon, wer dort eingeschrieben steht, hat seine Rechte auf meines Lebens Dauer gegründet. Aber welche Sprache könnte es Ihnen darthun, wenn Sie es nicht fühlen, daß meine Freundschaft für Sie mit meinem Sein, meinem Streben nach Unendlichkeit in engster Verbindung ist! —

Vielleicht wundern Sie sich, daß ein Wesen, welches Sie, gestehn Sie es nur, für sehr unregsam und mit wenig Einbildungskraft begabt hielten, in dem Ton der Begeisterung sprechen kann. Aber es giebt auch bei mir gewisse Seiten des Herzens, die ich nicht berühren kann, ohne mich der dichterischen Natur bewußt zu werden; doch von außenher bin ich in der That wenig erregsam: in meinem Innern ist die Quelle ewiger Dichtung und ewigen Lebens, ohne die ich gar nicht das Gemeine der Bedingungen meines Daseins zu ertragen vermöchte.

Das war ein langes Ausschweifen! Jetzt muß ich endlich mal zur Beantwortung der noch übrigen Stellen Ihres Briefs übergehn. Nach Berlin kann ich jetzt eben nicht

kommen, weil mein Bruder durch unangenehme Vorfälle nicht allein ganz niedergeschlagen, sondern auch selbst wirklich kränklich ist und gewiß nicht ohne eine völlige Niederlage davon kommt. Es giebt nur selten Vorfälle im Leben, wo man seinen Lieben Trost zu sein vermag, und ich möchte mich nicht mit dem Vorwurf beladen, daß ich nicht bereit gewesen wäre, ihren Kummer zu theilen.

Ihre Begrüßungen erwiedert er mit all dem Interesse, welches man für ein unbekanntes Wesen haben kann. Die Frage, ob er nicht das Kokettsein liebt, ist in der That seltsam gestellt. Die Männer lieben alle das Kokettsein, wie die Fürsten die Schmeicheleien des Hofgesindels, — dem Liebeln ist es so nöthig, als das Feuer der Wärme, der Liebe aber bringt es gewissen Tod. Als Naturtrieb ist es himmlisch, aber nur so lange, als der Mensch das kindische Wesen und den kindlichen Sinn bei sich rein erhalten und unbefangen darstellen kann — nach dem Erwachen und der Erkenntniß des Bösen und Guten, ist es Entwürdigung des vollendeten Vernunftwesens, welches nun der Mensch in sich herzustellen berufen ist. Aber was brauche ich Ihnen erst diese Erklärung zu geben, Sie sind sich ja bewußt, daß es auch bei Ihnen höchstens ein armseliger Behelf für ein nie zu erreichendes Gut höherer Befriedigung ist. Und doch begreife ich nicht, wie Sie, die das namenlose Wonnegefühl der wahren Liebe kennen lernten, sich durch solche Gaukelei nur einen Augenblick der Vergessenheit verschaffen können. Als Kunst bewundere ich es, aber nachahmen werde ich es nie, denn es ist ganz außer meiner Natur. Doch soll das, was ich hier darüber äußere, keine Mißbilligung enthalten, die Gesinnungen adlen die Handlungen, was bei Ihnen ein reizender Muthwille genannt werden kann, wäre in meinem Gemüth eine Verläugnung des Höchsten für das Gemeinste. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich in Paris, in gewisser Beziehung, zur Kokets

terie aufforderten und ich weder Ihre Meinung bestätiget, noch verworfen habe. Dazumal mocht ich mich darüber nicht erklären, aber jetzt ist's in die Vergangenheit gestellt und ich gestehe frei: daß mein Herz mir nie erlauben wird, um das zu buhlen, was mich nur als freie Gabe beglücken könnte. Die Klugheit entfernt sich von mir in demselben Verhältniß, wie das Herz seine Rechte übet. — Vergeben Sie meiner Schwazhaftigkeit, die Einsamkeit des Landlebens erregt das Gefühlsvermögen und versagt uns den Genuß der Mittheilung. Und vor wem sollte mein Herz offen sein, wenn Sie es nicht anhören wollten!

Karoline Schlabrendorf.

XI.

iedrich von Schlegel.

Friedrich von Schlegel.

Geboren zu Hannover den 10. März 1772, ge-
ben zu Dresden, den 6. Januar 1829. Sein Lebens-
ist den äußern Umständen nach hinreichend bekannt.
ne innere Entwickelung aber und seine litterarische
heinung zu beleuchten, ist keine Aufgabe, die so
nher zu erfüllen wäre. Bisher sind über ihn fast
Partheistimmen vernommen worden, welche schroff
Entgegengesetzte aussagen, und keine Vermittlung
ffen. Das Wesen dieses Mannes, die Grundtriebe
hm, die Art seiner Fähigkeiten, das Verdienst und
Ertrag seines ganzen Wirkens, haben noch keinen
rsteller gefunden, wie er selbst einer für Andre sein
nte, und zum Theil gewesen ist. Nicht jeder darf
daran wagen. Es gehört Muth, feste Besonnenheit,
s Studium und reicher Sinn, vor allem aber die
rste Uebersicht dazu, um sich in dieser aus Wider-
ichen, Verwicklungen, Seltsamkeiten, Versteckniſſen
Unregelmäßigkeiten aller Art zusammengesetzten Natur

zurechtzufinden, wo Gespenster, Dämonen und Genien durcheinanderschwirren, die Lucinde und Karl der Große, Alarcos, Maria, Platon, Spinoza und Bonald, Anbetung und Verdammniß Goethe's, Revolution und Hierarchie, in größter Abwechselung sich begegnen, und, was das Merkwürdigste ist, sich gegenseitig bestehen lassen! Denn Schlegel, bei aller seiner Proteus=Wandelbarkeit, hat niemals eine seiner eignen Gestalten verworfen, sondern bis zuletzt für jede eine gewisse Berechtigung behauptet, und in so fern mit allem Grunde, als in seinem Geiste wirklich ein lebendiger Zusammenhang alles dieses Mannigfaltigen war. Diesen Zusammenhang nachzuweisen, die Verknüpfungen und Uebergänge anzudeuten, den Schein überall wegzuheben um das Wesen sehen zu lassen, das wäre nun eben die Aufgabe!

Da wir nicht hoffen können, diese Aufgabe, deren Lösung allerdings ein großes Licht über unsre Litteratur und Geistesbildung verbreiten würde, so schnell bearbeitet zu sehen, so geben wir einstweilen ein paar flüchtige Bemerkungen, welche den Gegenstand wenigstens umstreifen.

Das größte Wunder und der größte Anstoß bei Schlegel bleibt immer die Lucinde. Schleiermachers Briefe über dieses Produkt haben dasselbe nicht erklärt, sondern nur ihn selber für Viele unerklärlich gemacht. Zur Rechtfertigung der ethischen Elemente des Buches ließe sich heutiges Tages genug vorbringen, desto weniger aber ist die ganz unkünstlerische Rohheit und völ-

kürliche Frechheit der Form zu vertheidigen. In Schlegel war das Bedürfniß, das Sinnliche zum Boden und zur Nahrung seines Geistes zu haben; hiezu mußte er sich in jenes versenken, doch nur um wieder emporzusteigen. Allein, war die ganze Richtung kein Irrthum, so war es doch seine Verfahrungsart. Er hatte bei weitem nicht genug künstlerische Fähigkeit; er brachte eine Mißgeburt hervor, der keine beschönigende Taufrede zu schönen Gliedern verhelfen konnte.

Ueberhaupt läßt sich in der geistigen Natur Schlegels ein bedeutendes Mißverhältniß wahrnehmen zwischen einer zu großen Sinnlichkeit und einer zu geringen Zeugungskraft, und dieses Mangelhafte zieht sich durch alles von ihm Geleistete durch. Um jeden Preis hätte er ein philosophisches System aufstellen, ein Dogma liefern mögen; allein er vermochte der Art nichts zu schaffen. Er konnte nur über alle vorhandenen geistreich, scharfsinnig, oft fein und gewandt, bisweilen tief und mit glücklicher Kraft sprechen, sie verknüpfen, scheiden, zurechtlegen, beseitigen. Die Wissenschaftslehre Fichte's, die Naturphilosophie Schellings, die Logik Hegels, waren seine Verzweiflung. Solcherlei, wie er von Andern geleistet sah, aus sich hervorzuarbeiten, fühlte er den Drang zugleich und das Unvermögen. Mit Widerwillen schloß er sich dem von Andern Aufgestellten an, doch nie völlig, er suchte hineinzudringen, um sich davon wieder lossagen zu können. Seine Art, das katholische Dogma zu erklären und zu behandeln, gehört auch dieser Richtung; er war auf besondere Weise katholisch, und

hatte seine Geistesfreiheit dabei gar nicht aufgegeben. Jacobi, dem es eben so ging, der sich überall von der fremden Spekulation unbefriedigt abgestoßen fühlte, und eine eigne im Zusammenhang nie aufstellen konnte, war deßhalb für Schlegel ein Gegenstand besondern Hasses, er verfolgte seine eignen ihm widrigen Gebrechen in ihm.

Die schaffende Stärke in der Philosophie ist immer als ein Mittelpunkt anzusehen, um welchen herum sich alles ordnet und gestaltet. Friedrich von Schlegel, dem ein solcher Standpunkt unmöglich war, und der doch den Drang nach etwas Ganzem und Vollständigem fühlte, war daher genöthigt, in dem Umkreise zu wandeln, und alles einzeln nach und nach zu werden, oder zu fassen. Daher seine verschiedenartigen Auftritte, sein jedesmal gründliches Austauschen von Ansichten und Meinungen, seine wandelbare Begeisterung, sein unstätes Suchen und Aufnehmen.

Aber durch diese Eigenschaften selbst, welche sich seinem großartigen, oft meisterhaften, und immer bedeutenden Talente durchaus verschwisterten, und durch dasselbe die gewaltigsten Stoffe wie die edelsten Gemüther ergreifen konnten, steht Schlegel als eine der merkwürdigsten und eigensten Gestalten in der Reihe unsrer besten Schriftsteller, mit vielen durch Vergleichbares verbunden, und doch von allen wieder getrennt.

Die wenigen Blätter, welche hier von ihm folgen, dürften schon deßhalb einigen Reiz haben, weil sie Zeugnisse einer Denkart und Richtung sind, die einem solchen Geiste zuzutrauen man in späterer Zeit ganz ent-

wöhnt war. Daß Schlegel ein republikanisches Werk und französisch schreiben wollte, ist in die Jahrbücher unsrer Zeit als eine dauernde Denkwürdigkeit einzutragen.

Von Schlegel dürfen einige Briefblätter auch noch aus dem Grunde willkommen sein, weil von ihm überhaupt nur wenige zu erwarten stehen, und eine kleinliche Denkart solche geflissentlich unterdrücken möchte. Das Interesse der Wahrheit geht aber jedem andern vor; und warum grade dem Verfasser der Lucinde und der Fragmente im Athenäum eine verheimlichende Fürsorge zu gestatten wäre, können wir nicht einsehen; Aergeres, als er hat drucken lassen, hat er ja doch wohl nicht geschrieben! —

1.

Dresden, den 8. Februar 1802.

Es ist wahr, daß ich Schuld war an Ihrem Schmerz. Aber gewiß kam ich sehr unschuldig dazu; es ist meine Natur, im Einzelnen alles, was an sich gut und recht ist, zu übertreiben, ohne daß ich's weiß und will; und so geschieht's, daß ich oft weh thue, wo ich gar nicht daran denke, daß meine Worte auch nur hart sein könnten. Aber nun hüten Sie sich auch, daß Sie nicht in denselben Fehler fallen! Gewiß, Sie fangen an, mir alles übel zu deuten, und denken sich manches aus, was gar nicht so ist. So habe ich meine innigste Freude an Ihren Briefen, troß allen Schmerzen, die sie bringen und erregen; ja ich liebe sie und bete sie an, und Sie bilden sich ein, ich tadle sie nur. — —

Lassen Sie sich Bernhardi's Kynosarges geben. Erstlich ist eine Recension des Almanachs darin, wovon wenigstens das über meine „Abendröthe" in allem Ernst gründlich ist. Dann aber ist ein Aufsatz über Wissenschaft und Kunst, worin — Schleiermachers Reden über die Religion überall wiederklingen, und das ist nun in allem Scherze sehr spaßhaft, wie die Anempfinder immer grade auf das fallen, was ihnen am fremdesten ist; der bleierne moralische Schiller auf das Romantische, Phantastische, Tieck, Genoveva; und der dickhäutige, bierschwere Bernhardi auf Mystik, Religion, Schleiermacher! Aber dies bleibt ganz unter uns, denn Bernhardi meint es redlich, ist nicht ohne Tiefe und Verstand, und kann noch viel Wackres lernen; also bin ich troß dieser kleinen Bosheit dennoch sein Freund in einem etwas weit-

ľufigeren Sinne des Worts. — Sie müssen mir doch zugeben, aß unter allen Anempfindern mein Bruder der edelste, geilbetste, geschickteste, ja auch der redlichste ist! —

Herzliche Grüße von Dorothea. Sie wünscht auch sehr, aß wir zusammen reisen könnten. —

Friedrich Schlegel.

2.

Dresden, den 15. Februar 1802.

Es kommen denn doch wieder Augenblicke, wo es mir inge wird, daß Ihnen die Reise nach Paris so zuwider heint. Uns bleibt fast keine Wahl, es würde jetzt fast eben schwer sein zu bleiben, ich meine von der einzigen Seite, o uns alles so schwer wird, von der ökonomischen. Mehr, s wir bei unsrer bisherigen schlechten Wirthschaft und ewigen mherreisen in Deutschland gebraucht haben, können wir rt nicht brauchen. Ich kann meinen Aufenthalt dort auf annigfache Weise gleich zu Gelde machen, — dergleichen rbeiten, wie ich sie dann des eignen Studiums wegen recht it machen kann, sind fast die einzigen, die etwas Bedeundes eintragen. Georg Forster hat auf diese Art ehedem hrlich an dreitausend Thaler verdient. So viel werde ich ohl nicht verdienen, aber meine deutschen Arbeiten, die ch allmählig ordentlich bezahlt werden, sind auch ein guter eitrag; und was wichtiger ist als das, die Hoffnung eine ibre äußere Existenz zu finden, als die litterarische, von elcher zu leben mir je länger je unerträglicher wird. — ch, aus Liebe und Noth war mein ganzes Leben ein untrennliches Gewebe! —

Meiner Schwester Charlotte dürfte ich wohl das mit dem elbe sagen, wenn es nur zu was diente, da sie mir doch

nicht helfen; aber ihr, die uns Monate lang gastfreundschaftlich aufnimmt, in ihrer sparsamen Einrichtung, ihr konnte ich unmöglich noch einige Thaler anfordern; und das zu thun, nachdem ich vier Wochen später kam als bestimmt, ihr zu sagen, daß ich nur mit zwei Louisd'or hier angekommen sei, die ich obendrein von einem halben Bekannten in Leipzig geliehen hatte, das hieße ihr alles Zutrauen benehmen, es würde ihr ein unauslöschliches Bild der übelsten Unordnung geben. —

Jetzt bin ich ganz im Plato. An dem werden Sie viel haben, und sich sehr damit erfreuen. Lesen Sie auch die „Abendröthe" mit Andacht; so wird der zweite Theil der Lucinde ganz sein. — —

Hier schicke ich Ihnen etwas Lustiges, eine Zeichnung von mir — Benelli, der beste Sänger hier, Tenor, ungeheuer künstlich, aber gefühllos und seine Aktion so affektirt, wie Sie es nach der Zeichnung sich vorstellen können, denn sie ist nicht übertrieben. Daneben N's, das sind die letzten schönen Geister in Dresden. Benelli als Giulio Cesare in dem Cesare von Salieri. Die Soldaten bedeuten den kriegerischen Karakter des Stücks, die Seiltänzer den Stil seines Singens.

Ich denke jetzt schon oft an das, was ich im Französischen schreiben will. Ich weiß nur noch nicht, womit ich zuerst anfange, ob mit einem ernsthaften Hauptwerke, oder mit leichten kleinen Aufsätzen in einem kleinen Journal, oder doch nach Art desselben. Was meinen Sie dazu? —

Friedrich Schlegel.

5.

Dresden, den 1. April 1802.

Theure Freundin! Ich habe heute Ihren Brief recht früh erhalten, und hatte im Stillen schon gefürchtet, es käme gar keiner. Freilich bin ich nicht ganz dadurch beruhigt, denn noch schreiben Sie viel von Kranksein, und sonst so kurz, so unbefriedigend. Was fehlt Ihnen? Die gewöhnliche Reizbarkeit, fortdauerndes Unwohlsein, oder ist es ein bestimmtes Uebel? Aber in Geduld will ich warten, bis Sie wieder ordentlich schreiben können. Ihre Briefe sind alle recht kurz. Es fehlt mir immer ich weiß selbst nicht was, wenn Sie lange nicht ausführlich und freundlich geschrieben. —

Wie können Sie aber so viel bei Humboldts sein, da Sie doch krank sind? —

Daß ich neulich so auf Henrietten schimpfte, das gehört nicht zu meiner Menschenkenntniß. Die wäre hier auch gar nicht angebracht. Sie ist ja noch gar nichts, sondern bloß Stoff etwas zu werden, oder auch nichts.

An der Jungfernbrücke *) kann das Dummste ganz herrlich gedeihen; nichts ist zu dumm für solche Kluge, also auch Judenhaß der Art. —

Henriette ist so unvorsichtig gewesen, Brinckmann zu schreiben, daß wir nach Paris gingen. Der hat's meinem Bruder ganz warm erzählt, und gewiß jedem sonst, der's hören will. —

Vom Alarcos wird Ihnen August Wilhelm ein Velinexemplar gegeben haben. Ich denke mir, Sie werden ihn noch oft lesen müssen, ehe Sie recht Gefallen daran finden. Daß Ihnen die Lucinde nicht mehr so mißfällt, darauf halte ich recht etwas.

---

*) wo Bernhardi wohnte und A. W. Schlegel.

Das republikanische Werk erscheint gewiß nicht vor zwei Jahren, weil's nicht eher fertig sein kann. Bis dahin finde ich gewiß Duldung. Vielleicht lasse ich's aber auch dann noch fertig liegen, und warte bis auf einen entscheidenden Moment.

Verlassen Sie mich nicht! Bleiben Sie mit treuem Muthe mir zugethan! — Mit Dorotheens Gesundheit geht's nur leidlich. — Danken Sie der Gräfin Schlabrendorf in meinem Namen, sie hat sehr gut gethan. Das Geld geben Sie Schleiermacher, oder wenn dieser nicht da ist, so senden Sie es mit der Post an Doctor Bernhard Vermehren in Jena ohne weiteres. An diesem Gelde hängt mein Heil. —

Friedrich Schlegel.

Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller hier bei. Er hat es um uns nicht verdient, daß wir ihn schonen. —

4.

Paris, den 3. Mai 1803.

Liebe Freundin, es war recht lange, daß ich nichts von Ihnen gehört hatte. Ich freute mich sehr, endlich einmal wieder die Züge Ihrer Hand zu sehen, die mir ganz fremd geworden waren. Besser aber wär' es, ich sähe Ihr kluges Gesicht plötzlich hier vor mir. Man sieht dergleichen hier eben nicht.

Ich denke hier oft an Sie. Besonders ward ich mehrmals erinnert an das, was Sie mir von den Franzosen sagten. Sie haben sie mir am richtigsten, oder vielmehr allein richtig beschrieben. Nur in den Deutschen haben Sie sich sehr geirrt. Doch ich sollte gar nicht so sprechen; es

sind keine Deutsche, sondern nur Juden, von Geburt oder
von Denkart. —

Man sagt, die Unzelmann käme her, die Marchetti.
Eine aus Ihrer Menagerie haben wir hier; ich meine Pau-
ine Wiesel. Und kommen Sie denn nie mit? — Wir
wünschen es beide recht oft. Es wäre die beste Erquickung.
Sehr lange bleiben wir wohl nicht hier; es ist doch alles
ur klein hier, und noch so beinah das Alte. Ich sehne
mich recht tief nach einer großen Reise. Ein Jahr aber
treffen Sie uns noch gewiß hier. Denn eine kleine Fahrt
nach London oder Madrid rechne ich nicht mehr für eine
Reise.

Kömmt Gualtieri oder Scholz hier durch, so schicken Sie
e mir. Ich sehe wohl, man kann alles brauchen, wenn
man's versteht; sogar die Menschen.

Uns geht es theils gut, theils schlecht. Gut, weil wir
s sind, schlecht, weil man uns von allen Seiten betrügt,
unter andern auch um das kleine Vermögen meiner Frau,
was aber doch jetzt großen Werth für mich hätte. Ich mag
und kann keinen Prozeß darum anfangen, besonders so von
erne.

Leben Sie recht wohl. Ich umarme Sie. Ich wün-
sche Sie bald zu sehen, sonst werden Sie mir fremd werden.

Friedrich Schlegel.

Wir wünschen oft, Sie wären hier, d. h. Dorothea
wünscht es; von mir wissen Sie es ohnehin.

Sind Sie noch in Briefwechsel mit Burgsdorf?

5.

Köln, den 9. December 1805.

Schon gleich nachdem der Herr von Rebtel hier gewesen war, schrieb ich Ihnen, liebe Freundin, um Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief und für die angenehme Bekanntschaft zu danken. Seitdem hofften wir immer von Einer Woche zur andern, einen Brief von Ihnen zu bekommen; denn je einsamer wir hier leben, je lebhafter erinnern wir uns an die abwesenden Freunde. Ich verlangte um so mehr nach Nachrichten von Ihnen; da ich vielleicht bald hoffen darf, Sie wieder zu sehn. Wenn es der Krieg nicht hindert, komme ich Ostern auf einige Wochen wenigstens nach Berlin; ich würde mich sehr darauf freuen, meine alten Bekannten und Freunde wieder zu sehen, wenn ich nicht beinah fürchten müßte, zu spät zu kommen, und vergessen zu sein.

Sie würden mir eine wahre Wohlthat erzeigen, wenn Sie mir schrieben, aber recht historisch, von sich, von Berlin, ja auch von Krieg und Frieden. Glauben Sie, daß es jetzt die rechte Zeit ist, einmal das alte Deutschland wieder zu sehen, oder ist es gar nicht mehr das alte? Sieht man es vielleicht schon ein, daß man die Wenigen nicht hätte sollen mit Kälte von sich stoßen, die es ihnen hätten sagen können, was sie thun sollen; oder glauben Sie vielleicht selbst, daß die Zeit für die Leute zu kurz ist, um noch zu Verstande zu kommen? — Sehen Sie, das möcht' ich von Ihnen wissen; soll ich kommen, oder nicht kommen; aber wenn ich voraussetze, daß Sie meine Frage größtentheils errathen, so müssen Sie nicht auch so, sondern ganz klar und deutlich antworten — ob ich vergessen bin, und wenn nicht, ob man denn wohl eine Idee davon

hat, daß ich noch zu etwas anderm zu brauchen wäre, als poetische Taschenbücher zu schreiben. — Sie sehen, daß es mir recht Ernst ist, einen Brief von Ihnen haben zu wollen; aber ich habe nun auch noch eine äußere Veranlassung, darum zu bitten. Ich muß Sie um die Adresse der Gräfin Schlabrendorf bitten, damit ich dieser gradezu schreiben kann, und Sie nicht ferner durch die Einlage belästigen darf; denn schreiben muß ich ihr leider noch immer. — Der Krieg hat mir unglaublich viel geschadet; ich hatte so gute, so sichre Aussichten, verbunden mit einer baldigen Rückkehr nach Deutschland. Aber es ist alles zu nichts geworden, denn es war in jenen Gegenden, die der Krieg zunächst zerstört hat. Vielleicht ist es nur so besser, das muß man sich immer sagen, wenn es einem herzlich schlecht geht. — Doch das kann ich nun auch grade nicht sagen; leben wir doch sicher bei Freunden in einem ruhigen Winkel, das ist in jetziger Zeit schon viel. Gott sei Dank, daß wir jetzt nicht in Paris sind. Von hieraus kann man doch gleich, wohin man will, wenn nicht alles noch schlimmer wird. Was macht Burgsdorf? Geht er auch nach Italien? Darauf antworten Sie mir doch. — Empfehlen Sie mich Herrn von Redtel, er hat uns sehr gefallen, oder vielmehr wir haben ihn liebgewonnen, insofern man dies nach einigen Stunden sagen darf. — August Wilhelm setzt die alte Weise in Coppet so fort. Henriette Mendelssohn ist traurig und ängstlich, wie alle Menschen in Paris jetzt sein müssen. Schreiben Sie also, schreiben Sie, schreiben Sie! vor allem aber erinnern Sie sich unsrer.

Friedrich Schlegel.

Daß Schleiermacher die von mir mit ihm verabredete Uebersetzung des Plato nun, ohne mich zu fragen, allein

unternommen hat und fortsetzt, ist eine Perfidie, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Freilich verfährt er aber auch in der Kritik und Anordnung ganz anders, als ich je gutheißen würde.

XII.

rinz Louis Ferdinand von Preußen.

Prinz Louis Ferdinand
von Preußen.

Diesem heldischen, genialen, vielfach getadelten,
ıd noch keineswegs allgemein nach seinem wahren
nern Werth erkannten Prinzen ein biographisches
'enkmal zu stiften, lag längst in unsrem Sinne, jedoch
e Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt
ıch unberührbare Beziehungen verflochten ist, hat unsren
orsatz bisher vereiteln müssen. Weil indeß sein Bild
dieser Reihe nicht gänzlich fehlen soll, so stellen wir
ıstweilen, lückenhaft und sprungweise, wie sein Leben
ır, eine kurze Schilderung hin, deren gleichsam zu-
nmengeraffte Züge doch den Grund seines Wesens
deuten können.

Prinz Louis, zu dessen Namen gewöhnlich, um ihn
terscheidend zu bezeichnen, noch der seines Vaters
ızugefügt wird, war der zweite Sohn des Prinzen
gust Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des

Großen. Seine Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg=Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von frühster Kindheit zeichnete er sich durch Stärke, Schönheit, Muth und stürmisches Wesen, so wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Im sechsten Jahre bekam er Unterrichtsstunden in Gemeinschaft seines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengesetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des ältern Bruders hätten eine ganz andre Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geistesfähigkeit des jüngern. Ihr Lehrer, der nachherige Professor Großheim, ein wackrer und einsichtsvoller Mann, klagte sehr darüber, daß derselbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrstunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht; der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, sollte geschont werden, der jüngere war nicht festzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerstreuungen ein, welchen der Unterricht nachstehen mußte. Bei Hoftagen und Festen aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, sie mußten den Besuch angesehener Fremden empfangen, und allen Lustbarkeiten und Genüssen beiwohnen, welche sich zur Ausbildung des Geschmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entsprang den Lehrstunden, sobald er nur konnte, liebte und schätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almosen und Geschenke zu geben, war seine Freude;

irgend eine Hülfe zu leisten, für Andre zu sorgen, etwas auszuführen, dazu stand er immer bereit. Die Freigebigkeit seiner Eltern und seiner nächsten Umgebungen wußte er schnell zu erschöpfen, schon früh sah er seinen guten Willen auf Mittel beschränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu seinem Unglück nie berechnen lernte. In all seinem Thun herrschte sichtbar das Menschliche vor; er sah sich besser gestellt, hielt sich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachsen und in das Heer eingetreten war, befestigte sich dieser Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges ansehe und vor allem den Menschen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einst begegnete er zu Wagen im heißen Sommer weit von der Stadt seinem Lehrer Großheim, der mühsam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einsteigen, und wurde von seinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch sagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz sein, die Leute wollen es durchaus so haben."

Nur Einen Gegenstand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zusammengenommen und alles Ernstes und Fleißes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in andern Richtungen fehlten. Dies war die Musik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, sie

zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und seine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und gepriesen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunst eindringen, und lernte die Tonsetzung. Wer mag ihm die erste Anleitung gegeben, wer seine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth seiner Musikstücke ist allgemein anerkannt; ein kräftiger Geist, eine großartige Eigenheit, läßt sie als Eingebungen eines ursprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigsten Lebensjahre starb sein Bruder Heinrich in Folge vernachlässigter Masern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um sich zu zerstreuen, machten eine Reise nach Spa, und nahmen den nun ältesten Prinzen Louis und seine noch übrigen beiden Geschwister dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre stand, war diese Reise verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingestellt, der Wechsel neuer Gegenstände regte seine leidenschaftlichen Neigungen heftig an, besonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und schmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden französischen Emigrirten, die sich in großer Anzahl dort aufhielten, sehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundsätze und Sitten dieser damals noch übermüthigen Wüstlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geschaffen, besonders in Betreff der Frauen zeigte sich der größte Leichtsinn. Louis widerstand einer solchen mit Geist und Anmuth ausgestatteten Denkart

icht, er nahm sich Art und Haltung der französischen
)rinzen zum Muster, und kehrte ganz verwandelt nach
Berlin zurück. Doch behielt am Ende sein biedres und
infaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte
: gewonnen, wie an Fertigkeit und Geschmack des
:anzösischen Ausdrucks; er trat selbstständiger und freier
uf; aber das Menschliche drang durch alle Bildung
nmer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten
ch seitdem vorzugsweise zu ihm, und er konnte sich
)rer durch alle Folgezeit kaum erwehren, selbst als er
hon längst die meisten verachtete, und ihre feindlichen
andsleute, die siegenden Freiheitskämpfer, weit höher
ellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende
Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm,
öffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die seinen
vebenden Jugendkräften eine tüchtigere und ersprieß-
chere Beschäftigung verhieß. Er zog als Oberst eines
ußregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von
Bülow, später als Feldherr durch den Beinamen von
Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner
Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte
es Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen
Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den
)enigen leichten Zügen schon seinen vollständigen
Karakter. „Wir trafen auf einen Husarenposten —
rzählt Goethe — und sprachen mit dem Offizier, einem
ungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über

Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte, und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer

festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran, und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichste, und man sieht, daß ein Vermittler überall willkommen ist."

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verschiedenen Umständen, die er als artiges Bild mit kurzen Worten so schildert: „Im nach Hause reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch

eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert."

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu persönlicher That. Um so stürmischer warf sich sein leidenschaftliches Gemüth in die Zerstreuungen, denen die Umstände eine unwiderstehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landschaften und Fürstlicher Wohnorte vereinigten damals die höchste und glänzendste Gesellschaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Lustbarkeiten aller Art löste die kriegerischen Beschäftigungen ab, der Glanz höfischer Festlichkeit, der Reiz des lieblichsten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechselnd auf den erregten Sinn, der sich von herrlichen, unwiderstehlichen und fast unverwüstlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis jedoch ließ von diesem Taumel sich nicht durchaus fortreißen; die edlern Ansprüche seines Wesens verläugneten sich nicht. Die Liebe zur Tonkunst überwog in ihm jede andre Leidenschaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieser Neigung, überall wo Musik aufgeführt, vorbereitet, besprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Musiker, Liebhaber und Virtuosen, drängten sich an ihn, wollten sein Urtheil, suchten seinen Schutz. Auch sein menschenfreundlicher Freisinn nahm Gelegenheit sich in diesem Gebiete schönstens zu bezeigen. Ein Virtuose, der in seinen Umständen un-

glücklich zurückgekommen war, wünschte sich durch ein Konzert aufzuhelfen, allein die Aussichten blieben sehr ungünstig, und Louis, auf dessen Fürsprache gerechnet wurde, sah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klaviersonate in dem Konzert spielen werde," rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, strömte alles herbei. Ueberdies erregte die Genialität seines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und so mächtig war der Geist in ihm, so rüstig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durchschwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anstatt auf ein Ruhelager hinzusinken, sich zum Klaviere setzen und stundenlang herrlich phantasiren konnte, in der Begeisterung schöpferischer Kunst die wüsten Eindrücke auslöschend und die Sinne zu neuer Lebensfrische erhebend. Aber auch in andern Richtungen suchte sein Geist edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem was das Kriegswesen betraf, suchte lehrreiche Gespräche mit unterrichteten Offizieren, ließ sich leutselig mit den Soldaten ein, und war für jede neue Anschauung und Kenntniß offen, die sich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenstand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas schweigsam Beobachtendes und Nachdenkliches, sein hoher Blick schweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen

Mann von Geist, von eigenthümlichem Sinn und Verdienst antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er sich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieser Jüngling, der so entgegengesetzte Eigenschaften vereinigte, war erst zwanzigjährig!

Der Feldzug des folgenden Jahres 1793 war für die Kampfeslust ergiebiger. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachsamkeit täglich gespannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächst seine edle Menschlichkeit zu zeigen. Er lag im Chausseehause bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter seinen Fenstern war ein Vorspannsbauer im Gedränge vom Pferde gesunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es sammelten sich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit starken Armen den Bauer auf seine Schultern, trug ihn auf sein eignes Bett, schickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herstellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzosen mit starker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da sie gute Kundschaft und den Vortheil der Ueberraschung hatten, so drangen sie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüsse, die ganz in seiner Nähe fielen, geweckt, sah die Franzosen in das Haus dringen, und mußte sich halb angekleidet zuerst auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte.

Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegener und Thadden, warfen sich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben seine durch den unvermutheten Widerstand nun stutzig gewordenen Schaaren mit großem Verlust auf die Festung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die sich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Faust seinen Soldaten voran auf sie einstürmte. Aus einem versprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu strecken, antwortete ihm ein Flintenschuß, der ihn am Fuße streifte. „Das sollst du büßen!" ruft er im Schmerz aus, und seine Begleiter dringen an. Augenblicklich ist der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu schonen; man solle ihn nur hindern, sagte er, schon launig, daß er ihn nicht auch in's andre Bein schieße!

Für die Gefangenen war immer gleich sein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigste Fürsorge. Am 14. Juli waren österreichische Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem scharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzosen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und sah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüsse des Feindes manchen braven Kämpfer an seiner Seite fallen. Ein Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und sinkt, ruft aber den Kammeraden zu, sie möchten ihn doch mitnehmen. Diese jedoch haben keine

Zeit, der Feind drängt stärker heran, und schon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde schon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächsten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind ist zu sehr im Vortheil, seine Schüsse fallen dichter, und niemand will sich in den eben verlassenen Zwischenraum zurück wagen. Da entschließt sich Louis, kühn schreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzosen alle Schüsse auf ihn richten. Diese That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufsehn, besonders bei den Oesterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeisterung nannten; die Generale und Offiziere bewiesen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, so oft er sich blicken ließ. Bildliche Darstellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramson eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, sollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der sogenannten welschen Schanze vorgeschoben, den Fortschritten der Belagerer sehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat sich die Gunst, diesen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war sehr gut vertheidigt, besonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick aus sichrem Hinterhalt auf günstigem Boden vorsprengte.

Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er selbst an der Spitze der Grenadiere von Manstein stürmte die Schanze, er war der erste, der sie erstieg, mit gefälltem Bajonet folgten seine Grenadiere, die sein Beispiel begeisterte. Ein Versuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeschlagen, und der Posten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er seine Heilung abwarten sollte. Der österreichische Gesandte Fürst von Reuß, der dem preußischen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er schon sehr gut kannte, hier seinen Besuch. Er sprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Mensch durch Rettung jenes österreichischen Soldaten verübt, er schilderte ihm den Eindruck, welche sie in dem ganzen Heere, am Hof des Kaisers und in der Hauptstadt gemacht, er ließ den Wunsch blicken, der Prinz möchte unter so glücklichen Umständen in österreichische Dienste treten, wo ihm die glänzendste Laufbahn eröffnet sei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Absicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußischer Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das sei seit dem großen Kurfürsten unverbrüchliche Regel, und er am wenigsten werde sie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft sein, ob er ihn annähme, und

in keinem Fall anders, als wenn auch das Beste des Vaterlandes damit übereinstimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber sehr unbequem, und machte ihn sehr ungeduldig. Als die Heilung schon in gutem Gange war, konnte er sich nicht mehr ruhig halten, warf sich hin und her, raffte sich von dem Lager auf, und hopste halbnackt auf dem gesunden Beine mit allerlei Possen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Besuch mit Anstand aufzunehmen, warf sich Louis schnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, sein Mohr stand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und so empfing er den hereintretenden König ernst und schicklich, vernahm dessen Beileid und Tröstung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemessenste Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit seiner früheren Gesellschaft wieder allein, so fingen auch die Thorheiten und Wagnisse wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz später auch Goethe den Prinzen in Mannheim besuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von seiner Wunde noch nicht völlig hergestellt, und voll Begierde, bald möglichst an den weiteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen, denen sich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach seiner völligen Herstellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit sein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte solche Achtung für die Wissenschaften, und war schon damals der Namen, welche durch sie

geehrt werden, so kundig, daß, als er hörte, Georg Forsters Haus stehe verlassen und sei um so mehr der Plünderung ausgesetzt, als das Volk gegen alle Revolutionnairs und Klubbisten Rache brüte, er sogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzustellen.

Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit seine ersten Kriegsdienste that, und dessen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er sei, aber noch nicht, was er zu leisten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloser Traulichkeit folgende ansprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unser Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünstadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgestellten Feind mit anzugreifen, wenn's sein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarsches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsschauplatze entgegen, und morgen um diese Zeit, wenn du überhaupt noch da bist, kannst du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!“ — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obristen, der mich einstweilen zum sogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu sehen,

was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbeschert worden sei."

„Ich aber verehrte selbigen Obristen, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochschlanker Jüngling auf edlem Rosse — so viel ließ sich in den Nachtumrissen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obrist!" anredete, und ihn ganz unbefangen versicherte, an eben dieser Stelle müsse die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obrist, irre sich!— Ein Wetterstrahl meines Jupiter, dachte ich, müsse alsbald den frevelnden Titanensohn in sein Nichts zurückschmettern. Aber dem geschah nicht also, sondern der liebe Obrist kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer ist der Mensch?" flüsterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte fast hinzugesetzt, — wenigstens in meinem Innern klang es so —: „hat ihn ein Weib geboren?" —

„Es ist Prinz Louis Ferdinand;" kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun ward mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von diesem jungen Achilles des Heeres schon so viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, seine siegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, sein allwärts begeisterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer

Hofumgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Gestirn so nah in der uns allen so ernst vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obrist und Zeus dazwischen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußischen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er sie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht sehr gut! Wie es nun einmal die Art solcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenseelen ist. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geschwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von solchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürstlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langsam und ernst rückten unsre Reitergeschwader nach." — —

„Was unser dasmaliges Gefecht betrifft, — es stand. — Lebhaft beschossen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch schon hin und her in kühneren Angriffen versucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfassen finden konnte."

„Da geschah, was in solchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geschehen pflegt. Beide Partheien begaben sich wie in's Ausruhen; keineswegs verabredet, aber das Geschützfeuer ließ nach, die Reiterei saß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben sich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwischen den Massen herum, während diese neue Kräfte sammelten zu entscheidenderm Ringen." —

„Mein wackerer Obrist ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über sonst anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürst von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau so viel gescholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund seiner Handlungen unterzuschieben vermochte, hat gewiß nie in schöneren und glückbestrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, frisch entschlossenen, an seine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr sein Leben oft allzu rasch in's Spiel werfenden Heerführer!"

„Heiter stand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit seinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obristen ein paar Schritt entgegen. Ein Gespräch über die Stellung des Feindes erhob sich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beständen hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterstützung des bei Kaiserslautern vom Feldmarschall Möllendorf angegriffenen Hauptpostens abzuhalten, als um unmittelbar Entscheidendes in's Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wiesenbruch und schmal überhinführenden Damm von uns getrennt. — „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten," — hieß es ein- oder ein paarmal."

„Da erhob sich aus dem schon hochaufgeschossenen Frühlingskorn, worin er bisher schlummernd gelegen hatte, ein hoher schlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und sprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!" — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil ist nicht entscheidend genug, um so gar vieles dran zu setzen, lieber Prinz." — Und unwillig verstummend tauchte die Jünglingsgestalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermal Prinz Louis Ferdinand gewesen." —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürstenjüngling, wie ich ihn später an ändern Tagen wiedersah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Masse der Kriegsgeschichten: nicht eben glänzend, nicht eben schlimm, ehrbar genug für die Geschwader, unentschieden, beinah gleichgültig für den Erfolg."

„So aber stand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick seiner Erscheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — sei es auch nur in die scheinbar entfernteste — gerieth. Unentschieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroisch

zündende Funken im Busen trug, mußte ihn lieben, auch selbst im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, so war er in des Tanzes, in aller Geselligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, sein Leben zu beschreiben, weiß ich nicht. Am wenigsten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen sollte: es sei denn, Wolkenschatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben sich ihm zur Ausführung seines Werkes dienstbar her."

„Aber so wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheste Heldengestirn meines Lebens, und so vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Gestirn: Prinz Louis Ferdinand!" —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo sich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden war. „Hübsch war es anzusehen, sagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggerissenen Ueberrock lachend umher ging."

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberst von Blücher mit seinen Husaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das starkbesetzte Dorf an, nahm dasselbe mit stürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verlust weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften sich zu dessen Fortsetzung so große Schwierigkeiten, daß Preußen rathsam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindseligkeiten zu entsagen, und seine Streitkräfte in Westphalen zum Schutze des nördlichen Deutschlands aufzustellen. Prinz Louis war nun schon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg seinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war sehr getheilt. Es gab angesehene Militairpersonen, die sich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müssen, welches ihnen, ungeachtet seiner für den Augenblick abschreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigste Verbündete für Preußen zu sein schien; Andre dagegen sahen das Ausscheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politischen Fehler an, welcher einst bitter zu bereuen sein würde. Prinz Louis war ganz dieser letztern Ansicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngern Offizieren durchaus vorherrschte. Er befand sich in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Basel unterzeichneten Frieden zwischen Preußen und Frankreich die erste Nachricht ankam. Laut sprachen sich viele Gesinnungen gegen diesen Vertrag aus. „Vorzüglich stark sprach dagegen — so wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldensinn, und in jugendlichem Feuereifer

für Preußens Ruhm, sogar so weit ging, in zahlreicher Gesellschaft, zum Erstaunen Dohms und vieler Anwesenden, zu wünschen, daß die Armee sich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle. Ein solches Aufbrausen konnte den Beifall des besonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und selbst mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieser mit gewissen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereignisse im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufsehn mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente desselben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde.“ Man sieht, dieser Bericht kömmt von keinem Manne her, der zu günstig von dem Prinzen dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn persönlich minder stark, denn es war in dem damaligen preußischen Heere die Ungebühr dreisten Tadels und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienstrang bedeutend, gefielen sich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, so geschah es besonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in seinem Munde Nachdruck und Geist gewann. Seinen Verirrungen dieser Art lag doch nur ein zu starkes Erglühen pflichtgemäßer Gesinnung zum Grunde, und nie sind unbesonnene Worte zu strafbaren Handlungen auch nur im leisesten

Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampflustigen, tapfern, für die Sache des Vaterlandes begeisterten jungen Prinzen unter Kammeraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erst in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, sich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten sollen, die sie in ihrer Entstehung durchaus nicht hatten.

Die nächsten Jahre, wo die Preußen sich darauf beschränkten, im nordwestlichen Deutschland eine Demarkationslinie besetzt zu halten, während der Krieg zwischen den übrigen Theilnehmern lebhaft fortgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampflustige, ungestüme Gemüther sein, deren das preußische Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrausender, unwilliger Krieger geschildert wird, so ist glücklicherweise damit seine ganze Erscheinung keineswegs ausgesprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenschaften, seine Großmuth und Menschenfreundlichkeit, sein höheres Geistesstreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beispiel anführen. In Lemgo lag eine preußische Besatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieser kam deßhalb öfters dorthin zum Besuch. Der Vorsteher der gelehrten Schule daselbst, Prorektor Reinert, lebte in bescheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was

Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinerts, bei dieser Gelegenheit sagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet. Sein Geist war hingegeben allem Wissenswürdigen, allem Schönen. Wenn sein Rang und seine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, so war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er seinen Geist ohne Nahrung, welche die Einflüsse des Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um sich darüber Aufklärung zu verschaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um sich in die Fertigkeiten und die Weise der Handhabung solcher Gewerbe einzuweihen. Musiker, Künstler und Gelehrte bildeten, außer seinen militairischen Freunden, seinen nächsten Umgang, und er fühlte sich glücklich in eigenen Produktionen, die sein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig seine militairischen Studien, und ein verdienter Heldenname schien ihm die Krone seiner Zukunft zu sein. Sein Gemüth drückte sich in der ausgezeichneten Form und Größe seines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch sehr Herablassendes in seinem Aeußern; liebenswürdig und kräftig zugleich, populär und fürstlich, gewann er sich Aller Herzen; selbst seine Schwächen und Ausgelassenheiten standen ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Aussehen unterstützte. — Dieser Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine besondere Neigung für den seltenen Mann bei seinem ersten Zusammentreffen mit

ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung seines hohen Ranges, sondern aus Neigung für seine Eigenschaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt sich nun oft mit Reinert über wissenschaftliche Gegenstände, und entschloß sich, da er die Gelehrsamkeit Reinerts bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechischen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Bestimmung seines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen so lieb gewonnen, daß dessen späterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen seiner nächsten Freunde verloren." — In der Würdigung des Prinzen ist ein Zeugniß wie dieses gewiß am wenigsten zu übersehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit seinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daselbst lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von sehr entgegengesetzter politischen Denkart, machte Prinz Louis doch gern seine Bekanntschaft, erleichterte seine Lage, und schenkte ihm sogar sein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienst- und Waffenübung konnte hier seinen schwungvollen Geist unmöglich befriedigen, er suchte größeren Lebensreiz und Zerstreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erscheinung, im Militair genoß er des höchsten Ansehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünschten sich ihm anzuschließen. Ihn aber

konnten auch diese gegebenen Verhältnisse nicht erfüllen; sein reger Geist, seine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenstände, und diese fanden sich allzu leicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein starker, kraftvoller Körper konnte jeder Anstrengung trotzen, und was Andern Ein durchschwelgter Tag und schlaflose Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derselben. Nach diesem Maßstabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere schon die äußerste gewesen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie sehr indeß auch hier Ernst und Genuß bei ihm gesteigert und verbunden waren, schildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieser Zeit als belehrender Gesellschafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieser, war in mehrere Beschäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünstigte seine Arbeiten über die Kriegskunst, der er leidenschaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geschichte und Philosophie, zeugte von gesundem Geschmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Musik Raum zu geben: er spielte das Fortepiano mit der Stärke eines ersten Meisters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in sich. Die Gefahren des Krieges, die Fortschritte der Wissenschaften, der schönen Künste, und die großherzigen Gesinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer.

Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geistesanstrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte diese Lebensart nicht lange mitzumachen."

In den Leidenschaften des Prinzen Louis behielt immer eine bessre Seite die Oberhand. Seine Kampflust war stets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeste Versöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem sich die niedrigsten Antriebe so leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagnisse mit, weil es Wagnisse waren; eben so wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerstreuung und im Einflusse geselliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl selten ein Mensch, dem man es so sehr nachgesagt, wirklich so wenig berauscht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab seine Neigung gegen die Frauen. Aber grade diese Richtung, die zu völliger Rohheit sinken kann, erhebt sich eben so leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteste Sinn für Liebe bis zuletzt in seinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier seien überhaupt zwei Punkte ein für allemal festgestellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis stets zurückkehren muß. Kein Mensch ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen, ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle andern Eigenschaften des Geistes und Gemüthes beweglich erhält; freilich ist ein Unterschied zwischen

gesunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit soll nicht herrschen, sondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, dessen Mißbrauch in unsrem Falle wenigstens eben so sehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die persönliche Gegenwart wirkte in diesem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, steht hiemit in nahem Zusammenhang. Die Tapferkeit ist ein Gemeingut, das kein Mann sich absprechen läßt; indessen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterscheidungszeichen des Helden ist, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem sie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den sie hinwieder zu tadeln Ursache haben.

Im Jahre 1797 befand sich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn sehr liebte und ihm vieles nachsah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Genesung zu finden hoffte. Nebst andern hohen Personen hatte sich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, schön und lebhaften Geistes, konnte er in manchem Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer schönen Dame, der jeder ausschließlich huldigen wollte. Schon wollten

beide Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Ansprüche entscheiden lassen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittlung zwischen sie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweise des Prinzen mußte in der Folge um so mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron bestieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geschichten, und den noch oft schlimmern Erzählungen, welche sich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andre Nachtheile, die für ihn sehr ernst und fast verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und seiner nicht achtend, weder voraus- noch nachrechnend, sah er sich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemessenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtsinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unselige Lebensplage beigesellt blieb. Auch dieses Uebel war schon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchst anstößig wurden. Da das Beispiel des Prinzen, sein ungebundenes und rücksichtsloses Treiben, eben so verführerisch als lästig wirkte, so schien es nöthig, ihn zu den angemessenen Schranken seines nächsten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, sich in Magdeburg bei seinem Regiment aufzuhalten.

Nur kurze Zeit konnte er hier ausdauern, der Langenweile zu entfliehen, und seinem unruhigen Drange neue Gegenstände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hansestädten. In Bremen sah den Prinzen um diese Zeit Dohm wieder, und bewunderte aufs neue dessen Kenntnisse und Talente, stimmte aber doch im Ganzen seine Meinung über ihn sehr herab, „überzeugt, daß ohne innre Haltung und ein erhebendes Bewußtsein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Mensch nicht wahrhaft Großes zu leisten vermöge." Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an seinem rechten Platze zu sein, sich nicht gehörig erkannt und seiner würdig beschäftigt glaubte", und dafür in einem wüsten Leben Ersatz suchte, war dem achtungswerthen, aber pedantischen, und seine eigne Unzufriedenheit zu verbeißen gewohnten Geschäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erschreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer so vielbeschäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen sich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meist nur zweideutige und wohl gar mißachtete Personen auszusondern. In solche Gesellschaft mußte der Prinz nothwendig zuerst gerathen. Allzu leicht nahm er jeden sich Herandrängenden auf; er zeigte sich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er sich besser entzogen hätte. Man trug sich mit Berichten von allerlei Aergernissen. Es

half nichts, daß der Prinz seine guten und ernsten Stunden höheren Interessen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzusehen strebte, mit unterrichteten Männern die gründlichsten Gespräche führte, den Dichter Klopstock zu ehren bemüht war; er selber rühmte sich dessen nicht, die Betheiligten sprachen davon höchstens in bescheidner Stille. Doch die abentheuerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgesetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch gehässig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein anderes Mittel, als den Prinzen, auf dessen Gehorsam für schriftliche Befehle schon nicht mehr zu rechnen schien, durch einen persönlich Beauftragten abholen zu lassen. Der Oberst von Massenbach vollführte diesen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis selber war jenes Treibens längst überdrüssig.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anwesenheit französischer Generale und Staabsoffiziere als eine besondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweise hatte sich mit diesen Fremden zu beschäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegerische Bildung der Franzosen erschien ihm höchst bedeutend; der fröhliche Muth und heitre Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte sich in diesen Zöglingen der Freiheitskriege mit strengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand sich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen,

zu nachdenklichen Erwägungen und forschenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das französische Kriegswesen ihm erschien, desto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutschland nicht Fuß fassen dürfe, desto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzosen ihrerseits waren dem Prinzen bald gewogen, sie hielten sich gern zu ihm, seine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einst in grüner Jacke nachlässig mit französischen Generalen im Garten vor seinem Fenster stehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anstatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenster hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernst hervortrat, glaubten jene diesen Zug als einen der im besten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig sei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beispiel seiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menschlichen Schwäche nachsichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender scherzhafte Zug. In Magdeburg besuchte er einmal mit einer ganzen Gesellschaft die Kunstübungen englischer Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für sich und seine Gesellschaft ein Goldstück, was den Umständen nach weder zu verschwenderisch, noch zu karg sein mochte. Ein kleiner eleganter Kaufmann, der dicht dabei stand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilassen, und gab mit

auffallender Art zwei Goldstücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Gesellschaft machte diesen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerksam; der Prinz aber zog sogleich den Hut ab, und sagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichsam betroffen: „O davor habe ich den größten Respekt!“ . . . . . .

Abwechselnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielseitige Geistesregsamkeit hatte sich bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, sie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegensten Gehalts. Gentz, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendsten Ansichten, die kühnsten Meinungen über Kunst, Wissenschaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte diese Männer zum Theil genau, ihre Vorlesungen, ihre Gespräche zogen ihn an. Gustav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelte die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Obersten von Scharnhorst und von Massenbach standen im Kriegswesen als wissenschaftlich und gebildet voran. Auch Heinrich von Bülow ist hier zu nennen, dessen bittre Tadelschriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er sei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit sich. Später kam Johann von Müller in diesen Kreis; dann ein Besuch Schillers, welchen der Prinz sogleich zu sich lud und mit liebreicher Aufmerksamkeit bewirthete.

Johann von Müller schrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oesterreich: „Ich habe ein langes Gespräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt sehr davon bezaubert: er ist einer der schönsten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete, (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, so gut aufzufassen und so natürlich anzubringen was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern sagte); er hat viel Geist und Energie, ganz gewiß. Er ist ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate solche Dienste leisten wird, wie der große Friederich sie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in sich: möchte er nur stets von Leuten umgeben sein, die für den König und das Vaterland wie ich denken; dies ist ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der seine; Wissen und Geist haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Personen mißbilligt sähe, deren Zustimmung ihm werth wäre."

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Staël nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zusammen, und sein muthiger Geist und freier Sinn gefielen ihr sehr. Sie sagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthusiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meisten zuwider in Bonaparte war ihm dessen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und selbst diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herab-

usetzen, um sie auf allen Fall besser in Abhängigkeit u erhalten. Er sagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu adeln; aber moralisch zu meuchelmorden, das empört nich.“ — Frau von Staëel erzählt ferner: „Ich wohnte n Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer var gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte nan mich um mir zu sagen, daß der Prinz Louis Ferinand zu Pferde vor meinem Fenster halte, und mich prechen wolle. Sehr verwundert über diesen so frühen Besuch, eilte ich aufzustehn und ging hin. Er nahm ich besonders gut zu Pferde aus, und seine innre Bevegung erhöhte noch den Adel seines Gesichts. „Wissen Sie“, rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im adenschen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übereben, und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris erschossen worden ist?“ Welche Thoreit! erwiederte ich; sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein solches Gerücht ausstreuen? — „Da Sie zweifeln“, versetzte der Prinz, „so werde ich Ihnen en Moniteur schicken, wo Sie das Urtheil lesen weren.“ Mit diesen Worten ritt er fort, und der Ausruck seiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Musik wurde fortwährend mit Lust und Erfolg die eifrigste Bestrebung gewidmet. Mehrere Kompoitionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für diese Kunst, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er sich mit seinem Schwaer, dem edlen Fürsten Anton Radziwill. Die Kapellmeister Himmel und Dusseck waren unaufhörlich bei

Johann von Müller schrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oesterreich: „Ich habe ein langes Gespräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt sehr davon bezaubert: er ist einer der schönsten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete, (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, so gut aufzufassen und so natürlich anzubringen was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern sagte); er hat viel Geist und Energie, ganz gewiß. Er ist ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate solche Dienste leisten wird, wie der große Friederich sie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in sich: möchte er nur stets von Leuten umgeben sein, die für den König und das Vaterland wie ich denken; dies ist ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der seine; Wissen und Geist haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Personen mißbilligt sähe, deren Zustimmung ihm werth wäre."

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Staël nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zusammen, und sein muthiger Geist und freier Sinn gefielen ihr sehr. Sie sagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthusiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meisten zuwider in Bonaparte war ihm dessen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und selbst diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herab-

zusetzen, um sie auf allen Fall besser in Abhängigkeit zu erhalten. Er sagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moralisch zu meuchelmorden, das empört mich.“ — Frau von Staël erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu sagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenster halte, und mich sprechen wolle. Sehr verwundert über diesen so frühen Besuch, eilte ich aufzustehn und ging hin. Er nahm sich besonders gut zu Pferde aus, und seine innre Bewegung erhöhte noch den Adel seines Gesichts. „Wissen Sie“, rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenschen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris erschossen worden ist?“ Welche Thorheit! erwiederte ich; sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein solches Gerücht ausstreuen? — „Da Sie zweifeln“, versetzte der Prinz, „so werde ich Ihnen den Moniteur schicken, wo Sie das Urtheil lesen werden.“ Mit diesen Worten ritt er fort, und der Ausdruck seiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Musik wurde fortwährend mit Lust und Erfolg die eifrigste Bestrebung gewidmet. Mehrere Kompositionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für diese Kunst, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er sich mit seinem Schwager, dem edlen Fürsten Anton Radziwill. Die Kapellmeister Himmel und Dusseck waren unaufhörlich bei

dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zusammen spielte; Dussek hatte sich ihm ganz angeschlossen. Doch die Art und Weise, wie diese Virtuosen sich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzustellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, sanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernstlich eingenommen. Er schien dem unstäten Wechsel gern zu entsagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, besonders da er sich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenschaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer solchen Leidenschaft ist eine große und seltne Gabe, gleich andern höchsten Auszeichnungen nur wenigen Menschen verliehen, und unter diesen den wenigsten zum Glück. Die Stellung der Umstände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch diese Leidenschaft zur Qual, und ließen mit scheinbar glücklichen die verzweiflungsvollsten Momente wechseln. An Ordnung und Zusammenhang der äußern Lebensverhältnisse war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichstraße nächst der Weidendammsbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf seinem Gut Schricke im Magdeburgischen, wo er die ihm erwünschtesten Tage

in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es stand nicht mehr in seiner Macht, einer solchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens rissen ihn unwiderstehlich auf die andre Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oesterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Versuch gelten, sich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängstigten, zu entreißen. Er lernte auf dieser Reise den Fürsten Karl von Schwarzenberg kennen, und schloß freundschaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürsten Aloys von Liechtenstein und andern Oesterreichern; aus früherem Begegnen kannte er schon den Fürsten von Ligne, der in dieser Zeit an Frau von Crayen schrieb: „Die beiden liebenswürdigsten und ausgezeichnetsten Männer, nicht nur Deutschlands, sondern Europa's, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, sind Ihnen von ganzem Herzen zugethan."

Nach seiner Rückkehr machten die Zeitumstände eine mehr und mehr politische Stimmung in Berlin vorherrschend. Es schien unmöglich, den Zusammenstoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaisers der Franzosen zu vermeiden, es schien rathsam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuschieben. Prinz Louis sprach seinen kriegerischen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland und England gegen den Kaiser Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen sein. Nach der Verletzung des

preußischen Gebiets, welche die französischen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch für geschehen halten. Die preußischen Heere rückten in's Feld, doch hielten die siegreichen Fortschritte Napoleons in Oesterreich die Unterhandlungen noch schwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachsen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zusammen. Hier sah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißstimmung fallen, die er bisher theilweise gegen ihn gehegt. Er schrieb aus Gera hierüber an seine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir, und sag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieser Zusammenkunft; er selber hatte sich früh zurückgezogen, die Andern aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, sagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampflustigen Gemüther auf diese Art des Augenblicks harrten, der sie gegen den Feind führen sollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Minister Graf von Haugwitz brachte aus Napoleons Hauptquartier, wohin er

gesandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen sich mit Frankreich sogar auf bedenklichen Ländertausch einließ. Die Umstände waren gebieterisch, nachdem so weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege war der günstige Augenblick schon vorüber. Im preußischen Heere jedoch wollte man keine politischen Gründe gelten lassen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuschter Hoffnung, man war ausgerückt, und sollte ohne Schwerdtstreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Andern hatte seine Rechnung auf den Krieg gestellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenschaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch seines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig sein; die bittersten und dreistesten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch mischte sich gute Laune bei. Aus dem vereitelten Feldzuge rückkehrend kam der Prinz nach Halle, und aß bei dem Kapellmeister Reichardt in Gibichenstein zu Mittag. Hier wurde wacker getrunken und geschimpft. Um recht deutlich auszudrücken, wie schmachvoll schon die Allgewalt Napoleons gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine — und er faßte sich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er sie!“

In Berlin war die Verstimmung am heftigsten und lautesten. Dem zurückgekehrten Grafen von Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen; allgemein beschuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch

den Prinzen Louis dieser Verübung, doch ist gewiß, daß der letztere keinen Theil daran gehabt, eben so wenig, wie an der entgegengesetzten Veranstaltung, daß dem Minister Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg gesinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeschäften scheiden mußte, bis zu seiner Abreise täglich unter seinen Fenstern militairische Abendmusik gebracht wurde. Sonst freilich standen jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältnisse zu dem Prinzen. Woltmann in seinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon diese lebhafte Schilderung: „Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem tobendem Wesen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit, als auf seinen Rang, und gleichwohl sehr stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben, und die Wollust höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegs-

wissenschaft, und gegen das neue Franzosenwesen, gegen den nicht fürstlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung so voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollstem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteste Tonangeber; und zu ihm gesellten sich verschiedenartige Elemente der Gesellschaft in Berlin, die alle den Haß wider die französische Regierung zum Attraktionspunkt hatten." In diesem Bilde sind gleichwohl manche Züge falsch, andre zu stark gefärbt. „Die Wollust höher achtend" ist ein schiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man sagen, indem er sie verachtete. Seine „Rechtlichkeit" war als Gesinnung streng und rein, der Leichtsinn ersieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung dessen, was er begeht. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenschaften desselben erkannte er, nur statt ihnen sich zu beugen, wünschte er sie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller sich in dieser Gesellschaft ausnahm, wie er sich die unanständigsten Späße von dem Prinzen habe gefallen lassen. Das kann wohl sein; denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderstehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwischen Preußen und Frankreich durch die geschlossenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil steigerte sich das Mißverhältniß durch die

weiteren Verhandlungen, und die Willkühr und Falschheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch sammelte er sich zeitenweise zu fester Aufmerksamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder später doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei sich strategische Vorlesungen, welche der General von Phull mit Geist und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal versichert und entschlossen, mit den Waffen zu entscheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beseelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einsichten waren scharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünsche den Krieg, sagte er, weil er nöthig ist, weil er das Einzige ist, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß sehr gut, daß wir auch unterliegen können." Der allzu großen Zuversicht seiner Mutter, der Prinzessin Ferdinand, welche alles Preußische für unerschütterlich hielt, setzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie

aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!" Nach wenigen Monaten war die Weissagung schon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in diesem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er sagt: „Ich muß hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war." Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus diesem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in's Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er außer Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war." Auch für seine Gläubiger war er besorgt, und suchte wenigstens die Berechtigung ihrer Ansprüche festzustellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch seine Unterschrift, und schon im Felde, mitten unter kriegerischen Aussichten, ließ er sich dergleichen Fürsorge angelegen sein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachsen, sah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugeflossen sein.

Er hatte die Bestimmung erhalten, auf dem linken

Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zusammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigsten und ruhmvollsten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der sich an ihm alsbald erfüllen sollte. Beim weiteren Vorrücken gegen Franken, der böhmischen Gränze nah, machte er einen Ausflug nach Böhmen, sprach in Eisenberg den Fürsten Karl von Schwarzenberg wieder, sah den Fürsten Ferdinand von Kinsky, den Freiherrn von Tettenborn, und fand sich dann im Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe ein, welches inzwischen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren seine Adjutanten, unter welchen Karl von Nostitz, ehemaliger Gendarmenoffizier, eine große Heldengestalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm besonders ergeben und befreundet war. Auch Dusseck folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Musik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zusammen, auch Goethen sah er am 8. Oktober noch, der ihn „nach seiner Art tüchtig und freundlich" fand.

Der Kaiser Napoleon zog inzwischen sein Heer bei Bamberg zusammen, die preußische Hauptmacht stand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen sollte, hielten das Saalthal besetzt. Er selbst aber befand sich einstweilen in Jena, da der Fürst von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als ältester General dieses Heertheils, dem Namen nach, die Stelle

von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in banger Erwartung. „Von innern Besorgnissen", erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorglosigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der seltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der andern Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet in's Verderben stürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schicksale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die österreichischen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürsten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte sich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Personen, wie kränkend es für ihn sei, daß man so wenig Zutrauen in ihn setze, in so bedenklichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer sich selbst und dem Schicksale zu überlassen, als sie seiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wisse, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die gesammten schlesischen Truppen bestimmt gewesen sei." Der Fürst kam in der Nacht zum 8. Oktober von Erfurt zurück, besuchte gleich den Prinzen, und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle seine Munterkeit dahin, seine Hoffnung und sein Vertrauen schwanden, seine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf und zum Tode zu versäumen. Er ging zu seinen Truppen nach Rudolstadt, und empfing den

Befehl, sich bei dem Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulassen, sondern sich auf die Division des Generals von Grawert nach Orlamünde zurückzuziehen. Indeß war ihm gleichzeitig ein Entwurf mitgetheilt worden, wonach die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen sollten. Diesen Entwurf zu verwirklichen schien ihm schon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzosen zeigten sich, und schienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über sich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müsse sich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf so viele Märsche, Anstalten, und Säumnisse endlich ein ernstes Gefecht folgen zu lassen. Ueberdies waren die Entwürfe, Absichten und Befehle der preußischen Feldherren in jenen Tagen so widersprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächst am Feinde wohl einige Wahl freistehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marschall Lannes über Gräfenthal herandringenden französischen Heertheils die preußischen Posten, die über Saalfeld hinaus standen, gegen diesen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf diese Nachricht, und da er selber schon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, heiter und zuversichtlich mit sechstausend Mann von Rudolstadt gegen Saalfeld vor. Bald ent-

kelte sich die Stärke des Feindes, sie betrug gegen ßigtausend Mann. Die Preußen waren überall im chtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf ınden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürst von)enlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterstützung ın eilen würde. Bei den theilweisen Unfällen, welche ch anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, bei seiner sonstigen Leidenschaft in Erstaunen setzte, ssene Ruhe und besonnene Thätigkeit. Er führte die ter in's Gefecht, und gesellte sich zu dem Fußvolk, itt unter den Schützen umher, und ermunterte zur ıdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen ssen nicht hemmen, die zusammengeschossenen Ba:one mußten weichen, die Unterstützung kam nicht. : Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wiese ordnete ›ersprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzosen ıgen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte iber einen Zaun setzen, aber sein sonst vortreffliches rd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher ter sprengte heran, und hieb den Prinzen in den terkopf. Darauf stürzte ein Wachtmeister des zehnten zösischen Husarenregiments, Guindé, der ihn als n Befehlführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm er solle sich ergeben. Der Prinz antwortete durch n Säbelhieb. Augenblicklich empfing er selbst einen ch in die Brust; mit zwei tödtlichen Wunden hielt ich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von ın herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von

Valentini und dem Lieutenant von Nostitz, von welchen dieser auch schon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz sank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er seinen Geist auf. Als er den Stich in die Brust bekam, soll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Husaren wütheten noch gegen den schon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigste Jahr noch nicht zurückgelegt. Aber sein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer schwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, so wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; selbst ein französischer Schriftsteller meint, daß er die Lorbeeren Blüchers wenigstens getheilt haben würde. Ueber seinen Tod hat man gestritten. Man schrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur seiner unzeitigen Kühnheit, seinem strafbaren Ungehorsam zu. Uns aber scheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigsten Aufschluß anzudeuten. In seinem Werke über die Thaten und Schicksale der Reiterei sagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorsichtigkeit sei dem tapfern Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe sehr gut gewußt, wie die Sache stand, und nicht unüberlegte Kampflust, sondern der ernste edle Entschluß, sich

ür das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn bestimmt, em Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welhem er keinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand."

Seine Leiche wurde von den Franzosen nach Saalеld gebracht, und daselbst in der Fürstengruft beigesetzt. Die Herzogin von Koburg schmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden seine Ueberreste nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Bestürung über seinen Tod, man sah ihn als ein Unglückszеichen an. Auch im Volke war die Theilnahme sehr roß. Die großen Schicksalsschläge, welche folgten, önnten diesen ersten nicht vergessen machen. Edle Dicherstimmen, Fouqué, Stägemann, haben sein Andenken och lange nachher gefeiert. Seine Schwester, die Prinessin Louise von Preußen, vermählte Fürstin Radziwill, ieß dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck in Denkmal errichten. Der Feind aber war durch seien Tod nicht versöhnt. Napoleon verfolgte sein Anenken noch jenseits des Grabes. Als in Berlin die Geistlichkeit vor dem Kaiser erscheinen mußte, fuhr dieer, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, erselbe sei mit dem Degen an der rechten statt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe sich ent-

schuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weise gemacht. Der Kaiser fuhr in seinem Grimme fort: wenn Prinzen von Geblüt sich das unterstünden, so müßten sogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine so heftige Bewegung, daß er den neben ihm stehenden Prinzen Hieronymus fast in's Gesicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geschmäht, die gehässigsten Unwahrheiten auf seinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge falscher oder entstellter Angaben erhielten auf diese Weise unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuversicht behauptet, weil sie gedruckt zu lesen waren. Noch nach dem Frieden von Tilsit wollte der Intendant Bignon einem seitdem zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegenen preußischen Staatsbeamten nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falschen Anekdote zu widersprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geschwiegen haben, noch dageblieben sein," bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiser, meinte Bignon, sehr unangenehm sein, der seine Feinde in der Meinung herabgesetzt aber nicht erhoben sehen wolle.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemischt bleiben, in wechselndem Verhältnisse, je nachdem der Urtheilende seinen Standpunkt wählt. Aus reinmenschlicher Ansicht,

von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daseins wird man ihn stets rühmen und wahrhaft lieben müssen. Von diesen Seiten vorzugsweise zeigte er sich dem Sinne Rahels, die seine Mängel genug einsah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden sich noch folgende auf einem besondern Blatt von ihr aufgeschrieben, die zur Kenntniß seines Wesens nicht unwichtig sind.

„Louis sagte tausendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich." — Und dieser Gedanke war das Ressort seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich schlecht zusammengesetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verstieß, zog er die Bessern an, und wußte sie zu schätzen. Auch kannte er seine Leute genau, und trug im Innern ein viel schärferes Urtheil über sie, als die Gleichförmigkeit seines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So sagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in seinem Hause sähe und vor der Welt als seine Freunde gelten ließe, die seiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen

bekannten Schwelger nannte, der sich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, sagte er lächelnd, aber er ist mir wie so ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und poddle ihn ein bischen, und lass' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe schätzte, und sich durch falsche nicht bestechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angesehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenstand ihres Lobpreisens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenster stehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die sie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben so willkührlich, wie alles andre; sie wußte gar nichts von mir, und sie kann sich eben so hinaufreizen, und sich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben so betragen, wenn sie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil ist in ihr.“ Von der und ihrer Klasse konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber seine sehr schöne Frau, und wollte deßhalb wissen, was denn an dem Manne sei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich schon öfter gefragt hatte; dann sagte er nach einer Pause sehr gelassen und gesammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken

wäre: „Das ist so ein gewöhnlicher Mensch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm sagen kann, — der ist nichts als ein preußischer Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was es für ein Mann ist, will ich Ihnen weiter gar nichts sagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit sie knapp sitzt."

Er war einmal sehr böse gegen einen Gesandten, den er bei sich zu sehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr sehen zu wollen. Eines Abends sitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Gesandte wird mir angesagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundschaft für mich haben!" — Gut! sage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!" — Ich hatte schon Nein sagen lassen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittagessen mit nach Hause; ich finde den Gesandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hätte sich weder in seinem Zorne noch in seinem Vorsatz etwas verändert; er konnte nur niemanden ins Gesicht widerstehen.

Von einer Frau, die er sehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch stellen konnte, sagte er mit schmerzlichklarem Bewußtsein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano spiele, bei meinen edelsten Stimmungen und Ideen!" Auch sagte er einmal verwunderungsvoll: „Wie kann man auf Zwei so eifersüchtig

sein!" Und ein andermal: „Wir rutriren Alle!" und lächelte.

Er war in seinem Innern unaufhörlich beschäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraschte nicht selten durch wahre Geistesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man sie ihm oft am wenigsten zutraute. Sein Geist reichte sehr weit, und alles eigentlich Menschliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und selbstständigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle dessen, was er gesehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redeflusse seine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeisterung fortreißend sprach. Er wußte aber auch jenes sehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und seinem dreijährigen Knaben am Theetisch, und das Kind lief immer um den Tisch, und wollte etwas sagen, ohne damit fertig werden zu können. Er sah mit der größten Innigkeit und Stillschweigen eine Zeit lang des Kindes Treiben an, und sagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du sprichst auch mit großer Schwierigkeit." Er hatte zu seinen und für alle Kinder die größte Liebe.

Zur Vervollständigung dieser Züge, und zur klarsten Einsicht in das Wesen der angedeuteten Freundschaft, folgen hier einige der wenigen noch geretteten

Briefblätter des Prinzen, in deren letztem derselbe, kurz vor seinem Tode, und gleichsam als Zeugniß und Denkmal seines Innersten, die Richtung seines bewegten Gemüths und sein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausspricht. Er schrieb in jener Zeit an Rahel fast täglich; aber fast alles ist verbrannt. Eine Reihe andrer geretteter Briefe dürfte nicht mittheilbar sein.

1.

Berlin, 1803.

Je serai cet après-diné entre six et sept heures chez vous, chère et aimable Mademoiselle Lévi, pour raisonner et déraisonner avec vous pendant deux heures. — Ich habe nämlich zu Gentz gesagt, Sie wären eine moralische Hebamme, und accouchirten einen so sanft und schmerzenlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurückbliebe. — Leben Sie indessen wohl.

Louis.

2.

Schricke, 1805.

Ich muß Ihnen, liebe Kleine, meinen Dank für die herzliche Theilnahme, die Sie mir in der so äußerst peinlichen Lage, in der Sie mich in Berlin gesehn, gezeigt, hier aus meiner Einsamkeit ablegen. Gegen Alle, die in diesem sonderbaren Verhältniß verwickelt waren, theilnehmend, gut und gerecht, ohne Falschheit, stets den Schmerz lindernd, alles zum Besten kehrend, haben Sie unstreitig eine für Ihr Herz und Ihre Vernunft befriedigendere Rolle gespielt, als diejenigen, deren Leidenschaften bloß hierin im Spiele waren. Von meiner Stimmung kann ich Ihnen nicht viel sagen, der große Aufwand von Kraft, jener stete Wechsel von Gefühlen, von den heftigsten Sensationen, vom Glücke

zum Schmerz, hat mich ganz abgestumpft, und mein Herz ist öde und todt, auch bin ich nicht ganz wohl, und dieses mag denn auch wohl zu meiner Stimmung beitragen. Sie fühlen selbst zu viel, um daß Sie nicht Blicke in mein Innerstes gethan; Sie haben gesehn, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten lieben H. hänge; dieses scheint räthselhaft, Manchen unbegreiflich, und doch haben es die so sehr sonderbaren Umstände, jenes so einzige Entstehn dieses Verhältnisses so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedner Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht mal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe sie so ganz umfasset! — — Mir ziemt es, mich in das strengere Geschäftsleben zurückzuziehen, und nicht so, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen. Sie sahen Paulinen, so gut, so liebend, und dieses kam aus ihrem Innersten, so wider ihren Willen, unter tausend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung, und Sie werden Allen wohlthun. — Zeigen Sie keinem diesen Brief, und lieben Sie mich etwas, weil ich es verdiene.

Louis.

3.

Leipzig, den 11. September 1806.

Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer, Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe. — Ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie —, alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Karakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie troz den Menschen, troz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu, den an's magische gränzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Karakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag

zu legen — ich habe sie errôthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt — bloß weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schricke mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch, nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, — Blumenstein, ein Franzose oder Elsasser — fand ich hier wieder, — es ist eine Freundschaft, die eine so alte Kammeradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundene Ideen, erzeugt haben; die sich aber über diese Gränze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel, und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll so gewiß sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! — Was ist dieses erbärmliche

Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schöne Hoffnungen von unseren Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schöne menschenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Wenn ich mich so oft in's weibliche Herz hineindachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein, als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen schlimmer als ein Mord! — —

Louis.

Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's

Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt.

[illegible]

1

2

111

141

[illegible]

XIII.

af von Tilly.

[illegible]

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der ältesten Familien der Normandie
menb, geboren zu Mans im Jahre 1764, nach-
g erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La
he, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu
failles als Page der Königin Marie Antoinette. Er
bildschön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Ge-
des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der
ne Tilly hieß er schon als Jüngling, und auch in
m Alter konnte er sich noch so nennen hören. Er
e zahllose Abentheuer, die seltensten Begünstigungen,
glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun
hstellen zu können, noch mehr aber ihn als für sich
nstehend betrachten zu müssen, als einen Mann sei-
eignen Zeit, der weder in frühern ein Vorbild haben,
in späteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach
em Kriegsdienste lebte er ganz in dem Wirbel der
ien Welt. Die Revolution störte ihn auf, er wurde
ihrer heftigsten Gegner. Er bekämpfte sie durch
te, scharfe Aufsätze; er verband sich mit Rivarol.

Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und dessen berühmtes Werk übersetzen sollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutschland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchsten Gesellschaft, überall hatte er die merkwürdigsten Abentheuer; in Berlin das sehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältnisses zu Tilly fürchtete und dasselbe von ihm treulos zerrissen sah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte. Dieses Ereigniß gab seinem Gewissen einen Stoß, wie er ihn selbst nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erscheinen. Nach dem Einrücken der Franzosen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüssel, in zerrütteten Umständen. Nach der Restauration der Bourbons erschien er wieder am französischen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widersachern, welche ihn beschuldigten, den Kaiser Napoleon gepriesen zu haben, und dadurch alle weitere Gunst für ihn vereitelten. Alt, überdrüssig, zerstört, ausgeschlossen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüssel, und unwillig, sich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müssen, machte er seinem Leben am 26. December 1816 in einem Fiakre durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Außer früheren, geistreichen, und sowohl heftigen
s angenehmen Aufsätzen, hat er drei Bände Memoiren
nterlassen, die dem Fürsten von Ligne zugeeignet, und
ch in's Deutsche übersetzt worden sind. Seine Schreib-
t ist lebhaft, geistreich, blühend, steht jedoch, allen
ltigen Zeugnissen zufolge, weit hinter seinem münd-
hen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher
precher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach
len Seiten mit größter Meisterschaft. Er konnte durch
nen Vortrag, durch die Raschheit und Sicherheit seiner
endungen und die edle Vornehmheit seines Betragens
bst diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen seiner
rundsätze haßten.

Rahel sagte von ihm, alle Franzosen hätten etwas
n ihm, und unter der Hülle des verderbtesten Hof-
nd Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz
eines unschuldiges Kind gesteckt. Er schätzte in Rahel
uptsächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufneh-
en, — das er in solcher Weise nur von seinen Lands-
änninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben solch
hänomen war, wie ihr seine Gabe zu sprechen.

Als Probe seines Ausdrucks und Verhältnisses sei
er folgendes Blatt mitgetheilt.

Berlin, ce 10. Décembre 1804.

Je vous dois véritablement des excuses d'avoir été hier si peu aimable, vous m'en imposez, et je vous plairais plus, si je ne voulais pas vous plaire tant.

Les personnes d'un peu d'esprit en donnent aux autres, celles qui, comme vous, en'ont infiniment, l'ôtent tout-à-fait: elles prennent et gardent tout pour elles —: il me restera cependant encore assez de cet esprit (drogue si inutile, et contraire à tout succès!) pour jouir des charmes de la solidité du vôtre: c'est bien assez... car ce que j'entendrai de vous fera plus pour mon bonheur que tout ce que je vous dirais de moi ne pourrait faire pour mon amour propre.

J'irais plus souvent vous écouter, si je savais n'être jamais de trop: mais j'ai des scrupules sur l'emploi d votre temps!! et puis, moi, qui ai tant d'antipathie j'en inspire peut-être... j'ai même le mauvais goût d' être quelquefois si flatté, que ne comptant pas les e nemis qui sont à moi, je ne voudrais pas éloigner amis qui sont à vous.

A propos d'amis! Les vôtres sont trop nombreux p une personne si faite pour en avoir si peu, pour que vous veuilliez ne les choisir que parmi les pe nes qui vous ressemblent... à peu près: mais je plique votre fantaisie: c'est celle d'un coeur aima c'est l'erreur d'une belle ame, car l'esprit est bon tout à nourrir toutes les illusions, spécialement qui sont du domaine de la sensibilité; et comm savez que tout le monde doit vous aimer, vou

êtes arrangée pour mettre votre supériorité de côté, et pour aimer un peu ceux même qui ne le méritent pas beaucoup.

J'écrirais longtemps sur ce ton, car votre chapitre est inspirant: mais il faut repousser toute idée fixe, qui, en général, est un commencement de folie, et vous épargner, d'ailleurs, ce qui n'est pas si dangereux que la folie, mais ce qui est plus insupportable, l'ennui.

Je ne sais pas trop ce que j'ai griffonné, mais je vous enverrai ce billet: vous aurez assez de pénétration, pour y trouver ce qui n'y est pas, et assez de supériorité pour lui donner tout ce dont il manque.

J'ai mille complimens à vous faire avant de le fermer: celui-ci vous admire, celui-là vous est attaché: l'un s'étonne quand il vous entend, l'autre s'afflige quand il vous quitte, même dans une lettre qu'il faut enfin finir: tous ces gens-là c'est moi seul.

A la fausse ville du faux Paris.

C. Alex. de Tilly.

XIV.

xander von der Marwitz.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechischen Alterthum in unsrer Zeit hervorträte: schön, geistvoll, fest, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeschlossen in strenger Persönlichkeit, immer scharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philosophie, der Landwirthschaft, den Geschichtsstudien; im Besitz aristokratischer Vorzüge stolz über sie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rücksichten und Künsten fremd; ein solcher Jüngling, im Gegensatz und Widerspruch mit allem Inhalte unsrer neueren Tage, würde als auffallende, räthselhafte Erscheinung durch dieselben schreiten, und im trüben Gewirre statt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles persönliches Geschick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorstellen. Mit allen höchsten Fähigkeiten des innern Menschen ausgestattet,

ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächsten Gebrauch bequem sind, stand er in dem Leben, das ihn umgab, schroff und fremd; nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entsprechendes zeigte sich. Eine ungeheure Kluft schien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geistesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchste Beruf begründet sei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürsten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er selbst sich bisweilen, doch öfter und stärker ihn die Andern. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieses Verhältniß haftete kaum an ihm, sondern schwand in seinen persönlichen Eigenschaften ganz als Nebensache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienst bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friederdorf, einem unfern Küstrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den ältesten und angesehensten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küstrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war still und ernst, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anlässen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloster, wo er besonders dem Studium der alten Sprachen und der Geschichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeisterung und mit Gründlichkeit zugleich; seine Lehrer achteten

und bewunderten ihn. Spalding schrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnasiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht schicken eine ἁγνὴν ψυχὴν, Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Lust und Durst nach griechischem Schönen. Dieser muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmasius **nostri temporis** doch so eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet.“ Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin besonders Wolfs Namen ihn zog. Johannes von Müller, dessen Bekanntschaft er schon als Gymnasiast, begeistert vom Lesen der Schweizergeschichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbstdarstellung gesucht hatte, schrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel in ihm ist.“

Halle befand sich damals im höchsten Aufschwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologischen Studien, beschäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem schon Platon und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Gestalten der Natur und Geschichte. Seine Gemüths- und Geistesart bildeten sich immer strenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in stolzer Selbstständigkeit, und in der Bereitschaft, dem eignen Sinne gemäß auch immer zu erscheinen und zu handeln, ohne je Rücksichten

und Umständen sich zu beugen, galt er den jüngern Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter sichrer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 störte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerstädt und Jena die Universität Halle trafen, wurde Marwitz abgerufen, um statt seines in den Krieg ziehenden ältern Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog also nach Friedersdorf, leitete dort die Geschäfte mit Hülfe treuer Beamten sorgsam und tüchtig, und bestand mit Muth und Gewandtheit die schwierigen und drückenden Verhältnisse, welche der Einbruch und Aufenthalt des siegreichen Feindes in solcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weise zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzosen auch von diesen gestraft werden mußte. Er wurde Nachts durch französische Gendarmen von dem Gute geholt und in Fesseln nach Küstrin abgeführt. Man hielt ihn schon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politischen Lage, im Unmuthe aller persönlichen Hemmungen und der Bedrängnisse des Landes und der Freunde, gab er sich mit erhöhtem Eifer dem wissenschaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill seinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebst mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er sie ziellos ins Weite schweifen sah. Dagegen zog das österreichische Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aspern mächtig an. Marwitz nahm Dienste in dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm schon früher eingetreten und in der letzten Schlacht schwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange; nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenstillstand, während dessen Marwitz nach Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gasthofe, wo der Wirth, schon bekannt als ein wilder und heftiger Mensch, gegen ihn die rücksichtsloseste Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzustürmen, sah er sich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erstechen. Dieser Vorgang machte großes Aufsehn und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde so gut wie frei gesprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeit lang in Verhaft blieb, so suchte er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Gemüthes strenger zu bewachen, und seine Handlungen mehr unter die Herrschaft besonnener Mäßigung zu stellen.

Noch einige Zeit diente er in Oesterreich, nahm dann den Abschied und begab sich wieder in die Hei-

math, lebte abwechselnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er sich bei der Verwaltung anstellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen persönlichen Mißverhältnissen. Aber sein Geist und sein Karakter schritten den höchsten Entwickelungen entgegen. Sein rastloser Fleiß, seine tiefe Forschbegierde, seine umfassenden Kenntnisse und sein lebendiger Wahrheitssinn schienen zu irgend bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnissen führen zu müssen. Edel bis in die kleinste Faser, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigne und fremde Schwächen jeder Art, begeistert und doch niemals phantastisch, sondern von klarem, scharfem Verstande in seiner Begeisterung geleitet, schien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerstreit und Kampf stehen zu müssen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitre Zukunft denkbar. Eine leidenschaftliche Zuneigung, welche bei der edelsten und reinsten Gestalt doch nur neue Verwirrung in sein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängnisse, denen er sich ausgesetzt sah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber sein Pferd, wurde von Polen umringt und grausam zerhauen, bis deren Oberst Szy-

ianowski und ein Oberstlieutenant Skrzinecki, der nach-
er berühmte polnische Generalissimus, zu seiner Rettung
erbei kamen und großmüthig für ihn sorgten.

Noch nicht geheilt von seinen Wunden kam er nach
)rag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbün-
eten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte
r nicht zurückbleiben, sondern eilte zu Blüchers Heer,
velches bald in Frankreich einrückte und auf die Haupt-
adt losging. Doch auf diesem Marsche durch Na-
oleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Cham-
aubert, Montmirail und Vauchamp blutige Nieder-
gen, und bei Montmirail fiel mit vielen andern
apfern auch Marwitz. Er befand sich im heißen Ge-
cht unter den vordersten Streitern, da sahen Kamme-
iden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und
leich darauf vom Pferde sinken, eine Kugel mußte
m getroffen haben; der Drang und die Verwirrung
es Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar
i Feindes Gewalt gerathen, wahrscheinlich nicht mehr
bend, da keiner späteren Forschung gelungen ist, noch
inige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahels Bekanntschaft kurz vor seiner
lbreise nach Oesterreich gemacht. Er war gleich und
anz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und
inem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für nie-
manden in solchem Grade wahrzunehmen gewesen. Sei-
nem Freunde Adolf Müller schrieb er aus Znaim den
18. August 1809 die gewaltigen Worte: „Solltest du

in meiner Abwesenheit nach Berlin kommen, so befehle ich dir, die Bekanntschaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib sein auf Erden." Wenn Marwitz dergleichen sagte, so konnten seine Freunde staunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloses und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, sein Wort war immer wahr und tüchtig. Das spätere Zusammensein und ein eifriger Briefwechsel gaben diesem Freundschaftsverhältnisse zwischen Rahel und Marwitz die liebevollste Innigkeit und treuste Versicherung. So lange sie lebte, beweinte Rahel den zu früh geschiedenen Freund, überdachte sein Wesen, und pries seine Eigenschaften, die sie sich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einst bei solchem Anlasse, da sie zur Bezeichnung seines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, schloß sie die gesteigerte Reihe derselben mit dem Ausdrucke: „Dieser Künstler!" und eröffnete damit unwillkürlich gleichsam den innersten Kern seines Wesens. Denn ein Künstler war er im höchsten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, musizirte nicht, aber was er sah und hörte, sprach und lebte, alles nahm und gab er als Künstler, als der Genosse einer höheren Bildungswelt, die er in sich darstellte und um sich her stets verlangte, ja nach seinen Kräften schuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel gesagt finden, sondern noch vieles hinzusetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge

beim Lesen der nachstehenden Briefe, falls er sie zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterschiedes vergessen, in welchem auch die geistreichste Schrift gegen den lebendigen Menschen, von dem sie ausging, immer zurückstehen wird!

1.

1809. Dienstag 9 Uhr.

Hier, liebe Rahel, ein Brief von Harscher und ein Fragment eines Briefs von Adolf Müller. Ich schickte Ihnen gern Einiges von meinen Papieren, aber es liegt (einige Gelehrsamkeit ausgenommen) alles zerstreut, ist unvollendet und viel schlechter, als es sein könnte. Wenn Humboldt herkommt, oder Sie ihm schreiben, so entschuldigen Sie mich doch bei ihm, daß ich ihn in Ungewißheit gelassen. Ich hatte keine Lust, das Verhältniß mit ihm ganz abzubrechen. Was soll ich Ihnen weiter sagen? Finge ich an, so müßte ich Ihnen von allem reden, von meinem Leben, meiner Art, und das ist, indirekt wenigstens, geschehen. Von einer Einzelheit aber kann zwischen uns jetzt nicht die Rede sein. Adieu also.

A. Marwitz.

2.

Bilenz, den 10. Mai 1810, Donnerstag.

Heute erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, und will gleich antworten, wiewohl ich fürchte, daß nichts Gescheidtes herauskommen wird, wegen Stimmung, Wetter, Ungemüthlichkeit der ganzen Lage, Thatenlosigkeit nach innen und nach außen. — Ich wohne hier recht angenehm, auf dem Lande, drei Stunden vom Gebirg. Die Gegend ist frisch, das

Dorf liegt an einem kleinen rauschenden Bach, der in mehrere Arme zertheilt, zwischen lebendig grünen, reichlich getränkten Wiesen hinschlängelt und von mancherlei Buschwerk umgeben ist, Weiden, hohe Rüstern, Pappeln, Obstbäume dazwischen, das alles, mehrere Stunden weit, den Bach entlang, bald dicht daran, bald entfernter, in Gebüschen versammelt, ganz wie in einem englischen Garten, und täglich frischer, grüner, blüthenreicher. Viel schöner und anmuthiger wäre das alles, wenn wir das ächte Frühlingswetter hätten, aber es ist bald drückend warm und dann wieder wird alles plötzlich und auf mehrere Tage erkältet durch ein Gewitter oder einen Regen, der aber den Staub nicht bezwingt; ein rauher Wind fährt dann über die Gegend weg, und es ist, als ob all das Grün und all die jungen Blüthen wieder vergehen, und todt von den Bäumen und Gebüschen herabfallen müßten. So heute. Nichts von der heilsamen Frühlingsluft, die frisch und lebenskräftig, nicht heiß, aber gelinde warm und von Kühlungen durchhaucht die Lungen erweitert, während die Erde weder dürr noch feucht ist; keine warmen Regenschauer am späten Nachmittage, nach denen die Sonne kurz vor dem Untergange wieder hervorbricht, den Regenbogen erscheinen läßt, während der Geruch von Gebüsch und Wiesen aufsteigt. Kalte Tage nach Gewittern deuten immer auf einen schlechten Sommer, und wir haben sie hier. Ich bin gar nicht wohl, auch physisch nicht; mir fehlt nichts Bestimmtes, aber die Lebenskraft, das frische Gesundheitsgefühl mangelt. Das Wetter ist daran Schuld und die todten Formen des militairischen Lebens, in denen ich gezwungen bin mich herum zu treiben, und die mir den Sinn vernichten für die großen innig begeisterten Regungen der Natur und das stille Bilden des Landlebens. Ferner die Gesellschaft, die ganz ohne Phantasie, ohne Wissen ist, die beste gutmüthig und brav und nach der Seite des Herrschens und Befehlens hin gebildet,

ohne Nahrung für Geist und Gemüth. Klarheit und Richtigkeit in äußeren Lebensverhältnissen für die Darstellung sowohl wie für das Betragen, ist das Höchste, wozu sie es gebracht haben, von intellektueller Bildung keine Spur. Was nicht Militair ist, ist gar unter aller Kritik, feig und ohne Selbstgefühl, durchaus gemein und sittenlos. Der Landmann ist ohne Karakter. Ich beschäftige mich wohl, treibe Mathematik, lese die histoire des républiques italiennes du moyen age von Simonde Sismondi (die Sie auch lesen könnten; er ist begeistert für seine Nation und den Republikanismus, und hat dabei eine Fülle der schönsten Geschichten), aber das alles ist unfruchtbar, weil es in dem Leben keine Haltung findet, weil es, wenn es wirken, wenn ich lernen sollte, ganz andre Stimmungen voraussetzt, als die ich in meiner Gewalt habe. O die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb in einander aufgehn, das Innere von dem Aeußeren und das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist so unendlich schwer. In mir stoßen und reiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt. Denken Sie, liebe Rahel, sogar jetzt, indem ich Ihnen schreibe, ist mir nicht ganz festlich zu Muthe, es ist als ob eine Wolke mir im Gehirn läge, die mir die frische Regung des Innern hemmt, und nichts in den Gedanken und Gefühlen recht sonnenbeglänzt heraustreten läßt. Alles, was ich Ihnen geschrieben habe, habe ich wohl gesehn, aber wie durch einen Flor, wie abgebleicht, nicht mit der Energie des gesunden, ungetrübten Auges. Kennen Sie den Zustand? Ich glaube nicht; er ist für Sie zu schlecht; Sie haben mehr geistige Gewalt. In mir ist er häufig, war es auch in bessern Zeiten.

Noch muß ich Ihnen meine Wohnung beschreiben. Ich habe den obern Stock eines großen, wohlgebauten Bauerhauses, zwei Zimmer, die an einander stoßen, das eine sehr

geräumig mit vier Fenstern, die nach zwei Seiten hinausgehn, das andre kleinere mit Einem. Die Fenster sind hoch, mit großen Scheiben, die Thüren gebohnt und mit messingenen Schlössern. Aus jenem größeren Zimmer weist die eine Aussicht gegen Abend. Bauerhäuser liegen vor mir, über die ich hinweg sehe nach höheren Feldern; rechts ist die Kirche, klein und einfach, dicht neben ihr geht die Sonne unter über dem Gebirg. Die andre Aussicht weist gegen Mittag und Morgen, auch auf Bauerhäuser und höher liegende Felder, weiter links auf eine kleine Wiese an jenem Bach, die reichlich mit hohen Baumgruppen bepflanzt ist. Auch zwischen den Häusern stehn Weiden und Pappeln. Die Zimmer sind ausgeweißt und sehr rein; in dem kleinern stehn ein paar Tische, an denen ich schreibe, eine Kommode und ein Stuhl; in dem größern mein Bett, einige Schemel, ein Spinde. Ich hatte dies Quartier anfangs sehr lieb gewonnen, und habe es zu Zeiten noch lieb. Wie phantastisch ist es; was für eine wohleingerichtete, mäßige und gesunde Existenz ließe sich darin führen. Jetzt aber macht es mir Langeweile; es verliert mir das Harmlose, schon wegen des Korporalen, der täglich mit unzähligen Meldungen hereintritt, über Sättel, Ställe, Rekruten und andre massive Dinge. Gleich nach meiner Ankunft war ich in Prag und sah Varnhagen. Seine äußere Lage ist ziemlich bequem.

Den 14. Mai.

Dieser Brief, liebe Rahel, hat vier Tage gelegen. Ich habe ihn nicht abschicken wollen, weil ich Ihnen noch so vieles zu sagen habe; das ist aber unsinnig, denn ich habe ja ohne Ende mit Ihnen zu sprechen, und es muß daher jedes Abbrechen willkürlich sein. — Noch immer kein Frühling, keine Zufriedenheit. — Ich gehe in einigen Tagen nach Töplitz, um vorläufig für Sie ein Quartier zu suchen; es soll schwer halten, weil der Kaiser auf einige Zeit hin-

kommt, und mit ihm vieles Volk, auch vom Auslande her muß es in diesem Jahre stark besucht werden. Wann kommen Sie, liebe Rahel? Ich bin nur vier Meilen ab, und kann Sie alle Wochen wenigstens zwei Tage sehen, auch wochenlang dableiben. Wie leben Sie jetzt in Berlin? Wen sehen Sie? Keinen intim. Vieles sollte ich Ihnen über Ihren göttlichen Traum sagen; ich habe die einfach wunderbare Gegend, das harmlos stille Haus deutlich gesehn; es ist ein wenig wie die Gegend am Ende des blonden Ekbert von Tieck, nur reeller, weniger fabelhaft. Schade, daß wir die Landschaft nicht noch Einmal im Mondschein gesehn haben, denn gewiß schien der Mond recht hell, und da wäre der dunkelgrünglänzende Berg göttlich gewesen; tiefgestreckte Schatten darüber hin, und daraus die dicht belaubten Baumwipfel im Silberglanz hervortretend. Der Abbé war gewiß ein recht angenehmer Mann von einer verständigen bewußten Herzensgüte, nicht auffallend geistreich, aber gescheidt; seine Knaben muß er recht lieb haben, aber mehr wohlwollend als enthusiastisch. Den Brief von Paulinen behalte ich, bis Sie kommen. Adieu, liebe Ralle. Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

Ich schreibe Ihnen ein andres mal besser, gescheidter. Sagen Sie mir, ob dieser Brief nicht gar unter aller Kritik dumm und leer und abgeschmackt ist. Sie wissen, daß ich dies im heiligsten Ernst, ohne Affectation frage. Ich möchte es wissen, weil die Briefe an Sie mir Dokumente für eine bestimmte Zeit sind, und Urtheile darüber auch die ganze Zeit beurtheilen.

3.

Töplitz, den 15. Juli 1810.

Warum ich nicht geschrieben, liebe Rahel? Weil ich krank gewesen, den ganzen Juni hindurch. Ich habe Fieber gehabt und eine Halsentzündung, die mich mit Schmerz und Hunger entsetzlich geplagt hat, grade in der nämlichen Zeit, in der Sie auch litten. Jetzt erhole ich mich. Die Mitte des Juli ist da, und Sie noch nicht hier! (ich schreibe aus Töplitz). Kommen Sie denn noch? Ich glaube es, da Sie in Ihren letzten Zeilen (vom 17. Juni, die ich wegen der niederträchtigen Posten erst vor acht Tagen erhalten habe) so gewiß davon sprechen. Kommen Sie aber bald. Zu Ende dieses Monats ist mit Gentz auch Goethe hier. Gentz kommt heute aus Karlsbad zurück. Ich liebe ihn sehr, weil er so naiv, so gutmüthig, so enthusiastisch, so eitel, kurz auf eine so allerliebste Weise kindlich und kindisch ist, bei vielem Geist, denn ohne den wäre das Uebrige eben nicht viel werth. Wenn Sie kommen wollen, so bleiben Sie ein paar Tage in Dresden und schreiben Sie wegen des Quartiers an Gentz, warten Sie auf seine Antwort. Aber thun Sie das ja, denn sonst möchten Sie bei Ihrem Ankommen in Verlegenheit gerathen; es ist hier entsetzlich voll. Allerlei Leute sind hier, die man gern sieht, der Herzog von Weimar, — ein recht braver und unterrichteter Enthusiast, den er mit sich führt, ein Herr von Rühle (Freund von Adam Müller und Kleist), ein paar gescheidte Offiziere; von Familien, wie mir scheint, gar nichts bedeutendes, eine Frau von W. mit ihrer Tochter, die für schön gilt, aber ohne Geist und Wärme es doch nicht ist; auch nicht plastisch schön ist sie, wie man gesagt hat; keine Fülle stillen, sich genügenden, in sich versunkenen Lebens, nichts als Albernheit, et du savoir factice, ich meine das kleinliche Wissen, das in der Erziehung

von Anno 90—98 mitgetheilt wurde (denn diese Erziehung hat sie genossen, obgleich seitdem Jahrhunderte verflossen sind), das Wissen, durch das man nichts verstehen lernt, das im Gegentheil einen Nebel von Dummheit und Unnatürlichkeit in das Gehirn hineinpumpt, der später nicht mehr zu zerstreuen ist. Von der Gegend kann ich Ihnen nichts sagen; ich habe sie noch nicht gesehn, wegen Hitze, Mattigkeit, Mangels an Gesellschaft, wegen des trouble, in dem man hier leben muß, so lange man keinen eignen Cirkel hat. Adieu, liebe Rahel. Ich höre auf, weil ich abreisen muß und weil ich lieber mit Ihnen gut reden, als schlecht an Sie schreiben mag.

A. Marwitz.

4.

Friedersdorf, den 14. Mai 1811.

Sie wollen Nachrichten von mir, liebe Rahel, und ich will sie Ihnen geben, so gern ich sie zurückhielte (warum, wird Ihnen bald klar werden). Ja, meine einzige Freundin, der reichste, der glühendste Frühling umgiebt mich, der Juli hat sich mit dem Mai vermählt, gewaltig heiß sind die Tage, und doch durchhaucht von kühlenden Lüften, die von den glücklichen Inseln zu kommen scheinen, solch eine Fluth von Duft und Wohlgeruch tragen sie mit sich, und in all dieser Pracht und Herrlichkeit geh ich umher, verschlossen, bang und von wilden düstern Gedanken abgejagt. Halb wie Werther komme ich mir vor und halb wie Harscher. Es wird mir immer klarer, daß ich die Tapferkeit nicht habe, die sich im Dulden bewährt, den ruhigen Gleichmuth nicht, der bei großen Ansprüchen nöthig ist, um sich durchs Leben hindurch zu kämpfen. Ich bin mit den edelsten Anlagen ausgerüstet,

und hätte mich eine volle Woge des Glücks ergriffen, so würde ich etwas sehr Ausgezeichnetes geleistet haben, wohin immer sie mich getrieben hätte. Nun aber habe ich dabei eine zitternde Leidenschaftlichkeit, jeder Angriff auf meine Person rüttelt mein ganzes Wesen auf und bringt es dem Wahnsinn nahe. Auch das hängt mit dem Besten zusammen, ich kann die Berührung des Gemeinen nicht dulden; aber (und das ist der faule Fleck in mir) ich kann es auch nicht verachten, wo ich soll, und ich kann es nicht mit Besonnenheit abwehren, sondern nur mit Wuth. —

Dienstag.

Ich schrieb Ihnen dies vorgestern Abend, liebe Rahel, und mußte abbrechen, weil es spät war und ich sehr müde. Jetzt ist es 10 Uhr Morgens; das Wetter warm und windig. Ich sitze in einem großen Zimmer des zweiten Stocks, mit der Aussicht nach Abend und Mitternacht. Kastanienbäume blühen vor meinen Fenstern, daneben links und rechts neu angelegte Boskette, rechts über das Gesträuch hinaus grüne Saaten, gelbe dazwischen (ihr Raps), endlich am Horizont weit entlegen, blau schimmernd Wiesen und Wälder. Vor mir zwischen den Kastanien die Aussicht auf einen Teich und jenseit desselben auf das Dorf. Das Zimmer ist hoch und weit, von dicken Mauern eingefaßt, die Tapete blau und weiß gestreift. Zwischen den beiden Fenstern ein großer Spiegel mit goldnem Rahmen und ein altmodischer prächtiger Tisch, mit grauer Marmorplatte und weißem Gestell, woran die Leisten vergoldet sind; ein ähnlicher zwischen dem ersten Fenster und der hohen Thür; ein dritter (breit und zum Schreiben) in das zweite Fenster hineingeschoben; an diesem schreibe ich. An den drei Wänden hängen drei große Gemählde, das eine (ein sehr schönes) meinen Urältervater vorstellend, der zu seiner Zeit (gleich nach dem dreißigjährigen Krieg) ein überaus tüchtiger Kriegsmann war. Er

in meiner Abwesenheit nach Berlin kommen, so befehle ich dir, die Bekanntschaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib sein auf Erden." Wenn Marwitz dergleichen sagte, so konnten seine Freunde staunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloses und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, sein Wort war immer wahr und tüchtig. Das spätere Zusammensein und ein eifriger Briefwechsel gaben diesem Freundschaftsverhältnisse zwischen Rahel und Marwitz die liebevollste Innigkeit und treuste Versicherung. So lange sie lebte, beweinte Rahel den zu früh geschiedenen Freund, überdachte sein Wesen, und pries seine Eigenschaften, die sie sich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einst bei solchem Anlasse, da sie zur Bezeichnung seines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, schloß sie die gesteigerte Reihe derselben mit dem Ausdrucke: „Dieser Künstler!" und eröffnete damit unwillkürlich gleichsam den innersten Kern seines Wesens. Denn ein Künstler war er im höchsten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, musizirte nicht, aber was er sah und hörte, sprach und lebte, alles nahm und gab er als Künstler, als der Genosse einer höheren Bildungswelt, die er in sich darstellte und um sich her stets verlangte, ja nach seinen Kräften schuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel gesagt finden, sondern noch vieles hinzusetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge

beim Lesen der nachstehenden Briefe, falls er sie zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterschiedes vergessen, in welchem auch die geistreichste Schrift gegen den lebendigen Menschen, von dem sie ausging, immer zurückstehen wird!

kehrt? Es ist jetzt Abend nach einem drückend warmen Tage. Die Sonne steht vor meinen Fenstern hinter gelben Nebeln, und ein frischer Baum- und Blüthengeruch weht durch die Luft. Ob ich arbeite? Nein. Ehe ich nach Berlin ging, konnte ich's, und recht tüchtig, jetzt nicht mehr. Ich habe mich zu zwingen versucht, aber umsonst. Darum lass' ich mich jetzt gehen. Ich habe Philosophie treiben wollen, aber grade dazu gehört die religiöseste Ruhe, die frischeste Heiterkeit des Gemüths, die angestrengteste Sammlung.

Sonnabend Mittag 1 Uhr.

Heute habe ich zu baden angefangen. Ich fühle mich wunderbar dadurch erweicht, aber nicht schwach, und jetzt erst, nachdem ich lange gelesen, regt sich wieder ein leiser Schmerz im Gehirn. Ueberhaupt hat mein Uebel zwei Symptome. Zuweilen zieht es nach dem Herzen hinunter und äußert sich dann bald durch starkes Schlagen, bald durch ein ängstliches Zusammenziehen. Dann steigt es wieder hinauf nach dem Kopf, und wenn es nicht gradezu eine widerwärtige Dumpfheit hervorruft, so ist mir, als ob kleine trübe Wolken in dem Gehirn herumzögen, und es leise zerrüttend bewegten. Ich lese jetzt ziemlich viel, aber sehr durch einander: Adam Müller, über den ich Anmerkungen niederschreibe. Er ist ein unächter lügenhafter Gesell, bei dem Echauffement die Stelle der Begeisterung, und hin- und herschweifende gemeine Witzigkeit die Stelle des strengen Denkens vertreten muß. Alles liegt in seinem Kopf chaotisch neben einander, und wie wird er den Einen leuchtenden Punkt auffinden, der diese verwirrte Masse seiner Ansichten zu einem organischen Ganzen ordnen könnte. Dazu ist er zu faul und zu irreligiös. Und was für eine Unangemessenheit, welcher Tumult in der Darstellung! Wo man erwartet, daß er die Grundsteine seines Gebäudes legen werde, da schweift er ab zu allerlei Auseinandersetzungen, die darum

Dorf liegt an einem kleinen rauschenden Bach, der in mehrere Arme zertheilt, zwischen lebendig grünen, reichlich getränkten Wiesen hinschlängelt und von mancherlei Buschwerk umgeben ist, Weiden, hohe Rüstern, Pappeln, Obstbäume dazwischen, das alles, mehrere Stunden weit, den Bach entlang, bald dicht daran, bald entfernter, in Gebüschen versammelt, ganz wie in einem englischen Garten, und täglich frischer, grüner, blüthenreicher. Viel schöner und anmuthiger wäre das alles, wenn wir das ächte Frühlingswetter hätten, aber es ist bald drückend warm und dann wieder wird alles plötzlich und auf mehrere Tage erkältet durch ein Gewitter oder einen Regen, der aber den Staub nicht bezwingt; ein rauher Wind fährt dann über die Gegend weg, und es ist, als ob all das Grün und all die jungen Blüthen wieder vergehen, und todt von den Bäumen und Gebüschen herabfallen müßten. So heute. Nichts von der heilsamen Frühlingsluft, die frisch und lebenskräftig, nicht heiß, aber gelinde warm und von Kühlungen durchhaucht die Lungen erweitert, während die Erde weder dürr noch feucht ist; keine warmen Regenschauer am späten Nachmittage, nach denen die Sonne kurz vor dem Untergange wieder hervorbricht, den Regenbogen erscheinen läßt, während der Geruch von Gebüsch und Wiesen aufsteigt. Kalte Tage nach Gewittern deuten immer auf einen schlechten Sommer, und wir haben sie hier. Ich bin gar nicht wohl, auch physisch nicht; mir fehlt nichts Bestimmtes, aber die Lebenskraft, das frische Gesundheitsgefühl mangelt. Das Wetter ist daran Schuld und die todten Formen des militairischen Lebens, in denen ich gezwungen bin mich herum zu treiben, und die mir den Sinn vernichten für die großen innig begeisterten Regungen der Natur und das stille Bilden des Landlebens. Ferner die Gesellschaft, die ganz ohne Phantasie, ohne Wissen ist, die beste gutmüthig und brav und nach der Seite des Herrschens und Befehlens hin gebildet,

ohne Nahrung für Geist und Gemüth. Klarheit und Richtigkeit in äußeren Lebensverhältnissen für die Darstellung sowohl wie für das Betragen, ist das Höchste, wozu sie es gebracht haben, von intellektueller Bildung keine Spur. Was nicht Militair ist, ist gar unter aller Kritik, feig und ohne Selbstgefühl, durchaus gemein und stumlos. Der Landmann ist ohne Karakter. Ich beschäftige mich wohl, treibe Mathematik, lese die histoire des républiques italiennes du moyen age von Simonde Sismondi (die Sie auch lesen können; er ist begeistert für seine Nation und den Republikanismus, und hat dabei eine Fülle der schönsten Geschichten), aber das alles ist unfruchtbar, weil es in dem Leben keine Haltung findet, weil es, wenn es wirken, wenn ich lernen sollte, ganz andre Stimmungen voraussetzt, als die ich in meiner Gewalt habe. O die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb in einander aufgehn, das Innere von dem Aeußeren und das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist so unendlich schwer. In mir stoßen und reiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt. Denken Sie, liebe Rahel, sogar jetzt, indem ich Ihnen schreibe, ist mir nicht ganz festlich zu Muthe, es ist als ob eine Wolke mir im Gehirn läge, die mir die frische Regung des Innern hemmt, und nichts in den Gedanken und Gefühlen recht sonnenbeglänzt heraustreten läßt. Alles, was ich Ihnen geschrieben habe, habe ich wohl gesehn, aber wie durch einen Flor, wie abgebleicht, nicht mit der Energie des gesunden, ungetrübten Auges. Kennen Sie den Zustand? Ich glaube nicht; er ist für Sie zu schlecht; Sie haben mehr geistige Gewalt. In mir ist er häufig, war es auch in bessern Zeiten.

Noch muß ich Ihnen meine Wohnung beschreiben. Ich habe den obern Stock eines großen, wohlgebauten Bauerhauses, zwei Zimmer, die an einander stoßen, das eine sehr

geräumig mit vier Fenstern, die nach zwei Seiten hinausgehn, das andre kleinere mit Einem. Die Fenster sind hoch, mit großen Scheiben, die Thüren gebohnt und mit messingenen Schlössern. Aus jenem größeren Zimmer weist die eine Aussicht gegen Abend. Bauerhäuser liegen vor mir, über die ich hinweg sehe nach höheren Feldern; rechts ist die Kirche, klein und einfach, dicht neben ihr geht die Sonne unter über dem Gebirg. Die andre Aussicht weist gegen Mittag und Morgen, auch auf Bauerhäuser und höher liegende Felder, weiter links auf eine kleine Wiese an jenem Bach, die reichlich mit hohen Baumgruppen bepflanzt ist. Auch zwischen den Häusern stehn Weiden und Pappeln. Die Zimmer sind ausgeweißt und sehr rein; in dem kleinern stehn ein paar Tische, an denen ich schreibe, eine Kommode und ein Stuhl; in dem größern mein Bett, einige Schemel, ein Spinde. Ich hatte dies Quartier anfangs sehr lieb gewonnen, und habe es zu Zeiten noch lieb. Wie phantastisch ist es; was für eine wohleingerichtete, mäßige und gesunde Existenz ließe sich darin führen. Jetzt aber macht es mir Langeweile; es verliert mir das Harmlose, schon wegen des Korporalen, der täglich mit unzähligen Meldungen hereintritt, über Sättel, Ställe, Rekruten und andre massive Dinge. Gleich nach meiner Ankunft war ich in Prag und sah Varnhagen. Seine äußere Lage ist ziemlich bequem.

Den 14. Mai.

Dieser Brief, liebe Rahel, hat vier Tage gelegen. Ich habe ihn nicht abschicken wollen, weil ich Ihnen noch so vieles zu sagen habe; das ist aber unsinnig, denn ich habe ja ohne Ende mit Ihnen zu sprechen, und es muß daher jedes Abbrechen willkürlich sein. — Noch immer kein Frühling, keine Zufriedenheit. — Ich gehe in einigen Tagen nach Töplitz, um vorläufig für Sie ein Quartier zu suchen; es soll schwer halten, weil der Kaiser auf einige Zeit hin-

zöpfig zu gehen — unbeschreiblich reizend für den Augenblick; aber bedenken Sie, daß die Schwierigkeit, mir ein Verhältniß zu bilden (das ich haben muß) mit jedem halben Jahr, das ich versäume, unmeßbar steigt. Ich bin bald vierundzwanzig Jahr alt. In diesem Alter muß man thun und arbeiten, entweder studiren, oder ein Amt suchen, wenn sich einem die Aussicht nicht öffnen soll auf eine müßige, verächtliche und verachtete Existenz. „Gut, werden Sie antworten, ich gebe dir Recht, wie ich dir Recht gegeben habe. Arbeite, studire, wenn du kannst; aber du kannst nicht. Darum gehe dahin, wo Seele und Leib dir gesunden, wo die Kraft deines Innern sich wieder aufrichtet. In müßiger Beschaulichkeit geht dir die immer mehr zu Grunde, und dein einsames Harren führt dich nur zu ärgerer Versunkenheit. Fasse dich, so lange du kannst, suche mit deinen letzten Kräften die Gesundheit auf, und hast du sie gefunden, dann sei thätig.“ Ich sehe die Stärke dieser Gründe vollkommen ein, meine liebe Freundin, und frage mich nur, ob es nicht zweckmäßiger ist, den andern Weg einzuschlagen, auf dem ich das Nothwendige mit dem Bequemen und Nützlichen verbunden sehe, nämlich, auf weite Reisen zu gehen, erstlich nach der Insel hin, und von da weiter, dorthin, wo ich Dienste nehmen kann. Ich weiß es wohl, es ist eine gewagte Sache, Abschied zu nehmen von seinem Vaterland, besonders für einen Kranken; denn heilt ihn nicht unmittelbar die frische, rüstige Thätigkeit des Reisens, so muß ihm doppelt weh werden in den fremden Umgebungen. Was meinen Sie, liebe Rahel? Hätte ich die Aussicht, ein Heldenthum der Wissenschaft in mir zu gründen, so sollte mich nichts forttreiben aus meinem Winkel hier, aber die ist mir ganz verdunkelt durch meine arge Krankheit. Soll ich mich nun anschließen an die leibliche Seite meines Vaterlandes, die ich erst begeistern, erst einer großen spekulativen Ansicht unterwerfen muß, wenn sie mir

nicht ganz gebrechlich und todt erscheinen soll. Also wieder die Wissenschaft wäre da vonnöthen, deren ich mich nicht mächtig fühle. Dort aber flammt ein hoher Enthusiasmus, eine große Angelegenheit wird von großen Talenten mächtig vorwärts getrieben, die eigne Thätigkeit kann sich emporrichten und stärken durch die fremde; auch Freunde habe ich dort. Wäre es so unrecht, die Kraft der südlichen Sonne an mir zu prüfen? — Ich muß schließen, liebe Rahel, denn die Post geht durch. Am Sonntag mehr, und wo möglich Geordneteres, Besonneneres. Auf keinen Fall bleibe ich länger hier, als bis ich die Kur ausgebraucht habe (das dauert noch drei Wochen). Dann, wenn Ihr nächster Brief es nicht früher herbeiruft, muß das Entscheidende geschehn. Adieu! **A. Marwitz.**

Meine Niece ist bei der Gräfin Brühl in Berlin, wo sie noch vierzehn Tage bleibt.

7.

Friedersdorf, Sonnabend Abend 6 Uhr
den 1. Juni 1811.

Sie haben ganz Recht, liebe Rahel, Talent hat Adam Müller nicht; daß dies Wort nicht das rechte war, fühlte ich, indem ich es hinschrieb. Er hat, wie Sie sagen, Eingebung zum Vergleichen, aber, muß ich hinzusetzen, während er das Aehnliche der Dinge und Verhältnisse auffindet, sieht er das Unähnliche nicht, denn er ist ganz ohne Scharfsinn, darum wirft er einfache und ganz komplizirte Erscheinungen in dieselbe Kategorie, und verwirrt das Gemüth aller Leser auf eine unglaubliche Weise, die nicht die Kraft haben, zu dem *einen* Element, das er heraushebt, die

übrigen, die er nicht heraushebt, hinzu zu denken. Mir wird er nachgrade ganz widerwärtig, nicht bloß wegen seines Unzusammenhangs, seiner Faulheit, seiner rhapsodischen Willkür, sondern auch wegen seiner enormen Dürftigkeit, seiner unausstehlichen Breite, mit der er ein paar Grundgedanken ewig wiederkäuet, seiner Unbekanntschaft mit der Geschichte, die es ihm neben seiner Schiefheit unmöglich macht, sein Buch mit ächtem und reichem Leben zu erfüllen. Ein Philosoph ist er nicht, ein Historiker auch nicht; was bleibt ihm nun übrig, da sein Werk allein in diesen beiden Gebieten wurzelt! — Heute Morgen sah ich etwas ganz Einziges. Es war 3 Uhr vorbei, da wachte ich auf; vor meinem Fenster stand ein Gewitter, große Blitze und starke Donnerschläge folgten unaufhörlich auf einander in ziemlicher Nähe, aber die Luft war ganz still, kein Regen fiel, die Vögel sangen, wie immer beim Sonnenaufgang, und gegen Osten war der Himmel hochroth erleuchtet. Ich trat an's Fenster, um zu sehen woher es komme, da sah ich den ganzen Himmel dicht bezogen, nur am tiefsten Horizont in Osten war ein kleines Streifchen unbewölkt; da ging eben die Sonne auf, feuerroth, und bestrahlte die ganze eine Hälfte der Himmelskugel, wohl eine Viertelstunde stand so das Gewitter still mit unaufhörlichem Blitz und Donner. Dann folgte Sturm und starker Regen. Ich habe so etwas nie erlebt.

Eben komme ich von einsamen Spaziergängen zurück, die mich immer sehr erquicken. Die Landschaft ist hier unendlich mild, fruchtbar lachend und doch dabei großartig, denn man übersieht eine meilenweite Ebene und darauf die größte Mannigfaltigkeit von Aeckern, Wiesen, Dörfern und Städten. Am Abhang der Berge, von denen man diese Aussicht genießt, schlängelt ein Bach, von dichtem Elsengebüsch und Obstgärten umgeben. Da ist angenehm zu wandeln, und schön ist es oben, über diesen reichen Vorgrund wegzusehn. Wie schön Moritz die italiänischen Landschaften

:schreibt! Lesen Sie ihn wo möglich in Töpliz. Sein Stil t ganz ungekünstelt, aber ungemein edel, passend und lieb- h, er ist ein reiner Abdruck seines milden, offnen, liebens- ürdigen Gemüths.

Sonntag, Mittag 12 Uhr.

Ich hätte Ihnen gestern noch vieles geschrieben, liebe ahel, aber ich wurde abgerufen; nach dem Thee ging ich it meinem Bruder aus. Die Sonne ging göttlich unter, vischen blauen Wolken, die langsam wandelten und bis gen die Mitte des Himmels von rothen Lichtern in den underbarsten Schattirungen beleuchtet waren. Später nahm) eine Arbeit für meinen Bruder vor, die mich bis gegen l beschäftigte. Ich schlief sehr schlecht darauf, wachte er- übet auf mit sehr unangenehmer Hitze im Kopf. Das ad erquickte mich, der Kopfschmerz verging, aber die Mat- gkeit blieb. Ueberhaupt machen mich die Bäder zwar off- r, empfänglicher, aber nicht stärker. Adieu, liebe Rahel. h schließe wegen der Post und weil mich das Schreiben igreift. — P. S. Ich muß Ihnen sagen, worin es mir sser geht: 1) spüre ich fast keinen Unterschied zwischen Vor- ittag und Nachmittag, was das körperliche Befinden an- ht. Die schwere Digestion und die Stumpfheit am Nach- ittag sind fast ganz fort; 2) bin ich, heute ausgenommen, Kopf ziemlich heiter, mein Auge ist vollkommen klar und sund. Der Arzt behauptet, daß, wenn die Bäder das ge- ste helfen sollen, ich wenigstens dreißig nehmen muß st Seife und Kleie, jetzt Kräuter, später Stahlbäder). as dauert bis zum 23. Juni. Kann ich alsdann nicht ch Potsdam gehn, so komme ich nach Töpliz. Nehmen ie meinen vorigen Brief nicht wörtlich. Er war in der glückseligsten Stunde geschrieben. In ähnlichen war ich iher auf den (in meiner Lage) verzweifelten Einfall ge- mmen, mit dem er schloß.

A. Marwitz.

8.

Friedersdorf, den 2. Juni 1811.

Alles, meine theure Freundin, habe ich mir überlegt, ehe Ihr Brief kam, und reiflicher, vielseitiger seitdem. Elend leben will und kann ich nicht, der Augenblick, in dem Herzensfülle und Geisteslebendigkeit mich für immer verlassen, ist für mich der, où la vie est un opprobre est la mort un devoir, der Augenblick, in dem sie mich für eine bestimmte Situation verlassen, der, wo ich unter jeder Bedingung, allen Gefahren, allen Schwierigkeiten zum Trotz, mich aus ihr herausreißen muß! Es fragt sich, ob ich jetzt so gegen mein Vaterland gestellt bin? Noch nicht. Noch ist es also vergönnt, zu berathschlagen, auf welchem Wege, ob auf dem einheimischen oder dem ausländischen, ich mich am besten dem Ziele nähere, welches meine Natur mir aufgesteckt hat, nämlich alles Menschliche und Geschichtliche verstehen zu lernen, und verstehend daran zu arbeiten. Die Reise nach der Insel hat für den Augenblick viel Bequemes und auch jene Zwecke Förderndes. Reisen beruhigen das Gemüth und wecken die Lebenslust, indem sie das Neue, Fremde und Edle zeigen, der thätige Müßiggang, welchen sie herbeiführen, würde meine Nerven bald und sicher heilen. Den Staat, der grade jetzt mein nächstes und größtes Problem ist, finde ich dort in höchster Blüthe, und wie in diesem Zustande der vollkommnen Gesundheit seine einzelnen Funktionen sich äußern, würde ich mit heiterm Fleiße beobachten. Von der andern Seite fehlt mir die Kenntniß so manches Einzelnen, so mancher kleinen bedeutenden Triebfeder, und vor allen Dingen bin ich der Sprache gar nicht mächtig für das Gespräch (dort, wenn man Menschen, Sitten, Verfassung, Institute will kennen lernen, ein wohl unüberwindliches Hinderniß). Und bin ich am Ziele, wie

ann? Der Krieg dort ist mein Element nicht, das fühle ch wohl. Er fordert im allgemeinen robuste Naturen, nicht innige, und sollen diese daran Theil nehmen, so müssen ie von Freunden und Stammesverwandten umgeben sein, urch die ihnen jedes Gefecht, jeder Marsch, jede durchachte Nacht zu einem Abentheuer, zu einer eigenthümlichen, anregenden Lebenserscheinung wird. Stehen sie allein, löst sich die ganze glänzende Erscheinung in lauter kleine Quälereien auf, und hohle und gemeine Stimmungen zehren an ihrem Gemüth. Jahre vergehen so in unnützer Thätigkeit, und ist es dann endlich vorüber, so sind auch ie besten Kräfte zerrieben, die liebsten Regungen des Herens erstorben. Besser also, ich versuche zu bleiben. Aber ach Töplitz komme ich fürs erste nicht. Ich muß mir beeisen, daß ich Kraft und Sinn genug habe, um die unheinbare Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zu beseelen meine Gesundheit erlaubt den Versuch). Ich gehe also in ierzehn Tagen von hier nach Potsdam, arbeite, und gengt es, so reise ich auf jeden Fall in der Mitte des Auust Ihnen nach und bleibe den September in Töplitz (ich abe mich so eingerichtet, daß nichts mich hierin hindern ann). Gelingt es nicht, so ist mir das ein Zeichen, daß h fort muß, und dann zögre ich nicht länger. —

Sonntag den 9. Juni.

O Verzeihung, meine theure Freundin, daß dieses Blatt Sie so lange hat warten lassen. Das einliegende war vor cht Tagen geschrieben, und sollte fort in dem Augenblick, ı ich Ihren gewaltigen Brief erhielt. Wie sinnlos, wenn h jene Kleinigkeiten Ihnen gesandt, und auf die große, benentscheidende Frage nicht geantwortet hätte. An jenem age selbst war nicht mehr Zeit dazu, an den folgenden ihlte ich mich zu unwürdig. Wie Gentz muß ich sagen: Was soll ich mein armes Wort gegen die donnernde Musik

Ihres Innern austauschen?" So blieb ich stumm, bei vielen innern Vorwürfen. Mit mir wird es besser. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe; Wille und Thätigkeit bändigen es. Sie gehen nun, liebe Rahel. O seien Sie ja glücklich, machen Sie sich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann ich nicht, und das ist doch noch sehr glücklich. Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen, wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zustand. Indem ich dies schreibe, wird es mir klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, so wie die Seele erstorben, und er eben dadurch entheiligt ist, und wie es bloß ein Glück dieser Zeiten ist, daß andere, äußerlich anständigere Wege offen stehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grausamen. Ich lese viel, fast den ganzen Tag, aber sehr durch einander. Einsame Spaziergänge erquicken mich, und einen göttlichen Jungen habe ich täglich vor mir, den ältesten meines Bruders, von anderthalb Jahren. Wie ein kleiner Löwe ist er, in seinen kleinen Bewegungen fast kolossal, ernst, sanft, gehorsam; wenn er weinen will, und das geschieht sehr selten, so verbeißt er es sich mit der größten Macht, so wie man ihn einen Augenblick ernst und mißbilligend ansieht; er schreit nie, auch jetzt nicht, ungeachtet er seit acht Tagen an den Zähnen leidet, wenig schläft und fast gar nicht ißt (gefährlich ist es nicht). Kommt Varnhagen nach Berlin? Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn sehen, und sagen Sie ihm bei Gelegenheit, daß ich ihm keineswegs grolle. Er glaubt das vielleicht. Ich hatte nämlich in frischem Aerger über seine ersten Zeilen aus

Kommotau, einen, übrigens ganz besonnenen, gehörigen und motivirten Brief an Selby geschrieben; da fand sich denn, was ich hätte voraus wissen können, daß Varnhagen die schon schiefe Ansicht von Selby aufs unmäßigste gespannt und übertrieben hatte. Selby hat ihm deßhalb einen Brief geschrieben, der ihm vielleicht unangenehm gewesen ist. Wird er den ganzen Sommer mit Ihnen in Töplitz sein?

Die Bäder thun mir sehr wohl. Sie erinnern sich der Mauer zwischen mir und der Natur, die mich an dem übrigens göttlichen Abend beim Hofjäger ängstete. Die ist zerstört, meine Nerven sind rein und empfänglich gestimmt, und die Kämpfe gegen die „Herzensmorgue" werden seltner. Ich verstehe die Dichter, Mirabeau, Goethe, Winckelmann, Pindar, freue mich an ihnen, nur der strengen Wissenschaft bin ich noch nicht gewachsen. Adam Müller ist mir widerwärtig, doch werde ich ihn wieder vornehmen; er selbst weiß zwar nichts recht, der hohle, gemachte Gesell, doch regt er in schöpferischen Momenten des Lebens vieles an. Halb gesehn hat er vieles. Das Fragment aus den Wanderjahren las ich vor vierzehn Tagen, und hätte Ihnen damals viel darüber sagen mögen.

Mögen Sie denn meine Briefe? Ich begreife es nicht. Mir kommen sie unendlich schlecht und unkräftig vor. Besonders scheint mir, sind sie auf eine unerträgliche Art unstät. Das Leben soll überall, bis in seine kleinste Erscheinung hinein, ein Ganzes sein, eine Idee soll es regieren, und hier liegt alles massenartig, lose, unverknüpft durcheinander. Die ernste, große, stete Thätigkeit fehlt, die jedem Lebensmoment zum Grunde liegen sollte, und die den einzelnen Stimmungen allein Würde und höheren Gehalt geben kann. Schreiben Sie mir, wo möglich, noch aus Berlin. Haben Sie Schleiermachers gesehn? Die Wucherer öfter? Wahr und erschöpfend ist, was Sie mir über die schreiben. Der unselige Harscher? Er kommt wohl nicht mehr zu Ihnen?

Paulinens Brief ist göttlich. Die Wendepunkte des Lebens berührt er wahr und tief. Sie bleiben doch gewiß bis zum September in Töplitz. Gott weiß, was die Zukunft bereitet. Meiner sicher bin ich nicht. Aber ich meine gewiß, daß ich Sie dann sehen werde. Adieu denn!

A. Marwitz.

9.

Friedersdorf, den 11. Juli 1811.
Dienstag Vormittag 1 Uhr.

Gestern erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, am Nachmittag, an dem ich aus Berlin zurückkam. Hören Sie erstlich meine Widerwärtigkeiten, ehe ich Ihnen antworte. Ich war recht wohl bis auf einige heimlich lauernde Schwäche, konnte fühlen und denken und wollte nun von hier fort. Freitag wollte ich abreisen, am Donnerstag wird mein Bruder arretirt (weil er sich frei und kühn, und im Allgemeinen großartig betragen, und derb gesprochen hatte). Man führt ihn nach Spandau. Hier hinterläßt er alles in der größten Unsicherheit, eine Menge von Dingen angefangen, die unter strenger und genauer Aufsicht fortgeführt werden müssen, wenn sie ihn nicht ganz ruiniren sollen, dabei keinen Aufseher, denn er thut alles selbst mit sehr untergeordneten Instrumenten. Nun mußte ich also hier bleiben, wenigstens so lange, bis die Sache eine entschiedne Wendung wird genommen haben. Wahrscheinlich wird sie in vier Wochen vorüber sein, aber auch die zu verlieren ist unangenehm, widerwärtig, die eigne Bahn verlassen und ganz fragmentarisch und sinnlos in eine fremde Thätigkeit hinein greifen zu müssen. Dabei thut mir die gar viele Bewegung und zumal das viele Rechnen gar nicht wohl. Ich sehe zwar blühend aus, werde stärker, fühle gar keine

Mattigkeit von Gehen oder Reiten, wohl aber (ein böses Symptom) vom Schlafen. Alle Morgen erwache ich müde mit rothen, zuweilen thränenden Augen, und mit Dummheit und Dumpfheit im Kopf, die oft erst gegen Mittag verdunstet (denn wie ein schwerer dicker Nebel liegt sie mir im Gehirn). Dabei ist mein Herz jedoch wohl auf, denn in den ächt gesunden Tagen, die ich gehabt, habe ich es gefühlt, daß meine Natur ganz unschadhaft und angegriffen, und daß alle moralische und intellektuelle Schwäche, an der ich gelitten, nur physische Krankheit ist. In Berlin war ich ein paar Tage, vom Donnerstag bis gestern (Dienstag, 6. Juli), um meinen Bruder zu besuchen und anderer Angelegenheiten wegen. Markus sah ich zufällig am ersten Tage bei Dallach, so bleifarben, so ohne Funken eines höhern Lebens wie je. Dann Harscher, ganz elegant, glaubend aus tiefsten Verstandesgründen und ganz gemäß seiner Lage sich in die neuen Röcke gesteckt zu haben, aber gar nicht einheimisch darin, und daher sehr stark mit dem pli eines Kaufmannsburschen. Und so ist es überall mit ihm. Nichts kleidet ihn von allem was er thut, außer hin und her ein flüchtiger Humor, denn alles Andre ist absichtvoll und erzwungen, ist fremdes Leben, womit er die erstorbne Seele umsonst aufzuwecken strebt. Nun ist auch das vorüber, was seine Erscheinung zu Anfang des Winters mir wenigstens tief rührend machte, die verzweifelnde Klage über sich selbst; denn nun hofft er wieder, glaubt es werde besser werden, und es kann nicht werden, wie ich zu meinem Schrecken nun eingesehn habe, denn alle Kraft zu einem bestimmten Leben fehlt ihm. Von allem, was da ist, trägt er ein hohles, allgemeines Schattenbild in sich, von nichts die lebendige Blüthe oder den frischen Keim. Darum rührt ihn nichts, darum packt ihn die unsägliche Angst, wenn er Dichterwerke vornimmt, von denen er weiß, daß sie herrlich und begeisternd, der Trost und die Freude jedes ächten

Gemüths sind, und bei denen ihm keine Seite seines Innern anklingen will.

Armer! Zeigen Sie dies über Harscher an Varnhagen nicht, sonst begeht mir der eine Perfidie, wenn nicht gradezu doch mittelbar, ohne es zu wollen. Wenn Harscher kräftig genug wäre und nicht zu zerknickt und zerknirscht, so würde und müßte er Sie hassen; jetzt staunt er Ihre Natur an, meint aber, daß sie ganz nach der (wie er denn dies Höhere zugiebt) antiken plastischen Seite hingewandt sei, und daher nicht zureiche, um die höchsten sittlichen Anschauungen zu fassen, das offenbare sich ihm zumal in der Musik, deren Bestes Sie nicht anerkennten, ganz zugethan der frivolen, modern italiänischen Manier; über diese stritt ich nicht mit ihm, erinnerte ihn aber an Ihre Verehrung für die alten strengen: Bach, Händel rc. Dagegen konnte er nichts sagen, es auch nicht nach seiner Art erklären; doch machte es keinen Eindruck auf ihn, wie Sie denken können. Bei Schleiermacher aß ich zweimal.

Mittwoch, den 12. Abends um 6.

Diese schlechten Zeilen schrieb ich Ihnen gestern, liebe Rahel, in größter Eil vor dem Essen. Heute fahr ich fort an einem schönen kühlen Tage, an dem wilde Regenschauer und warmer milder Sonnenschein mit einander wechseln; Sie wissen, wie lachend, wie über alle Maßen jugendlich frisch und in heiterm Glanze dann das Thal erscheint.

Auch bei Ihnen, wenn das Wetter Sie eben so begünstigt, muß es göttlich sein; wie duftend und dunkel der Park, am Gebirg ziehn eilend die Wolken hin; große Risse drein zeigen den Tannenwald, und wie hoch scheinen die Gipfel oben, wenn sie über das kämpfende Gewölk hinausragen. Nie sieht man jene Gegend so schön, so wunderbar mannigfaltig, als eben an solchen schaurigen Tagen. Meine lieben Spaziergänge haben hier leider ein Ende, da sie nun alle



einem äußern Zweck dienen müssen. Und wie leben Sie, liebe Rahel? Rührt Sie innig die schöne Gegend, ist Ihnen das ganze Herz zu stiller Freude, ruhigem Genusse bewegt? Ich frage darum, weil einem auch sehr hohl und leer werden kann in Töplitz wegen des Unzusammenhangs in der Gesellschaft, wegen ihres gänzlichen Mangels an Religion, wegen der städtischen sinnlosen Verrücktheit, mit der alle die Masken durch die wundervolle Natur hindurch rennen, um zum Spieltisch oder sonst einer albernen Beschäftigung zu gelangen. Sehen Sie Rühle öfter? Ist er beim Herzog? Grüßen Sie ihn recht herzlich und sagen Sie ihm, daß mit diesem Briefe zugleich einer an ihn (ein sündenabbüßender [NB. es sind große Kleinigkeiten], versprechenerfüllender) nach Dresden abgeht, und daß ich hoffe, daß er ihn bald erhalten wird. Ich liebe ihn sehr. Er ist ein liebenswürdiger Mensch von der offensten jugendlichsten Freundlichkeit, einer so milden, anspruchslosen, und doch nicht schwachen Persönlichkeit, wie ich kaum eine andre kenne, dabei weiß er viel nach einigen Richtungen hin (Krieg, Mathematik), und kann scharf und eigenthümlich denken, nur hin und her, besonders über menschliche Verhältnisse etwas befangen. Wir haben uns kaum vierzehn Tage gesehn, und er hat mir mit der größten Zutraulichkeit alle Begebenheiten seines Lebens erzählt (auch die, die man sonst einer langen Bekanntschaft aufspart). Schon das wird Ihnen gefallen. Ich kenne niemanden, der durch ein militairisches Leben hindurch, und nach einer militairischen Erziehung (er war Kadet) sein Herz so frisch, so rührbar erhalten hätte.

Adieu, liebe Rahel. Tausend Dinge sollte und könnte ich Ihnen noch schreiben, aber der Brief muß heute fort, und nun muß ich noch an Rühle, an Winterfeld) der die Briefe in Berlin besorgen soll) schreiben. Antwort hierher, über Berlin, Müncheberg und Dölgelin. A. M.

¼12 Uhr.

Weh und wund komme ich hier an, liebe Rahel; mein Freund B. war heute morgen noch einmal bei mir; der Jude hatte sich auf nichts einlassen wollen, und ich mußte ihm nun sagen, daß ich ihm die siebenhundert Thaler nicht geben könnte. Die Thränen traten ihm in die Augen, er küßte mich und ging. Ich zweifelte, ob ich ihm nachlaufen und ihm alles geben sollte und zweifle noch. Er sah mich so an, als ob er es für mich gethan haben würde. Freilich kann er so etwas leichter, weil er unbesonnener ist. Und doch! Eine Wolke von Zweifel, Unmuth und Unschlüssigkeit hat sich über meine Seele gesenkt. Dazu die Scenen von gestern. O, wie die besten Menschen zu einander stehn. So viel Reines, Gutes und Richtiges, ja so viel Liebe war in allem, was mir geschehen ist, und doch scheide ich unbefriedigt, mit verwirrter, verwundeter Seele. Besonders quält mich, wie Sie denken können, das Verhältniß zur —. Ihr liebes, verehrtes Bild ist mir verwirrt durch die affektvolle Spannung, die sich nicht rein lösen läßt, ich finde keinen Standpunkt, keine Worte für sie; dies geht so weit, daß, indem ich Ihnen dies schreibe, und so daran denke, meine Gedanken und Empfindungen schwanken und in einander fließen, und es mir *Mühe gemacht hat*, dies wenige zu fixiren. Was sagen Sie dazu? Sie, die Sie alle meine Fasern kennen. Wie gut, oder wie schlecht ist das? Es ist grade so, wie ich es schreibe; ich darf nur an dies Verhältniß denken, um ängstlich, unbestimmt und unsicher zu werden. Der reine heilige Brief hat nichts gefruchtet. Que ne suis-je assis à l'ombre des forêts! — Die Fahrt hierher war merkwürdig. Die Beiden konnten mir allerlei Interessantes über jetzige Handelsangelegenheiten und einzelne Kaufleute erzählen. Uebrigens gehören sie zu den letzten Sterblichen; *alle* Sinne fehlen ihnen, alles Ursprüngliche, Großartige, Vornehme in der Seele. — Ich

wurde hier unterbrochen durch Gerlach, und muß nun den Brief siegeln. Ob ich Ihnen den Goethe schicken kann, weiß ich noch nicht. Sie erhalten den Novalis.

Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

10.

Friedersdorf, Mittwoch den 31. Juli 1811.
Nachmittag 6 Uhr.

Ich schreibe Ihnen, liebe Rahel, ganz begeistert von Genelli, der eben hier war und die größten Scenen vor mir aufgeführt hat, redend, richtend, prophetisch, priesterlich. Mit mir hat er die wahrsten und scharfsinnigsten Dinge gesprochen über die Lage der Welt und unsres Staats, über die Bildung der Deutschen, Goethe, Schiller ꝛc. Dann ging er mit mir und der jüngsten Gräfin F. (einem hübschen schuldlosen Mädchen) zu dem todten Kinde. Das Kind im Sarge lag vor uns in einem helldunkeln grünen Zimmer; ich stand hinter dem Sarge; links von mir saß auf einem Ruhebett die Mutter in Thränen, neben ihr auf der einen Seite Genelli, auf der andern stand die kleine F. Er sahe eine Weile das Kind an, dann küßte er der Mutter mehreremale die Hand, die er mit beiden Händen gefaßt hielt, und sagte mit tiefer Rührung und aus der innigsten Ueberzeugung: „Dafür giebt es keinen andern Trost, als Gott. Fühlen Sie, daß der ist, so lassen Sie Ihre Thränen reichlich fließen, sie werden Ihnen nicht zu Schaden kommen.“ Wir gingen, ich mit ihm in ein andres Zimmer. „Ich möchte eine Mutter sein, — hub er wieder an, tiefgerührt und mit Thränen im Auge, — nur um diesen Schmerz — zu fühlen; eine solche Fülle des Herzens ist darin. Sich selbst, seine eigne Seele sterben zu sehn.“ Wir kamen nun auf

andre Gespräche. Ich kenne keinen Mann, in dem der Kern des Menschen so ausgebildet, alles Einzelne so auf die höchsten Ideen bezogen wäre, wie bei Genelli. Das Herz brannte mir, mit ihm über Sie zu reden, aber theils war keine Gelegenheit, theils hat er das Unbequeme, daß er mehr Reden hält, als Gespräche führt, und daher den Andern oft überhört. Mit einem solchen ist schwer zu streiten, wenn man nicht eben so gute Reden halten kann, wie er. Dann versteht er mich auch oft nicht, und glaubt mich wahrscheinlich viel dummer, als ich bin.

Donnerstag, den 1. August. Abends 9 Uhr.

Wenige Stunden, nachdem ich Ihnen diese Zeilen geschrieben, starb auch der Knabe, am Abend um ein Viertel auf 11. Der Arzt, der bei ihm war, hatte den ganzen Tag über aus grober Unwissenheit gute Hoffnungen gegeben, obgleich der Tod sich schon der Züge des Gesichts bemeistert hatte. Ich sahe das, ließ mich aber täuschen durch die wiederholten Versicherungen des Mannes. Um 9 Uhr kam Berends aus Frankfurt, und sagte gleich, daß der Knabe im entsetzlichsten Fieber läge; mir, daß er agonisire. Wie soll ich Ihnen die Scene beschreiben, die hierauf folgte? Die Mutter, der nun mit einemmal die fürchterliche Bedeutung der Züge offenbar wurde, die über ihm gebeugt verzweifelnd das fliehende Leben aufhalten wollte. — So eine halbe Stunde; darauf starb er. Nun ging Berends, nachdem er ein paar edle starke, aber wohlthätige Worte zu der Mutter gesprochen. Sie blieb sitzen, zu Häupten des todten Kindes; ich, stumm neben ihr, hatte sie bei der Hand gefaßt; zu den Füßen des Kindes saß Karoline F., die Vestalengestalt, still weinend. Das dauerte bis 1 Uhr nach Mitternacht. Nun legte sich die Mutter nieder; ich ging zu Bett, hatte aber bis 3 Uhr mit einem Gedankenfieber zu kämpfen, dann schlief ich ein. Um 5 Uhr morgens trat

mein Bruder in mein Zimmer. Er kam aus Spandau, wohin ich zu ihm geschickt hatte nach dem Tode des jüngsten Kindes, und wo man ihn hierauf freigelassen. — Wie der übrige Tag bald in Kummer, bald in gesprächiger Trauer verging, wie wir das todte Kind besuchten, das unentstellt, in schuldloser Ruhe, zwischen Blumen, mit einem Asternkranz auf dem Haupte, vor uns lag, das kann ich Ihnen nicht weiter beschreiben.

A. Marwitz.

11.

Friedersdorf, den 13. August 1811.
Abend halb 11 Uhr.

Böse, Böse, warum schreiben Sie mir nicht? Dies ist der dritte Brief, den ich Ihnen zusende, und noch immer keine Antwort. Ich war dieser Tage in Berlin und bei Nettchen Markuse, um dort Nachricht von Ihnen zu erhalten, aber sie wußte nichts, als das Gerücht, das in der ganzen Stadt umherläuft, daß Sie Varnhagen heirathen.

Manches ist mir wieder in dieser Zeit begegnet. Ich ging nach Berlin, um den alten Müller aus Bremen zu sehn, der mit seiner Tochter da war. Die rührendste Erscheinung! Er weinte unsäglich, wie er mich sah; und wie ich zuletzt ging, und ich ihn, wie er behauptete, durch mein Wesen so sehr an seinen Sohn erinnert hatte, da brach ihm gänzlich das Herz. Dazwischen ist er sehr kräftig und lustig, von einer ganz jugendlichen Frische, und von einer so redlichen und liebevollen Treue, daß man alle seine Konfusionen gern übersieht, ja vielmehr sie gar nicht bemerkt. Die Tochter gleicht dem Bruder über alles Maß in den Augen, der Sprache und in der ganzen Art zu reden und sich zu betragen; der ungeheure Schmerz, den sie ewig in sich trägt, bricht nur, wenn man sie allein sieht, gewaltig hervor; in

Gesellschaft weiß sie ihn mit der größten Stärke in stille Ruhe, ja in Heiterkeit zu verhüllen. Sie können denken, wie lieb sie mir geworden ist, und wie ich ihr heiliges Leiden in mein Herz aufgenommen habe, auch ich bin ihr sehr lieb. Sie ist sehr sicher, klar und richtig in ihren Ansichten, sehr wahr, edel und bequem in ihrem Wesen. Wie leid war es mir, liebe Rahel, daß Sie nicht da waren, daß Sie nicht Thränen und Leid mit der Elise austauschen konnten. Ich sprach ihr natürlich von Ihnen. Mich quälte es, daß ich den theuren Leuten gegenüber zuweilen stumpf sein mußte, oder doch nicht tiefbewegt sein konnte; nach sechswöchentlicher beinah vollkommner Gesundheit war ich nämlich in Berlin rezidiv geworden; ein starkes Herzschlagen, schwere Verdauung am Nachmittag, und Angegriffenheit des Gehirns fand sich ein; das stumpfte mich ab, an und für sich, noch viel mehr aber durch die ängstigenden Gedanken, die es in mir aufregte. Gott befreie mich von diesem Uebel, es ist unglaublich groß. Adieu, liebe Rahel. Es ist tief in der Nacht; ich bin heute von Berlin zurückgekommen und dabei fünf Meilen geritten. Hier fühle ich mich wieder ganz wohl, doch ist es am Abend immer besser, als am Morgen. Mein Bruder reist mit meiner Schwägerin bis etwa zum 24. Dann gehe ich fort von hier, und der Teufel muß im Spiel sein, wenn ich nicht in vierzehn Tagen in Dresden bin. Von dort schicke ich Ihnen sogleich einen Boten oder komme selbst. Liebe, warum schreiben Sie nicht? Stört Sie die fremde, frivole Welt, die Sie umgiebt? Gott weiß, wie das zugeht. Ich kann Berlin fast gar nicht mehr aushalten, dagegen bin ich hier ganz glücklich und thätig. Noch Eins. Elise hatte ein bremisches Mädchen mit sich, eine Freundin; so etwas von altdeutschem Wesen ist mir nie vorgekommen, wie man die Frauen auf Holbein'schen Bildern sieht; solche naive Augen und Blicke, eine so fromme Treue in den Mienen, ein so stilles Auf-

merken auf alles um sie her, und neben der demüthigen Ruhe viel Geist und Stärke. Dabei dieselbe Haltung, der vorwärts gebeugte Kopf, die Hände, die sie beim Gehen unter der Brust übereinanderlegt. Ihr Vater war gestorben, daher trug sie immer ein kurzes schwarzes Kleid von wollnem Zeuge, darüber wenn sie ausging, ein großes weißes auch wollnes Tuch, auf dem Kopf einen einfachen weißen Hut mit schwarzem Bande. **A. Marwitz.**

Haben Sie meinen Brief durch Fichte erhalten, einen zweiten durch die Post?

12.

Dresden, den 6. September 1811.
Morgen 7 Uhr im Goldnen Engel.

Gestern, liebe Rahel, bin ich hier angekommen, und habe Ihre beiden Briefe gefunden. Ich schicke Ihnen einen Boten, um zu erfahren, in welcher Stimmung Sie jetzt sind, ob es Ihnen nöthig ist, daß ich Sie von Töplitz abhole, denn auf längere Zeit kann ich nicht hin, äußerer Rücksichten wegen, die ich Ihnen mündlich entwickeln werde, vielmehr aber innerer halber. Mein Geist ist vielleicht schärfer als je, meine Seele erhabener gestimmt. Ich sehne mich unglaublich nach dem Alterthum, nach den großen Kunstwerken der neuen Zeit, nach einer würdigen Einsamkeit, nach solitairen Spaziergängen in Tharant, im Plauen'schen Grund, in der sächsischen Schweiz, mit Ihnen. In euer gemeines Nest, in eure elenden, stagnirenden Koterien, denen man sich doch nicht entziehen kann, und die doch infiziren, mag und kann ich nicht hinabsteigen. Ueberhaupt ist es mir sehr unbequem, auch nur für einen Augenblick nach Töplitz zu gehen, meiner ehemaligen Kammeraden halber, die ich nicht vorbei gehen kann, ohne, wenn auch nicht in

ihrem Sinne, doch in meinem, atroce zu erscheinen; sie aber aufzusuchen würde mich noch mehr quälen, weil es mir Zeit raubt und mir schadet durch ermattende Gespräche und durch die Anschauung dürftiger Verhältnisse. Diese Rücksichten aber fallen weg und ich komme, wenn es Ihnen noch so Bedürfniß ist, wie Sie es in Ihrem ersten Briefe aussprechen. Warum aber? Muß ich Ihnen helfen, von Varnhagen loszukommen? Aber basta! Antworten Sie mir nicht auf diese Fragen, überlegen Sie nur Ihre Lage, die meinige, die in der That große Unbequemlichkeit, Leute vor den Kopf zu stoßen, mit denen ich der Gegenwart und der Zukunft halber in einem freundlichen und ungestörten Verhältniß bleiben will, und bestimmen Sie, was ich thun soll. Soll ich Sie abholen, so komme ich Dienstag, bleibe Mittwoch in Töplitz (im strengsten Inkognito, reden Sie daher zu niemand davon, außer, wenn es nöthig, zu Varnhagen) und Donnerstag reisen wir hierher zurück. Wollen Sie unabgeholt kommen, so schreiben Sie mir, an welchem Tage; ich erwarte Sie alsdann in Zehista, der letzten Station diesseit, im Posthause, und führe Sie in unser Quartier, das unterdeß besorgt sein soll. Liebe Rahel, Dresden ist sehr schön, man kann hier in einem edlen Stile leben, Sie fühlten es, wie Sie hier durchgingen und schrieben es mir. **A. Marwitz.**

13.

Potsdam, Sonntag den 20. Oktober 1811.

Es ist Abends um 8 Uhr, liebe Rahel; seit 6 Uhr las ich im Adam Smith, trank darauf Thee, und wollte nun im Lesen fortfahren, als mir, auf einem Spaziergang im Zimmer umher, einfiel, daß ich besser thäte, an Sie

zu schreiben. Im Ganzen geht es mir hier recht wohl; ich fühle mich wunderbar gestärkt, so daß ich den ganzen Tag über und auch in die Nacht hinein (d. h. bis 10 Uhr) ohne die geringste Unbequemlichkeit arbeiten kann; der Ort ist ganz wie ich ihn brauche, solitair, still, und in vielen Beziehungen sinnig, mein Quartier besser, als ich je eins gehabt. Denken Sie; ich wohne in der großen Straße am Kanal in einem einsamen wohlverwahrten Hause; drei Zimmer, das eine mit der Aussicht auf die Straße, nach Mitternacht, sehr geräumig, mit großscheibigen Fenstern, Pannellen, einer rothen Tapete, um die eine Weinguirlande läuft; zwei Tische, ein guter schwarzüberzogener Sopha, wenige Stühle, eine Kommode, ein Spiegel mit goldnem Rahm, das Bett. Vor den Fenstern eine Allee, dann der Kanal, drüben wieder eine Allee. Zwei Zimmer gegen Mittag; das eine größere im besten Stile modern, mit einer heitern grünen Tapete, an der meine Augen sich von Zeit zu Zeit erholen. Ich esse darin, werde auch vielleicht drin schlafen oder wohnen, nur daß ich für beides bis jetzt die Mitternachtseite vorziehe. Sonst hat dies Zimmer viel Nervenberuhigendes, denn es ist immer ein dämmerndes Licht darin wegen der herabhangenden feinen Rouleaux und der grünen Tapete. Kommt mein Geist über Sie, liebe Rahel? Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich lebe, leben muß? Ganz einförmig. Um 10 Uhr gehe ich zu Bett, um 7 steh ich auf, arbeite den ganzen Tag, nur daß ich gewöhnlich zweimal nach Sanssouci hinaus gehe, und dort auf der Terrasse umherwandle. Ein Königlicher Ort, das kleine Gebäude so, wie kein Privatmann es baut, und wenn er Millionen besitzt, denn für keine kleine Bequemlichkeit des Lebens, keine Sorge, keine Begierde, ist es eingerichtet; nur ein einsamer Monarch kann so wohnen. Möchte ich Ihnen die Naturscenen beschreiben können, die ich da oben erlebt habe, besonders manchen Sonnenuntergang.

Ich habe Stunden lang auf den Stufen der obersten Terrasse gesessen und zugesehn, wie es allmählig dunkelte in den großen Baumgruppen des Gartens, auf den Seen und drüben den Bergen, während die Wolken mit den wunderbarsten Lichtern sich färbten. Heute war es besonders schön, der Himmel glänzte in allen möglichen Farben; die Grasstücke in den Gärten sind noch ganz frisch, auch ist noch vieles Laub an den Bäumen. Menschen scheint es hier gar nicht zu geben; enge Seelen, von den vielen mechanischen Arbeiten, die sie nicht zu beleben wissen, ganz zusammengedrückt, die bessern voll quälenden Ueberdrusses, ohne Genuß der Gegenwart, ohne Aussicht in die Zukunft, — die schlechtern, selbstgefällige Philister. Ich freue mich darum recht auf den kleinen Gerlach, einen muntern lebenslustigen Jungen, denn was brauche ich Ihnen zu sagen, wie langweilig und ertödtend die völlige Einsamkeit auf die Länge wird. Schon jetzt habe ich das einigemal empfunden, besonders in Sanssouci. Was würde ich da nicht mit Ihnen, liebe Freundin, haben reden können, wie klar würde mir der große Mann geworden sein, der da oben in gewaltiger Einsamkeit gelebt hat, da auf der Terrasse gewandelt ist, und wohl oft den stillen gefaßten, aber doch trüben Blick bald auf die Natur geworfen hat, bald auf die Köpfe der großen römischen Republikaner und Imperatoren, die neben seinem Hause aufgestellt stehn. Entsetzlich waren seine letzten Tage, als nun alle Freunde, alle geistreiche Gefährten der Jugend, alle liebe Verwandte gestorben oder abgefallen waren, und er nun allein einem fremden Menschengeschlecht gegenüber dastand, nicht ohne Härte, aber auch nicht ohne tiefes gestandnes Weh des Herzens, wenn die erfüllende Thätigkeit ihn auf Augenblicke los ließ, und er nun die genußlose Gegenwart fühlte, die hoffnungslose Zukunft überdachte. Après nous le déluge, hat er öfter gesagt.

Adieu, liebe Rahel, schreiben Sie mir fleißig und alles.

Sie erhalten den Montaigne und das Geld. Das über die Freundschaft ist bewundernswürdig wegen der reflexionslosen Tiefe und rührend durch die anspruchslose Wahrheit. Ich schäme mich dieses Briefs. Er sagt nichts, wie er sollte. Ein schiefer ungenügender Ausdruck über den andern! Sehn Sie Harscher, Schleiermachers? —

A. Marwitz.

14.

Potsdam, Donnerstag Nachmittag 3 Uhr,
den 24. Oktober 1811.

Was ist das, liebe Rahel? Mißverstehe ich? Warum schreiben Sie mir so? Der äußern Veranlassung wegen hätte ich Ihnen geschrieben? „Zwingen Sie sich nun nicht mehr, mir zu schreiben," sagen Sie darauf. Ich kann mich darüber gar nicht erklären, weil ich es wahrlich nicht verstehe. Haben Sie meinen Brief denn erst am Mittwoch erhalten? Er war am Sonntag geschrieben, wie wahrscheinlich auch darin steht. Mittwoch war ich angekommen; große Schläfrigkeit am Abend. Donnerstag, Freitag, stetes Herumlaufen wegen der Anstellung und des Quartiers, zerstreuendes Leben im Wirthshause, dann am Sonnabend fand ich eins, zog ein, packte den ganzen Tag, am Sonntag war ich gesammelt und schrieb Ihnen. Liebe Rahel, quälen Sie mich nicht! (Sehen Sie mich an bei diesen Worten; ich sage Ihnen dies mit lächelnder Miene, ganz an Sie, an Ihr Wesen denkend, erfüllt, getröstet, angeregt in meiner Einsamkeit durch Ihren Brief, und mit meiner Seele schon weit hinaus über die kleine Disharmonie, die jene ungerechten Vorwürfe in mir hervorriefen. Liebe Seele, was schwankst Du mir so!) Ich freue mich, daß Sie

Wolf so, daß Sie Harscher so gesehen haben. Sie müssen Beide viel sehen; Wolf paßt ungemein für Sie: sein versatiler Geist, seine angenehme, gesprächige, feinsinnige, zuweilen mit allen möglichen Grazien geschmückte Geselligkeit, die große Haltung, die ihm seine tiefe Kenntniß des Alterthums giebt, der Blick auf alle Gebiete des Lebens. Auch den hat er durch das Alterthum, welcher alle Richtungen der Menschheit in großartigen Massen erscheinen läßt, nichts Zersplittertes, nichts Abgefallenes von dem großen Grundgedanken des Seins, nichts in ein kleinliches beziehungsloses Treiben Verlorenes darstellt. Es ist ein immenser Vortheil der wahren Philologie, daß sie ein ganzes nach allen Richtungen hin vollständig gebildetes Leben zu ihren Füßen hat.

Varnhagens Brief hat mir nicht gefallen, was darin nicht, kann ich nicht sagen, und doch: es ist das Beziehungslose, Wüste, durch welches bald Eitelkeit hindurchbricht (wie in der Geschichte von Nostitz. Warum in aller Welt erzählt er die? Dergleichen erzählt man richtigerweise nur dann, wenn man alles erzählt, und das thut er nicht), bald Unverständniß (wie über den Staatswirth Kraus, der den Adam Smith auf die geistloseste und impertinenteste Weise abschreibt, so gemein, daß er zwar dieselben Beispiele gebraucht, aber wo Adam Smith etwa einen Tuchmacher nennt, setzt er an dessen Stelle einen Leineweber; wo Adam Smith sagt: Kalekut und London, er: Trankebar und Kopenhagen. Beides wörtlich wahr. Das weiß V. zwar nicht, weil er Adam Smith nicht kennt, aber doch sollte ihn der dürftige Gesell anekeln). Das über sein Verhältniß zu mir ist ein wenig unsinnig, besonders die Erwähnung eines möglichen Duells. —

Auch gut, liebe Rahel, daß Sie nicht nach Schlesien gehn; ich werde Sie nun den Winter oft sehn. —

Liebe Rahel, sind Sie böse. Aber Sie sind ungerecht. Daß ich Ihnen vor dem vierten Tag schreiben mußte (ich sehe das „mußte" an. Verstehen Sie auch? ich meine, daß es Ihr Bedürfniß und also meine Pflicht war), das wußte ich nicht. Daß Sie sich bei dem Gelde des Briefes wegen bedanken, hinzusetzend: „Sie hätten mir wohl nie geschrieben" (und das nur halb spaßhaft) ist zu arg. — Nach Geschäftsgängen, bei Adam Smith sitzend, mußte ich Ihnen das sagen. —

Sie Häßliche: „Senden Sie mir auch ohne ein schriftlich Wort die beiden Briefe zurück." O Hamlet, welch ein Abfall! Ich bin wirklich böse.

Abends 8 Uhr.

Was soll ich Ihnen von mir sagen, liebe Rahel! Die Tage vergehn mir ungeheuer schnell, weil ich einförmig und beschäftigt lebe, viel in Studien, in praktischen Geschäften noch fast gar nicht, doch wird es nun angehn. Ich habe gelesen 1. Montecuculi's Kriegskunst, in den ersten Tagen aus. Ueber den Mann habe ich Ihnen gesprochen; 2. Cicero's Brutus, ein Gespräch über die berühmten römischen Redner, kundig, treffend und sinnvoll über das Individuelle der Römer und ihrer Kunst, mit größter Gewalt über die Sprache, und mit einer Anschauung der Sache, wie sie nur aus vieler Uebung und langen Studien hervorgeht; 3. viele neue Gesetze. Alle ihre Weisheit haben sie aus Adam Smith, einem hornirten, aber in der beschränkten Sphäre scharfsinnigen Mann, dessen Grundsätze sie bei jeder Gelegenheit mit langweiliger Breite und schülerhaft nachbetend proklamiren. Seine Weisheit ist sehr bequem, denn er konstruirt, unabhängig von allen Ideen, losgerissen von allen andern Richtungen des menschlichen Daseins, einen allgemeinen, für alle Nationen und alle Verhältnisse gleich passenden Handelsstaat, dessen ganze Kunst darin besteht, die

Leute machen zu lassen, wie sie wollen. Sein Gesichtspunkt ist der des Privatinteresse's; daß es einen höhern für den Staat geben müsse, daß er kraft dieses höhern auch dem sinnlichen Erwerb eine ganz andre Richtung geben soll, als derjenige wünscht, der nur gemein genießen will, das ahndet er nicht. Wie sehr muß eine solche Weisheit, mit einem Scharfsinn, den nur der Tiefsinn vernichten kann, mit Kenntniß, ja mit Gelehrsamkeit durchgeführt, dem Jahrhunderte einleuchten, welches ganz von dem nämlichen Standpunkte ausgeht. Ich lese und kritisire ihn. Er liest sich langsam, denn er führt durch ein Labyrinth wüster Abstraktionen, künstlicher Verschlingungen der sinnlich produzirenden Kräfte, wo es nicht sowohl schwer als ermüdend ist, ihm nachzugehn. Ich möchte gern Kourier durch ihn hindurch reiten, und lese daher sehr ämsig, lege aber des Tags doch nie mehr zurück als etwa hundert Seiten. Vierzehn Tage lang habe ich gewiß noch zu lesen. Ich werde zusehn, daß ich einmal ausführlich über ihn schreibe; es ist der Mühe werth, denn neben Napoleon ist er jetzt der mächtigste Monarch in Europa (wörtlich wahr); — 4. Friedrich Schlegels Aufsatz über Georg Forster (gestern Abend). Großartig geistreich, bei der Wurzel fassend, ohne auf Schulbegriffe zu beziehen, im Gegentheil lebendig gewandt, reich an großem Witz, einiges Willkürliche dazwischen und Spuren eines losen Wesens. Lesen Sie den Aufsatz. Er steht in dem ersten Theil der Karakteristiken.

Des Morgens lese ich Scenen aus dem Homer. Schaffen Sie ihn sich an. Ich will Ihnen dann immer schreiben, was ich gelesen habe. Lesen Sie dann gleich Ilias B. 21, V. 34—135. Göttlich naiv.

Was soll ich Ihnen von dem theuern Sanssouci sagen. O könnten Sie nur an einem der hellen sonnigen Mittage hier sein, wo der Naturgeist, ja ich darf wohl sagen Gottes Geist, dort oben sichtbar waltet und stillsegnend hinab

schwebt von dem blauen Himmel auf die bewegte bunte Erde und wieder hinauf. Ich habe mir dort oben zuweilen Worte gesucht, um es Ihnen zu beschreiben, aber sie waren ungenügend, und sind vergessen. Ich wandle dort auf der Terrasse hin und her, sehe mir die Landschaft aus allen Richtungen an, setze mich wohl auf die Quadern vor dem Haus und sonne mich, oder lege mich auf eine steinerne Bank und lese die griechischen Gnomiker (größtentheils Elegien, die aber die höchsten Dinge berühren, kolossal einfach). Das von 12 bis 2 Uhr. Da las ich neulich eine herrliche Elegie von Solon, worin er das Walten der Götter in der Geschichte beschreibt. Am Abend übersetzte ich folgendes Fragment daraus, welches ich Ihnen herschreibe, theils weil es Ihnen gefallen wird, theils weil es grade an dem Tage bei Sanssouci so war, wie die Verse es beschreiben, die ich unterstreichen werde:

Doch Zeus schauet das Ende der Ding'. Urplötzlich wie oftmals
 Sausender Wind im Lenz Wolken vom Himmel verscheucht,
Schnell, der, wenn er des Meeres, des tiefaufwogenden, wüsten
 Grund erregt, und auf fruchtsprossender Erde zerstört
Treffliche Werke, sodann der Götter Wohnung den hohen
 Himmel erreicht und von neu'm Heitre gewähret zu schaun.
Wieder nun scheinet der Sonne Gewalt auf die endlose Erd' hin!
 Strahlend, doch vom Gewölk fiehe ist nichts mehr zu schaun.
Also auch ist die Rache von Zeus; nicht jeglichem zeigt er
 Sich jähzornigen Muths, so wie ein sterblicher Mann,
Aber auch nimmer vergisset er ganz deß, welcher im Busen
 Frevele Tücke bewahrt; sondern am Ende erscheint's.
Dieser nun büßte sogleich, ein Anderer spät, und wenn selbst sie
 Auch entfliehn, und sie nicht packet der Götter Gericht,
Dennoch trifft's; unschuldig sodann abbüßet die Werke
 Oder von jenen das Kind, oder ein später Geschlecht.

Können Sie nicht einmal herkommen, Liebe? Aber schreiben Sie mir's den Tag vorher.

Ihren Spaziergang unter den Linden fühle ich. Groß, gräßlich, wahr. Muß ich Sie nun an die edlen rührenden Worte erinnern, die Sie mir zur Zeit meines großen Elends über die Hülflosigkeit jeder bangen Seele schrieben. O es ist entsetzlich wahr. Wie vieles halb Tröstliche und darum ganz Richtige könnte ich Ihnen sagen von der Erhabenheit Ihres Geistes, der Tiefe Ihres Gefühls, kraft deren Sie die ganze wesenlose Umgebung vernichten, sobald Sie wollen, und hineintreten können in die Herrlichkeit des wahren Lebens. Das ist nichts. Der Gott in Ihnen richte Sie auf! Adieu, Liebe. **A. M.** Gleich Antwort. Ihre Briefe sind mir unentbehrlich.

Ich bin gesund. Alle meine Schwächen sind wie weggeblasen. Nur mein Herz leidet noch zuweilen, und macht mir sehr trübe Stunden. Kaufen und schicken Sie mir doch sogleich das Landrecht. Heute traf ich in Sanssouci einen sächsischen Handwerksburschen. Er fragte mich, ob dies schon Sanssouci sei. Ich sagte ihm, es wäre das ganze Sanssouci. „So?“ ganz verwundert; später, er hätte es sich ganz anders vorgestellt. „Wie denn?“ Wie ein Lager. — Schreiben Sie mir doch, wenn es in Ihre Stimmung paßt, was Wolf von seinen Arbeiten hält. Haben Sie an Gentz geschrieben? „Zu Ihrem Ruhme“ ꝛc. Schicken Sie mir doch auch, wenn es geht, Friedrich Schlegels Vorlesungen über Geschichte. —

A. Marwitz.

15.

Sonntag, den 3. November 1811.

Es ist ganz vergeblich. Ich wollte und mußte heute arbeiten, aber wie soll ich die Wogen besänftigen, die die

harmonischen Stürme Ihres Briefs in mir aufgeregt haben. Campan's Brief ist redlich gemeint, ruht aber doch auf einem schwachen Gemüth. Die gegenseitige innere Ueberzeugung, welche die starken Freundschaften ächter Seelen hervorrufen, fehlt ihm, und so redet er albern und ungezogen von Perfidien und Gefühllosigkeiten. Sie hatten ganz Recht, ihn zu schelten. Göttlich ist, was Sie über Finckenstein schreiben; im Vorbeigehn muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu den klassischen Schriftstellern der Franzosen gehören. Es ist merkwürdig, worin alle schwache Menschen das Beharrliche suchen, nicht in der nothwendigen Wechsellosigkeit einer großen Natur (denn grade die klagen sie bei der ersten Gelegenheit der Unbeständigkeit an), sondern umgekehrt, in den ewig veränderlichen äußern Umständen, in den Kombinationen des Zufalls. Campan giebt lieber die Ueberzeugung auf, die er von Ihrem Wesen hat, als daß er die Regelmäßigkeit des Postenlaufs und überhaupt die gewöhnliche, tausend Veränderlichkeiten unterliegende Ordnung der äußern Dinge bezweifelt.

Dienstag Abend dreiviertel auf 9 Uhr.

Ich hatte diese Zeilen Sonntag früh geschrieben und wurde dabei gestört. Seitdem bin ich anhaltend fleißig gewesen. Mit Adam Smith bin ich bald fertig zu meiner nicht geringen Freude, denn gegen das Ende, wo er auf große Staatsangelegenheiten, Kriegführung, Rechtspflege, Erziehung, zu sprechen kommt, wird er ganz dumm. Das Buch von Friedrich Schlegel habe ich auch bald durchgelesen. Neben der gewissenlosesten Ungründlichkeit und einer ekelhaften Befangenheit in bornirten Vorurtheilen, hat er doch große und geistreiche Blicke. So ist alles vortrefflich, was er über das alte deutsche Kaiserthum in der sechsten und siebenten Vorlesung und an mehrern Stellen über die Formen sagt, unter denen der Adel im Mittelalter er-

schien. Schade, daß wir das Buch nicht zusammen oder zugleich lesen. Es enthält den Stoff zu unendlichen Gesprächen, weil es so vieles berührt und dem meisten eine schiefe Richtung giebt. Bei L. war ich Sonnabend Abend. Ihm fehlt das Rigoureuse; so viel Geist und Bildung, wie man ohne frische muthige Thätigkeit haben kann, hat er ungefähr; doch drücken ihn die Geschäfte, die er auf eine penible und daher überaus zeitraubende Weise treibt, sehr zusammen, und hindern ihn am Fortschreiten. Vor 8 Uhr des Abends steht er nie auf vom Aktentisch. Ueber die Frau bin ich noch nicht im Klaren. Sie ist sehr gutmüthig und ohne Manier, aber wahrscheinlich sehr dumm, schlecht gewachsen, mit einem Gesicht, in dem man nur weniges zurecht zu rücken brauchte, um es angenehm und ausdrucksvoll zu machen, aber eben weil dies wenige fehlt, taugt es nicht. Sie hat schönes, glänzendes braunes Haar. Meine Gespräche mit L. waren oberflächlich, aber imponirten ihm vielleicht, weil ich sie mit großer Sicherheit und Bequemlichkeit ohne Pausen führte, und doch wohl manches ihm neue vorbrachte. Am folgenden Tag (Sonntag) war Ball auf dem Casino, schlechtes, enges, schmutziges, niedriges Lokal, Referendarien, die alle schlecht und nicht ohne Gemeinheit tanzten; unbedeutendes Weibervolk, bis auf eine Frau von P., die schön ist, (hier für überschön gehalten wird). Ich beschriebe sie Ihnen gern, wenn ich sie noch ganz gegenwärtig hätte, doch soll es bei erster Gelegenheit geschehen, wenn ich sie bei Tage werde gesehen haben, denn über Frauen, die ich bei Lichte sehe, kann ich mich gewaltig täuschen. Eben fällt mir ein, daß Sie sie wahrscheinlich kennen, denn sie war den Sommer über in Töplitz. Sie ist aus innerer Freundlichkeit sehr gesprächig, lächelt und lacht gern, dabei ist sie einfach und ganz ohne Manier, in Summa liebenswürdig; an der Natur hat sie viele Lust; ich sprach sehr viel mit ihr. Gestern Vormittag ar-

eitete ich und war auf der Regierung. Nach Tische schlief ch beinah anderthalb Stunden zum Ersatz der Nacht, die h sehr unruhig und unbequem zugebracht hatte, dann ging h in später Abenddämmerung im Schloßgarten spazieren; arauf las ich bis halb 11 Adam Smith und Friedrich Schlegel. Heute war ich wieder in der Dämmerung im neuen Gar=en; lange stand ich unter der Marmorhalle des Palais, nd sah bald über den rasch flutenden See weg, bald, nicht hne Angst vor Geistererscheinungen, in die dunklen Zim=ier des Hauses hinein; die Einsamkeit ist schauerlich dort, ber doch großartig; ich mußte viel über Königthum und ber die jetzige Lage von Deutschland nachdenken. Sie wissen ohl, daß das Haus bald eine Ruine sein wird; an einem Säulengang, der neben den Flügeln fortläuft, ist der Fuß=oden zum Theil nicht ausgebaut, zum Theil schon einge=allen, nach außen hin steht die Marmorbekleidung, inwen=ig sind über den verfallenen Gang hin Breter gelegt, und uch die sind schon verfault. Der König kommt nie hin.

Gute Nacht, liebe Rahel. Freitag komme ich nach Ber=n und bleibe wohl bis Sonntag da.

A. Marwitz.

16.

Potsdam, November 1811.

Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, liebe Rahel, on der ich ganz voll bin. Dichter haben dergleichen oft funden und schöner dargestellt, als ich es werde darstellen nnen; aber zu wissen, daß es wirklich, daß es mitten un=r uns vorgegangen ist, was sie geschildert haben, hat einen nen hohen Reiz.

Ich habe hier einen einzigen nähern Bekannten, den Referendarius Sa. (seinen Namen schreibe ich nicht aus, weil der Brief aufgemacht werden könnte), einer von den unseligen Menschen, um die Himmel und Hölle sich streiten. Sehen Sie ihn in gewöhnlichen Stunden, so erscheint er Ihnen ganz abgelebt, die blauen Augen ganz erloschen; ein ironischer, auch zuweilen boshafter Zug geht über das Gesicht weg, wenn die Langeweile und die Erstorbenheit es auf Augenblicke verlassen. Zuweilen aber hat er erregte Momente; eine starke Röthe bemächtigt sich dann des blassen Gesichts; die Augen werden dunkel und strahlend und es zeigt sich Ihnen plötzlich eine ungemeine Physiognomie, besonders ein feingeschnittenes ausgezeichnetes Profil. Er hat Talent und Gewandtheit, aber zwei Grundeigenschaften konstituiren sein Wesen: einmal ein Gefühl für das Hohe, aber eine Unfähigkeit, es in seinen tiefsten Gründen zu fassen; daher innere Verworrenheit; Verachtung des Gemeinen, aber Unfähigkeit sich davon loszureißen, sittliche Impotenz, Bewußtsein derselben, daher Verachtung seiner selbst und tiefstes inneres Unglück. Seine zweite Eigenschaft ist eine Raserei für den Kampf, ein zweckloser, zerstörender, auf keiner Idee, sondern auf einer wunderlichen physischen Lust ruhender Muth. Kömmt er zu Duellen, die er eifrigst sucht, oder denkt er nur recht lebhaft daran, so schwellen ihm alle Adern, und sein Gesicht gewinnt dann jenen erregten Ausdruck (den aber edlere Stimmungen hervorrufen), den ich Ihnen beschrieben. Er lebte vor drei Jahren in Berlin; ihm gegenüber wurde in der Familie einer alten Französin ein junges Mädchen von italiänischer Abkunft (Emilie Alb—) erzogen. Er sieht sie am Fenster und verliebt sich in sie. Durch Erkundigungen, die er über sie einzieht, erfährt er, daß sie höchst eingezogen und unter strenger Aufsicht lebt, und daß sie nur Einmal in der Woche, am Sonnabend, zu ihrer verheiratheten Schwester in die Gegend von Mon-

bijou geht, bei der sie bis zum Sonntag bleibt. Er grüßt sie nun erst, wenn er vorbeigeht und sie am Fenster ist, sie erwiedert seinen Gruß, nach so eingeleiteter Bekanntschaft lauert er ihr auf, wie sie zur Schwester geht, sagt ihr nach einigen einleitenden Worten mit der ihm eignen Gewandtheit, wie sehr sie ihn interessire, und wie glücklich ihre nähere Bekanntschaft ihn machen würde. Sie zittert an allen Gliedern, faßt sich aber doch und sagt ihm, daß an eine solche Bekanntschaft unter ihren Verhältnissen nicht zu denken sei. Er begleitet sie bis an das Haus der Schwester und kehrt dann zurück. Am folgenden Morgen ist er früh in der Gegend von Monbijou; nach einigem Warten erscheint sie, er folgt ihr in einiger Entfernung; sie geht in die katholische Kirche; dort betet sie inbrünstig; er drängt sich an sie heran, erklärt ihr seine Liebe und daß er ewig unglücklich sein werde, wenn er getrennt von ihr bleiben müßte. Sie ist in der gewaltigsten Agitation, läßt sich von ihm zurückbegleiten, und wie er ihr jene Versicherungen mit dem größten Feuer wiederholt, gesteht sie ihm zu, daß er sie heimlich besuchen dürfe. S. macht mir von ihr folgende Beschreibung: Sie war siebzehn Jahre alt, schlank gewachsen, mit vollem Busen, das Gesicht blaß, die Augen tiefliegend, von einem dunklen unergründlichen Feuer (sein ganz wahrer Ausdruck), mit langen Wimpern, schwarze, und in dichten Locken in das Gesicht fallende Haare, die Züge nicht regelmäßig, aber von dem reinsten und sanftesten Ausdruck, die Lippen von dem frischesten Roth. Sie sprach nicht fertig deutsch, aber gut französisch. Den Tag über wurde sie genau von der alten Französin bewacht; in der Nacht schlief sie allein, aber in einem Zimmer, zu dem man nur gelangen konnte, wenn man durch ein andres, von den Kindern der Alten bewohntes hindurch gegangen war. S. besuchte sie dort. Er wußte sich den Eingang in das Haus zu jeder Stunde der Nacht zu verschaffen, und kam nun

in der Regel um Mitternacht zu ihr. Sie gestand ihm ihre Liebe, war aber so unschuldig und unwissend, daß ihm unreinere Gedanken vergingen, obgleich sie sich ihm nun ganz und mit höchster Gluth hingab (sie war glühend wie ihr Land, sagte er mir). Einmal kommt er zu ihr, von Wein und Aerger übernommen, da benutzt er seine Ueberlegenheit. Sie weint unaussprechlich, Wochen lang; natürlich dauert das Verhältniß fort, sie lebt nur in ihm. Mit den Blumen am Fenster verabredeten sie sich; ging sie zur Schwester, so traf er sie, dann fuhren sie gewöhnlich nach irgend einem entlegenen Dorf (oft nach Lichtenberg). Sie holte dann für ihn einen Stuhl, für sich eine Hütsche, setzte sich auf die, legte Arme und Kopf auf seine Knie und sah ihn Stunden lang unverwandt an, während er ihr erzählte. Sprach er ihr von ganz unverständlichen Dingen (finanziellen, die ihn damals viel beschäftigten), so hörte sie doch mit größter Aufmerksamkeit zu, und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf. Oft fragte sie ihn, ob er auch bete. So dauerte es mehrere Monate. Allmählig wurde er ihrer überdrüßig; gemeiner Ehrgeiz plagte ihn daneben; er wollte steigen (wozu damals Aussichten für ihn waren) und glaubte in dem Verhältniß zu dem Mädchen ein Hinderniß zu sehen. Er kam seltener zu ihr, war kälter; sie schrieb ihm nun die einfachsten, zärtlichsten und rührendsten Briefe, glaubte ihn beleidigt zu haben, und bat ihn dann mit den rührendsten Worten um Verzeihung: t'ai-je offensé, mon cher Edouard, schreibt sie ihm ungefähr in dem einen: ah je t'en demande mille et mille fois pardon, mon cher ami. Oublie mon tort, je t'en prie. So ungefähr, aber alles noch viel natürlicher und edler, und in dem lieblichsten Zusammenhang mit dem Uebrigen (ich schreibe mir nächstens die Briefe ab und schicke sie Ihnen). Er wollte das Band allmählig lösen, und fing daher an, von Verhältnissen zu reden, die sie trennen könnten; erst

verstand sie ihn gar nicht und fragte ihn, wie denn das möglich sei, sie mache ja keine Ansprüche auf ihn, und daran, daß sie ihm gut sei, könne sie doch nichts in der Welt hindern. Wie er deutlicher wurde, sagte sie ihm einmal sanft, sie würde das nicht überleben, ein andermal in der wildesten Empörung, sie könne dann nur Eine Rache an ihm nehmen, sie werde sich einem jeden preisgeben; aber immer noch glaubte sie nicht an seine Untreue. Er wurde nun gefährlich krank; sie erfuhr es und wurde es auch; einmal ließ er sich auf ihre bewegliche Bitte ans Fenster bringen, wie sie ihn sah, fiel sie in Ohnmacht. Er sahe sie nun nicht wieder. Als er gesund wurde, ging er hierher; den Tag vor seiner Abreise schrieb er ihr, den schändlichsten Brief (wie er ihn selbst nennt), worin er in süßen Worten ihr sagt, daß ihre beiderseitige Lage ihnen die Fortsetzung ihres Verhältnisses doch nicht gestattete, und daß er es daher als abgebrochen betrachte. Er hat seitdem nichts von ihr gehört; vor jeder Erkundigung hat er sich gescheut, weil er befürchten muß, das Entsetzliche zu erfahren. Furien verfolgen ihn, besonders seit sein thörichter Traum von Einfluß und Bedeutung im Staat verschwunden ist. Die dunkle Vorstellung dieser Schuld, und einer ähnlichen gegen eine verstorbene Braut, greift in jede seiner Thätigkeiten lebenraubend ein, und eine bleiche Gestalt, wie er sich ausdrückt, begleitet ihn auf allen seinen Schritten. Er hofft nur noch auf einen Krieg. Wie er mir seine Geschichte in den wahrsten und bewegtesten Worten mitgetheilt hatte, verglich er sich mit William Lovell, und erzählte mir, wie er jenen Roman zum erstenmal (lange ehe er Emilien gekannt) gelesen, habe er sich auf das fürchterlichste ergriffen gefühlt, besonders durch die Geschichte von Rosaliens Liebe und Pietro's Ermordung; er habe den Gedanken davon lange nicht los werden können, und seine Träume wären immer davon erfüllt gewesen. **A. Marwitz.**

Gespräch nicht gekommen, aber nie habe er einen Menschen gesehn, der mit der Energie und der Leichtigkeit von allem den Mittelpunkt ergriffe.

Schöne Worte über Harscher: „Die gepeinigte, geistreiche, fromme, angekrankte Seele." (Abscheuliche Pause hier.) Salemon war hier, er schrie im Regen auf dem Hof einigemal nach mir. Ich konnte es nicht über's Herz bringen und machte ihm auf. Jetzt ist es halb 11. Ich erzählte ihm, um mich nicht stören zu lassen, von Rom und Griechenland, und las ihm vor; er hörte es mit halber Theilnahme und anerkennend, war aber innerlich doch leer. Kennen Sie solche Leute, die bis auf einen gewissen Punkt verstehen und sich begeistern, da aber hört es plötzlich auf, man weiß gar nicht warum? Es scheint willkürlich, daß, da sie nun so weit gekommen, sie nicht noch weiter gehn, aber sie können nicht. Es giebt viele der Art. Ueber Harscher hätte ich Ihnen, wäre S. nicht gekommen, viel Gutes und vielleicht Erschöpfendes gesagt. Nun ist es vorbei. Für die Erzählung von Emilie, von dem Abend bei Bethmanns, tausend Dank; ich sah alles. Ich bin ganz fleißig gewesen die Zeit her. Friedrich Schlegel bringe ich Ihnen. Er ist nur vorn erträglich, je weiter er gegen das Ende kommt, desto alberner wird seine Befangenheit, desto unredlicher seine Ignoranz, denn aus bloßem Vorurtheil weiß er manches gradezu nicht, hat instinktartig darüber weggesehn (das ist aber Gewissenlosigkeit). Die nüchternsten, (dummsten) ideenlosesten österreichischen Kaiser, (denn Oesterreich ist das Centrum der Welt, der politische Kern Europa's) sind ihm besonnene Weise, jeder mittelmäßige österreichische General ein Held, die elende Zeit, in der Oesterreich prosperirte (die der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten) die glänzendste Epoche der neueren Geschichte. Mit Smith bin ich fertig. Viele auf unsere Verfassung sich beziehende Dinge habe ich gelesen. Auf Sanssouci war

ich lange nicht, es ist jetzt dort stürmisch und öde, öfter ging ich im neuen Garten, wo der fluthende See und die vielen dichten Tannengebüsche es lebendiger machen, und die Marmorhalle vor dem Hause mir ernste, vornehme, rührende und schwermüthige Gedanken erweckt.

A. Marwitz.

18.

Zum 12. November 1811.

Bei K. war ich noch einmal zu Abend, und heute ging ich mit ihm spaziren. Er ist zu sehr in Geschäften festgerannt und kaum etwas andres mit ihm zu reden, wenigstens ergreift es ihn nicht. Auch dringt er nicht an die Wurzel der Dinge, sondern so lange begleitet er einen, artig, verständig und zuweilen geistreich, bis das Gespräch in die Tiefe gehen, zur Untersuchung werden will, dann wendet er sich ab. Kurz, wie ich gesagt habe, das Rigoröse fehlt ihm. — Sonntag mußte ich einen Brinckmannisch langen Brief an Sch. schreiben. Darum erhielten Sie keinen.

Von der Mutter der B. sagte mir R., ihre große Imbecillität sei das Beste an ihr. Das scheint dumm zu sein, nach dem was Sie mir schreiben. R.'s luden mich ein, mich bei B., die hier das erste Haus machen, präsentiren zu lassen; ich lehnte es ganz gleichgültig ab; wenn sie mir es noch Einmal vorschlagen, werde ich nach einer leichten Wendung des Gesprächs ihnen sagen, daß ich über alle mittelmäßige Gesellschaft zu unmäßig blasirt wäre, weil ich so viele vortreffliche gesehn hätte; dies um den Leuten hier den Gedanken, als ob ich mir ein subordinirtes Referendarienverhältniß gefallen ließe, bei der letzten Wurzel auszu-

reißen. Gute Nacht, Liebe. Freitag sehe ich Sie. Ich bin müde und herabgestimmt.

A. Marwitz.

Lesen Sie im Homer: Ilias B. 22 bis Hektor stirbt, oder halten Sie es bereit, wenn ich komme. Ich war verzückt. Mein Gott, haben Sie denn Goethe's Leben gelesen? Es ist ja heraus!

19.

Donnerstag Abend 5 Uhr den 19. December 1811.

Ich komme eben mit ganz verklammten Fingern von einem abendlichen Spazirgang zurück, liebe Rahel, und will nun Ihren Brief beantworten. Aber sehen Sie meine Buchstaben; mit größter Mühe und Noth werden sie grade und deutlich. Es ist, wie alle diese Tage, unangenehmes Wetter draußen, bis gestern Mittag regnete es immerwährend; da brach die Sonne einige Augenblicke durch das Gewölk hindurch, schwere dunkelblaue Wolken zogen in den wunderbarsten Schattirungen darauf am Horizont herum. Das dauerte von 12 bis 2 Uhr; seitdem ist es wieder grau und trübe. Ich habe wie ein Maulwurf unterdeß in meiner Klause gesessen und immerfort gearbeitet; manche Tage habe ich keinen Menschen gesehn, nicht einmal auf die Regierung bin ich gegangen. Ich stand um 8 Uhr auf, saß kontinuirlich bis 2 ja 3 Uhr bei meinem Aufsatz, aß dann schnell in der Stube, spazirte bis 4 Uhr in meiner großen Vorderstube herum. Dann Licht, und Aristoteles Politik bis 8 Uhr; darauf Thee, Goethe, Müller und Jean Paul bis halb 11. Glauben Sie nicht Johannes Müller in dieser Beschreibung zu hören? Der studirt in dieser Art. Nur einmal war ich

im neuen Garten, gestern mit Redtel auf der Glienicker Brücke, Freitag und gestern Abend in Gesellschaft. Mein großer Aufsatz ist fertig; Ihrem Befehle gemäß habe ich die Homerische Stelle ausgestrichen; über Adam Smith bin ich auf dem sechsten Bogen und werde wohl morgen fertig werden. Mit dieser Arbeit bin ich zufriedner als mit der andern; die Hauptsachen sind berührt und gründlich heruntergemacht, auch ist einiges gut geschrieben. Ich bringe es Ihnen Dienstag oder Mittwoch mit nach Berlin. Aber wie müde bin ich von all dem Schreiben! Große Bücher zu machen wäre für mich entsetzlich. Je weiter man in den Gegenstand eindringt, desto klarer wird es einem, wie man von Anfang alles hätte besser ordnen, gründlicher, faßlicher und energischer darstellen können, und dann hängt doch wieder alles so genau zusammen, daß man nichts einflicken, nichts herausreißen kann, sondern alles umarbeiten müßte, wozu denn natürlich die Lust fehlt. Wie bewundre ich Goethen. Ich habe viele seiner Aufsätze in den Propyläen zum zweitenmal gelesen. Es sind die höchsten Muster des Stils; jedes Wort ist bedeutsam, organisch von Geist und Bildung durchdrungen, die dargelegte Ansicht individuell nüancirend. Diese bis ins Kleinste hineindringende Bildung hat in dem Grade keiner von allen großen Schriftstellern, auch von den Griechen keiner, bis auf Thukydides, der sie in einem ganz andern Sinne hat. Man muß bei dem auf jedes Wort aufmerken, weil jedes drastisch energisch und von den furchtbaren Grazien durchdrungen ist, welche ihn beseelen; bei Goethen ist jedes —

Abend 9 Uhr.

Bis jetzt war K. bei mir, der hier durch in Geschäften reist. Ich habe ihn bedauert. Er war verlegen und innerlich sehr gedrückt, ja voll Gram, dabei etwas verstockt. Ich war anfangs kalt, und sagte ihm sehr entschieden über die An-

gelegenheiten meine Meinung; nicht ein Wort konnte er erwidern, theils aus Verlegenheit, theils weil ich ihn überzeugte. Ich wurde nun gleich weich, wie Sie denken können, und versprach ihm alles Mögliche. Das Gespräch wurde nun allgemeiner, wendete sich auf militairische und politische Angelegenheiten, meine hiesige Lage, die Situation der Regierung; ich las ihm meine Aufsätze vor, war im Ganzen angeregt und sprach gut. Ich war ihm auf eine Weise überlegen, die mich wirklich jammerte, denn er blieb verlegen und unbedeutend; doch war es seine Schuld, denn ich war offen und gut gegen ihn, und er hatte gar keine Ursach zurück zu halten. Denken Sie sich, wenn einem so etwas mit einem begegnet, den man früher in manchen Beziehungen sich untergeordnet hat! Wie quälend ist da eine solche Ueberlegenheit. Und wenn ich nun dabei bedenke, worauf sein ganzes Betragen eigentlich ruht, darauf nämlich, daß er zu Grunde geht unter Sorgen und einseitigen kleinlichen Beschäftigungen, uud auch durch Unglück, daß alle seine guten und großen Eigenschaften in eine allgemeine Versteinerung übergehn, sein ganzes Dasein immer aussichtsloser wird, so grämt mich das. In alles, was er sagte, legte er dies Gefühl eigner Unbedeutendheit und Nichtigkeit hinein. Schrecklich! Den ganzen Winter will er wieder in seiner Einsamkeit zubringen. Ich kann Ihnen heute nichts mehr schreiben, liebe Rahel. Die Scene mit ihm, an die tausend Erinnerungen sich knüpfen, vibrirt zu stark in mir. — Morgen vielleicht noch einige Zeilen, Liebe. Ich war im besten Zug, Ihnen über tausend interessante Dinge zu schreiben, da er kam. Ich danke Ihnen für die Scene mit Harscher; ich erkenne ihn ganz darin. Auch für Varnhagens Brief. Wie man bei solcher Herzens- und Geistesbewegung so ausführliche, glatte, mit so vielem Ueberflüssigen beladene Perioden, und so bedächtig gekritzelte, gradlinige Buchstaben machen kann, begreife ich nicht. Es ist

mir wahrhaftig ein Problem, dessen Lösung mit Varnhagens tiefsten Gründen zusammenhängt. Genesen Sie, Liebe, sehen Sie mit munterm Aug' in die Welt hinein, ich schrieb Ihnen einmal vom Berg und vom Thal; es hat Sie sehr bewegt; ich konnte Ihnen damals nicht antworten, aber wie Sie es nahmen, hatte ich es nicht gemeint. Der Berg gehört auch zur Erde; der frische Lebensgenuß ist auch auf ihm vergönnt, nur gedämpfter, milder, weniger persönlich, und an die größten geistigen Anschauungen geknüpft. Der soll, der wird Ihnen bleiben, Liebe. Sie schrieben mir früher einmal von dem Glück, das aus der Harmonie des innern Daseins, der vollendeten Klarheit über sich und die Welt hervorgeht, und nannten es das Höchste, das eines beständigen Wachsens auch für Sie fähig. Wer hat größere Ansprüche darauf als Sie? Ich weiß es wohl, Sie brauchen lebendigen Reiz, persönlichen Umgang, aber jenes andre Glück fassen Sie doch auch. Können Sie es sich nicht näher bringen? Seien Sie nicht so betrübt, Liebe. Adieu. Sonntag Abend oder Montag früh sehe ich Sie.

A. Marwitz.

20.

Mittwoch am Neujahrstag 1812. Abends 5 Uhr.

Nicht in der besten Stimmung ergreife ich die Feder, um Ihnen, liebe Rahel, zu antworten. Ich bin müde und stumpf vom vielen Arbeiten, das Auge und der Sinn „suchet lebendigen Reiz" und findet ihn nicht. Denken Sie! seit ich Berlin verließ, bin ich bis gestern früh, wenige Abendstunden ausgenommen, ununterbrochen zu Hause gewesen, und mußte es sein, wegen des schmählichen Wetters und fehlender Gesellschaft. Redtel nämlich ist in Berlin, Sale-

mon, der mich eben wieder durch gränzenlose Stumpfheit gequält hat, kein rechter Umgang für mich, weil er alles nur halb fühlt und faßt, wenig weiß, und dabei nicht unschuldig und freundlich ist, nicht rein aufnimmt, sondern meist auf eine unreine Art gegen fremde Ueberlegenheit ankämpft; überhaupt ist er mehr auf einen persönlichen und darum selbst gemeinen Krieg gegen das Gemeine gestellt, als auf ein Ergreifen und Würdigen des Hohen und Rechten, ohne welches jener Streit doch roh und leer bleibt. Ich sehe ihn daher selten. Zur B. gehe ich nicht, weil ich mit ihrem Mann in einen unsichtbaren Krieg verwickelt bin (wir fühlen nämlich beide den furchtbaren und nie zu versöhnenden Gegensatz unsrer Naturen, und er haßt mich deßhalb), sie aber hat mich nicht so eingeladen und behandelt mich überhaupt nicht so, daß ich dessenungeachtet ohne große Unbequemlichkeit kommen könnte. Außerdem nun ist kein Mensch hier, mit dem ich etwas haben könnte, und wäre Berlin nicht so nah, so müßte ich verzweifeln. Denn hören Sie einmal. Donnerstag Abend kam ich von Berlin. Freitag war ich den ganzen Tag zu Hause (ich esse nämlich auch zu Hause); am Morgen las und schrieb ich an einer juristischen Arbeit, die ich zum Examen machen muß, von halb 9 bis 3 Uhr. Dann gegessen, und bis 5 in meiner großen Stube umher gegangen, am Ofen gestanden, und den Gedanken freien Lauf gelassen. Gegen 5 Licht. Ich las und excerpirte Niebuhrs römische Geschichte bis 11 Uhr. Sonnabend früh bis 2 wieder juristische Arbeit; darauf ging ich zu Salemon, las dem ein Memoire meines Bruders über den preußischen Krieg vor, welches ich Ihnen bei Gelegenheit schicke oder bringe; um 4 Uhr kam ich zurück, aß, erhielt Ihren Brief, war sehr abgespannt und dabei etwas unwohl, hatte zu hastig gegessen, freute mich daher nicht besonders daran. Salemon hatte mich sehr gequält, am Abend zu ihm zu kommen, ich konnte es ihm nicht ab-

schlagen, war indeß lange bei mir unschlüssig, ob ich Wort halten solle, denn eigentlich wollte ich Niebuhr lesen; jedoch, da ich ihm später einen Abend hätte widmen müssen, und ich einmal aus der rechten Ruhe heraus war, so ging ich. Er mußte mir im Simplicissimus, den ich mitgenommen, vorlesen; ich ließ mich ganz gehen, hörte auf das gelassenste zu, und kam so wieder zu einer ganz kräftigen Stimmung, in der ich zu den Gedichten des Mahlers Müller griff, die er auf mein Anrathen gekauft hat, und ihm daraus vorlas. Sie sind stark und naiv, setzen aber die rohe Naturkraft überall als das Höchste, und sind daher dürftig, wo sie in ein vielseitig gebildetes Leben hineingreifen (wie in seinem Faust); seine idyllischen Darstellungen dagegen sind göttlich, unvergleichlich; alles Liebliche und Schmerzliche und Starke der Liebe, das Edle der Leidenschaften, und von der andern Seite die Gemeinheit und schwächliche Verworfenheit, die sich in unserm Leben für Recht und Tugend und Sitte ausgiebt, — dies alles kennt und schildert er, wie kaum einer. Lesen Sie ihn ja. Genelli pries ihn mir zuerst. — Weiter in der Kronik. Ich blieb bis 12 Uhr bei Salemon. Den andern ganzen Tag las ich an Niebuhr (denn es geht mit dem unendlich schwer und langsam); ich ging zwar am Nachmittag zu Redtel, indeß der war grade nach Berlin gereist, und nun war es schon zu spät und widerwärtig kalt, so daß ich nicht spaziren gehen mochte. Ich daher wieder nach Hause, und den Abend geharzt (nach Harschers Ausdruck, für: gearbeitet). Montag schrieb ich wieder von halb 9 bis 3 Uhr an der juristischen Arbeit; dann aß ich, ging dann zu einem Herrn von Röder (Wilhelm) *), Kapitain bei der Garde, einem Mann, der den Verstand und die Bildung hat, die in unsrer Zeit so sehr gäng und

*) Blieb 1813 in der Schlacht bei Kulm, als Major im Generalstabe.

mon, der mich eben wieder durch gränzenlose Stumpfheit gequält hat, kein rechter Umgang für mich, weil er alles nur halb fühlt und faßt, wenig weiß, und dabei nicht unschuldig und freundlich ist, nicht rein aufnimmt, sondern meist auf eine unreine Art gegen fremde Ueberlegenheit ankämpft; überhaupt ist er mehr auf einen persönlichen und darum selbst gemeinen Krieg gegen das Gemeine gestellt, als auf ein Ergreifen und Würdigen des Hohen und Rechten, ohne welches jener Streit doch roh und leer bleibt. Ich sehe ihn daher selten. Zur B. gehe ich nicht, weil ich mit ihrem Mann in einen unsichtbaren Krieg verwickelt bin (wir fühlen nämlich beide den furchtbaren und nie zu versöhnenden Gegensatz unsrer Naturen, und er haßt mich deßhalb), sie aber hat mich nicht so eingeladen und behandelt mich überhaupt nicht so, daß ich dessenungeachtet ohne große Unbequemlichkeit kommen könnte. Außerdem nun ist kein Mensch hier, mit dem ich etwas haben könnte, und wäre Berlin nicht so nah, so müßte ich verzweifeln. Denn hören Sie einmal. Donnerstag Abend kam ich von Berlin. Freitag war ich den ganzen Tag zu Hause (ich esse nämlich auch zu Hause); am Morgen las und schrieb ich an einer juristischen Arbeit, die ich zum Examen machen muß, von halb 9 bis 3 Uhr. Dann gegessen, und bis 5 in meiner großen Stube umher gegangen, am Ofen gestanden, und den Gedanken freien Lauf gelassen. Gegen 5 Licht. Ich las und excerpirte Niebuhrs römische Geschichte bis 11 Uhr. Sonnabend früh bis 2 wieder juristische Arbeit; darauf ging ich zu Salemon, las dem ein Memoire meines Bruders über den preußischen Krieg vor, welches ich Ihnen bei Gelegenheit schicke oder bringe; um 4 Uhr kam ich zurück, aß, erhielt Ihren Brief, war sehr abgespannt und dabei etwas unwohl, hatte zu hastig gegessen, freute mich daher nicht besonders daran. Salemon hatte mich sehr gequält, am Abend zu ihm zu kommen, ich konnte es ihm nicht ab-

schlagen, war indeß lange bei mir unschlüssig, ob ich Wort halten solle, denn eigentlich wollte ich Niebuhr lesen; jedoch, da ich ihm später einen Abend hätte widmen müssen, und ich einmal aus der rechten Ruhe heraus war, so ging ich. Er mußte mir im Simplicissimus, den ich mitgenommen, vorlesen; ich ließ mich ganz gehen, hörte auf das gelassenste zu, und kam so wieder zu einer ganz kräftigen Stimmung, in der ich zu den Gedichten des Mahlers Müller griff, die er auf mein Anrathen gekauft hat, und ihm daraus vorlas. Sie sind stark und naiv, setzen aber die rohe Naturkraft überall als das Höchste, und sind daher dürftig, wo sie in ein vielseitig gebildetes Leben hineingreifen (wie in seinem Faust); seine idyllischen Darstellungen dagegen sind göttlich, unvergleichlich; alles Liebliche und Schmerzliche und Starke der Liebe, das Edle der Leidenschaften, und von der andern Seite die Gemeinheit und schwächliche Verworfenheit, die sich in unserm Leben für Recht und Tugend und Sitte ausgiebt, — dies alles kennt und schildert er, wie kaum einer. Lesen Sie ihn ja. Genelli pries ihn mir zuerst. — Weiter in der Kronik. Ich blieb bis 12 Uhr bei Salemon. Den andern ganzen Tag las ich an Niebuhr (denn es geht mit dem unendlich schwer und langsam); ich ging zwar am Nachmittag zu Redtel, indeß der war grade nach Berlin gereißt, und nun war es schon zu spät und widerwärtig kalt, so daß ich nicht spaziren gehen mochte. Ich daher wieder nach Hause, und den Abend geharzt (nach Harschers Ausdruck, für: gearbeitet). Montag schrieb ich wieder von halb 9 bis 3 Uhr an der juristischen Arbeit, dann aß ich, ging dann zu einem Herrn von Röder (Wilhelm) *), Kapitain bei der Garde, einem Mann, der den Verstand und die Bildung hat, die in unsrer Zeit so sehr gäng und

*) Blieb 1813 in der Schlacht bei Kulm, als Major im Generalstabe.

muß. — Heute morgen fiel mir ein, daß Bossuet eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Major von Möllendorf hat, die nämlich, daß ihm die Religion auf eine konfuse Weise imponirt — ein Grundgefühl, welches er durch eine Menge von Lügen, Falschheiten und Affektationen widrig verhüllt und vergemeinert hat, aber welches doch da ist. Er ist ohne alle Klarheit und ohne alle Tiefe in seiner Anschauung des Göttlichen, aber l'élevé, und zumal le lugubre desselben rührt und erschreckt ihn gerade so, wie jenen die Orgel. Adieu, liebe Rahel, ich weiß Ihnen in diesem Augenblick nichts weiter zu schreiben, auch darum nicht, weil ich die schlechteste Feder habe, die mich in meinen Gedanken, nach der uns bekannten Art hemmt. Schreiben Sie ja an Gentzen. Schelten und ängstigen Sie ihn so, daß er gleich antworten muß.

A. Marwitz.

22.

Montag, den 19. Januar 1812 früh 10 Uhr.

Wie soll ich Ihnen danken, liebe Rahel, für Ihren lieben Brief, den ich in diesem Augenblick erhalte, und wie mich entschuldigen! Aber ich konnte Ihnen nicht schreiben. Ich kam spät in der Nacht nach 12 hier an, fand alles gräulich kalt, konnte daher nicht einschlafen, stand am andern Morgen spät auf, mußte auf die Regierung, ließ mich zwingen (denn Sie wissen doch, daß ich darin bin, wie Sie), mit dem kleinen Gerlach spaziren zu gehn, zu reden und zu streiten, während ich Ihnen in den letzten einsamen Momenten hätte schreiben sollen. Wie ich zu Hause kam, war Sch. da, der nun den ganzen Tag neben mir saß, und das Klima s e i n e s Wesens über mich verbreitet hat,

welchem ich mich erst jetzt entziehen kann, wo Ihre lieben, mir an die Seele dringenden Worte hindurchreißen, wie plötzliche Heitere von oben. Ich habe mich übrigens recht wohl befunden in diesem Klima. Sch. war durchaus milde, theilnehmend, eingehend, komisch, unpersönlich und hin und her sehr edel gestimmt; sein Gemüth hat einen sehr liebenswürdigen Grund, der aber in fremder Gesellschaft schwer hindurch scheint durch eine Decke von körperlicher und geistiger Ungewandtheit. Er ist nicht vielseitig und großartig gebildet (wodurch man allein die Ecken natürlicher Häßlichkeit) dies im weitesten Sinne, ausgedehnt auf Haltung, Bewegung 2c. abschleift; aber er hat ein weiches Herz, einen kräftigen Sinn und ist tapfer. Von allen deutschen Dichtern kann er nur noch Goethe lesen (Tieck nicht mehr). Er bringt Ihnen diesen Brief und wünscht Fouqué zu sehn (aus äußern Gründen); ich habe ihn auf den vorbereitet und ihm gesagt, daß er ihn von der ritterlichen, und soldatischen Seite angreifen muß. Können Sie sie beide zusammenbringen, so ist es mir lieb, und für die Gesellschaft wird nichts Ungeschicktes und Verlegenes daraus entstehn. Ich habe mich übrigens mit Sch. nicht so zersprochen, wie mit Reinhardt; am Morgen und Abend arbeitete ich doch wenigstens sechs Stunden, war also selten ermattet, wenn die Gespräche wieder anfingen. Diese waren mannigfach, da wir so sehr viel mit einander gelebt haben (von frühester Zeit an) und es also weder an Erinnerungen fehlte, noch, bei der spekulativen Tendenz, die er ungebildet, bei der Begeisterung für das Aechtsittliche und Edelstarke und Poetischheroische, die er rein in sich trägt, — an Untersuchungen und Erzählungen aus der großen Historie von meiner Seite. Wie Wenige haben für das letzte Sinn! Nun saßen wir aber den ganzen Tag (auch wenn wir arbeiteten) in der nämlichen Stube, ich am Schreibtisch, er hinter mir, lesend, auf dem Sopha; da konnte ich Ihnen nicht schreiben; ich

war zu befangen, auch gab es zu viele Störungen u. s. w. Verzeihung, Liebe. Wenn ich meine Einsamkeit wieder habe, will ich alles wieder gut machen durch die weitläufigsten Briefe. Alles in Ihrem Briefe ist mir lieb. Mein Herz dankt Ihnen für den Anfang; was sie mir über Fouqué, Stuhr, die Schleiermachers und Iffland schreiben, interessirte, erregte und ergötzte mich. Nur Ihre Briefe können einem das Leben unmittelbar in seinen Massen und zugleich in allen seinen kleinen bedeutenden Beziehungen vor die Seele bringen. Ihre wachsende Vornehmheit hat meine größte Approbation. Adieu, liebste Freundin. Ich muß jetzt auf die Regierung. Spätstens Sonnabend sehe ich Sie, doch schreibe ich wohl vorher.

A. Marwitz.

23.

Potsdam, Montag den 2. Februar 1812.

Ihren Zettel, liebe Rahel, habe ich heute früh erhalten. Ich werde an Willisen schreiben und den Brief hier einlegen. Ihr Bruder wird wohl die Gefälligkeit haben, ihn mit einer Anweisung, welche ich Sie bitte ihm zu geben, an ein Bankierhaus in Wien zu schicken. Dort müssen sie den Brief mit der Anweisung an Willisen besorgen, der auf der Zeichnungskanzlei zu erfragen ist. Ich glaube zwar nicht, daß er gefährlich krank ist, da er mir vom kalten Fieber schrieb, indeß thue ich es auf allen Fall. Ich selbst bin nicht ganz wohl, d. h. nicht ganz frisch. Der Kopf ist mir ein wenig eingenommen und ich fühle eine gewisse Seelenmüdigkeit. Ich habe viel gearbeitet, besonders viel gelesen, an den Vormittagen das ganze Pack Hardenberg'scher Gesetze, am Nachmittag und Abend Aristoteles; an einem

müden Tage, als Münster von hier wegging, Duclos größtentheils; er gehört zu den durchaus subordinirten Geistern, alles Karakteristische hat er von Saint-Simon; dabei weiß er nicht, daß er, der nichts selbst gesehen und erlebt hat, nicht Memoiren, sondern Geschichte schreiben muß. Die Zeit, die er schildert, ist traurig, überall die größte Erschöpfung, bigotte Superstition und ruchlose Liederlichkeit matt kontrastirend; Alberoni ist der stärkste Kopf, er leistete nichts, weil ihm eine edle und herzhafte Persönlichkeit fehlte. Er war fein, brutal, und umfassend, aber zugleich niederträchtig, daher imponirte und begeisterte er nicht, wurde auch noch mehr gehaßt und verachtet als gefürchtet. Karakteristisch für ihn ist, daß ihn der gichtische Marquis im Zimmer der Königin vom Stuhl aus prügeln konnte. Wem so etwas geschehen kann, der richtet nichts Großes aus. Den Regent karakterisirt die Geschichte, daß, als die spanische Verschwörung entdeckt war, Dubois ihm am Abend die entscheidenden Papiere nicht mehr vorlegen konnte, weil seine Orgien anfangen sollten. Wäre das bei P. L. möglich gewesen? Ich glaube wohl, wenn er in einer so welken, unruhigmatten Zeit aufgetreten wäre, wie die des Regent war. Doch hatte L. mehr Gemüth; die Talente des Regent drangen alle nur bis dicht ans Herz; sonst eine gräßliche Aehnlichkeit. Die nämliche Unfähigkeit zu einer ernsten, strengen geordneten Thätigkeit; die nämliche innere Zerstörung durch ein unglückliches Verhältniß zu der herrschenden Linie und durch die daraus entsprungne übermäßige Liederlichkeit, in der alle Seelenkraft mehr und mehr unterging, die nämliche Schwäche gegen schlechte Umgebungen, der nämliche Muth, dieselben gefälligen Gaben. Sie sahen es mit Schrecken, und sagten es mir, wie sehr das auf L. paßt.

Ich las noch kleine lateinische und deutsche Schriften von Fr. Aug. Wolf, die lateinischen größtentheils kleine Vorreden zu den Lektionskatalogen der Universität Halle, vortrefflich

geschrieben, mit den geistreichsten Wendungen, und alles auf eine gediegene und großartige Ansicht des Lebens zurückführend. Vorn ist eine Gedächtnißrede auf Friedrich den Zweiten, bei dessen Todtenfeier in Halle für die Universität geschrieben, vortrefflich mit tiefster Veneration. Die deutschen Aufsätze bringe ich Ihnen mit. Viele seiner Schwächen und Schlechtigkeiten kommen darin hervor. Auch von Marheineke (Professor in Berlin, der jetzt vielen Ruf hat unter den Theologen) las ich über Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, fleißig, aber aus ziemlich nüchternem Gemüth. Nun noch die Chronik, liebe Rahel, Mittwoch Abend um 8 nach schneller Fahrt hier angekommen. Ich ging mit Münstern aufs Casino, war gräßlich müde, amüsirte mich aber doch an allerlei Lustbarkeiten, die vorfielen. Bis Donnerstag Nachmittag blieb Münster, ich mußte mit ihm gehn und reden; am Abend las ich Duclos. Ich war sehr müde, konnte nach 9 nichts mehr verstehen und gegen halb 10 die Augen nicht mehr aufhalten. Ich schlief lange; Freitag früh nahm ich die Gesetze vor (lose Waare, ein Gewebe von moderneleganter Dummheit, Unwissenheit, Lügenhaftigkeit und Schwäche; was Albernheit und was Gesinnungslosigkeit ist, kann man nicht unterscheiden). Gegen Mittag ging ich auf die Regierung. Salemon wollte bei mir essen, ich schlug es ihm ab. Nachmittag war der kleine Gerlach ein paar Stunden bei mir. Abend war Picknick der Offiziere, ich da; Wiederholung der alten Bemerkungen; allgemeine Nichtigkeit, Frivolität, die halb aus innerer despondency hervorgeht; bei Tisch saßen sie in großen Haufen beisammen, sprachen aber nicht ein Wort, — ein gräßlicher Beweis, wie sehr aller esprit de corps unter ihnen untergegangen ist; ich habe Ihnen wohl erzählt, wie in Oesterreich über die beschränktesten Gegenstände ewig gesprochen wurde, weil Interesse für einander und für diese Gegenstände da war. Ich

sprach mit der B. und einer andern hübschen Frau; sie ennuyirten mich. Sonnabend war ich bis auf die Klavierstunde den ganzen Tag zu Hause, und saß fest bei den Gesetzen, Aristoteles und Marheineke. Der kleine Gerlach war Nachmittags einige Stunden bei mir; wir redeten lebhaft; er stritt gegen die Philosophie, als eigne und von der Poesie streng geschiedene Wissenschaft, und gegen die Würde des Denkens, rasch und gewandt. Auch gestern und heute war ich den ganzen Tag zu Hause. Ich werde summarisch, liebe Rahel, weil ich nach dreitägigem Einsitzen heute ausgehn will, und es ist schon spät, 8 Uhr vorbei; sonst sollten Sie noch einiges über Ihren Zettel hören. Also Adieu, Liebe.

A. Marwitz.

Ich habe Willisen geschrieben, daß er die Anweisung durch den Ueberbringer des Briefs erhalten wird.

24.

Mittwoch Abend 8 Uhr, den 5. Februar 1812.

Ich will Ihnen einige Zeilen über Duclos schreiben, den ich eben geendigt habe. Ich beurtheilte ihn in meinem vorigen Briefe falsch, denn er hat bei aller seiner Ungeschicktheit doch etwas, was ihn vor allen Franzosen auszeichnet, nämlich einen Frost des Karakters, eine Wahrhaftigkeit, einen gewissen trüben Tiefsinn über Menschen und menschliches Handeln, Einsicht in den sittlichen Verfall, und die daher entstehende Schwäche seiner Regierung, Schmerz darüber, der sich mit Ekel und Widerwillen gemischt hat — wodurch er an Tacitus erinnert; ja jene Ungeschicktheit selbst, von diesen höhern Eigenschaften getragen, ist eigenthümlich

eben klar hatte, und der mich interessirte, auf einen andern hin, welcher mit jenem in gar keiner Verbindung stand. Ich antwortete daher oft verquer, die Leute aber entgegneten mir nichts, theils weil sie überhaupt verschüchtert waren durch meine Probearbeiten (die hier unendlichen Rumor erregt haben) und durch meine ganze Stellung zu ihnen, den Leuten, theils weil sie mich nicht verstanden, und sich zu blamiren fürchteten, wenn sie fragten. Der ziemlich moderne Jurist fing sein Examen mit der Frage an: welches ist das Verhältniß des Göttlichen zum Staat? Ich meinte, er ziele hiermit auf die Antwort, daß der Staat nicht ohne eine Begeisterung für das Ueberirdische zu denken sei, und gab ihm diese (mit welchem Widerwillen, welcher Scham an dem Ort, und nachdem ich unmittelbar vorher von der Girobank hatte reden müssen!). Er aber hatte auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit gezielt!! So waren denn die meisten Fragen; man konnte tausend Antworten darauf geben. Genug von der ekelhaften Pasquinade. Daß ich durchgekommen, versteht sich.

Ich muß es Ihnen wiederholen, liebe Freundin, ich habe übrigens genußlos und gemein gelebt, ohne eine Seelenerhebung, ohne irgend eine kräftige Uebung des Talents. Ein paar gute Stunden habe ich mit dem kleinen Leopold Gerlach gehabt; er ist voll Geist und Lebenskraft, unbefangen, fühlt und denkt immer neu, nur mir freilich ein wenig zu neu, denn es gränzt an das Desultorische. Ich werde ihn zu Ihnen führen, wenn Sie gesund sind.

Ich habe den ersten Theil von Mirabeau's histoire secrète de la cour de Berlin gelesen. Von Friedrich dem Zweiten sagt er, zwei Drittel von Berlin beeiferten sich nach seinem Tode, ihn für einen gewöhnlichen, ja untergeordneten Menschen zu erklären: „Oh! si ses grands yeux, qui au gré de son ame héroique portaient la séduction ou la terreur, se rouvraient un instant, auraient-ils *le courage de*

mourir de honte, ces adulateurs imbécilles!" Von dem neuen Eide, den die Soldaten nach seinem Tode leisteten: „Ces groupes de soldats, qui pendant toute la matinée, inondaient les rues, *cette précipitation du serment légionnaire*" hätten angedeutet, daß der Herrschende viel mehr König einer Armee als eines Volks sei. Sie sehen ein, daß ich diese Stelle nur anführe wegen der schönkomponirten unterstrichenen Worte. Herrliche Karakteristiken des Prinzen Heinrich, des verstorbenen Königs, des Herzogs von Braunschweig; nur schlägt er den letzten, wie überhaupt die militairischen Fähigkeiten der preußischen Generale und die Kraft des preußischen Heeres zu hoch an; desto penetrirender durchschaut er die übrige Schwäche, den Geist des Ganzen, den gänzlichen Mangel an ausgezeichneten Menschen, den matten Gehorsam des Volks. Es sei fröhlich gewesen bei der Huldigung, sagt er, nur freilich glichen seine höchsten Emotionen kaum den ersten leisesten Bewegungen eines andern. Ein verachtender Zug geht durch das Ganze hindurch; die Einsicht in unsre Ungeschicktheit, unsre geistige Armuth, unsre Ruppigkeit. Einige Zeichen der Zeit trägt er an sich, so die schon erwähnte Verehrung der preußischen Taktik, dann den Glauben an die alte Politik und die Wirksamkeit ihrer Kunstgriffe, die Allianzen, Koalitionen 2c.

Dienstag Vormittag 10 Uhr.

Ich mußte gestern aufhören, und will jetzt nur noch einige Zeilen hinzufügen, zwischen dem Aristoteles, den ich eben verlasse, und den Akten, die ich vornehmen muß. Das Blut steigt mir ein wenig nach dem Kopfe, doch bezwinge ich es, und nöthige mich zur Klarheit und Denkkraft. Gestern Abend las ich eine kleine Schrift des Tacitus, die Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters, des Julius Agricola, sehr schön mit durchgängiger Wortbedeutsamkeit, überhaupt mit der sinnigsten Behandlung der Sprache geschrieben,

bei dürftigem Stoff. Die Mémoires de Richelieu von Soulavie sind sehr schlecht, gar nichts Neues darin, sie sind verschieden, wie ich erst aus der Vorrede sah, von der Vie privée, die wahrscheinlich alles Merkwürdige enthält. Adieu, Liebe. Ich ahnde, daß Sie besser sind; darum fragte ich gar nicht. Ich komme Freitag.

A. Marwitz.

26.

Potsdam, den 7. April 1812. Mittwoch um halb 7 Uhr Abends, bei augenblicklich hellem Wetter; der Himmel ist blau und kalt, Schneewolken ziehn drüber hin.

Les ennuis me consument, ma chère amie. Ich lebe zu schlecht, zu einsam, zu mechanisch, ohne irgend eine Beziehung, ohne Aussicht, und gegen den matten Tod, der rings auf mich eindringt, hält sich die innere Kraft kaum aufrecht, der ernste besonnene gebietende Wille läßt nach, die frische Thätigkeit erblaßt. O! — Stille, mein Herz! Ja, so ist es, liebe Rahel. Ein Tag nach dem andern vergeht, und keiner bringt mir was Liebes, was Glückliches. Sogar die Frühlingslüfte bleiben aus, die Sonne scheint winterlich, und auf der Terrasse von Sanssouci ist es rauh und unangenehm. Im Herbste ist das ganz anders; das scheidende Jahr erregt wehmüthige und ernste Gefühle; die langen Abende treiben einen mehr und mehr hinein in das Innere, der gewaltige nützliche Fleiß beginnt da; aber diese Zeit, mit den frühen Morgen, den späten Abenden, der hohen Sonne und dabei allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit, stumpft ab. Die Morgen gehen noch ziemlich hin; ich arbeite in Regierungsgeschäften und übe mich da noch immer; aber an den Nachmittagen quält mich Lange-

weile und Unerregtheit. Der einzige Mensch, den ich sehe, und viel sehe, ist der kleine G. Er hat viele gute und vortreffliche Eigenschaften, die ich anerkenne und liebe, aber er paßt nicht recht für mich, und ganz nahe werden wir uns wohl nie kommen. „Seine Augen geben mir keine Sicherheit" muß ich von ihm sagen, wie Sie mir einmal von Heinrich Kleist. Er ist mehr munter, frisch, geistreich und unruhig, als tiefsinnig oder stätig; sein Leben glänzt in lauter hellen Farben, der Ernst und die Regel fehlen. Daher quält er mich, auch äußerlich, denn er arbeitet wenig, am Nachmittag nie, und da ihn die übrigen Zirkel ennuyiren, so will er in diesen seinen Freistunden immer um mich sein, welches mir lästig wird, wie Sie denken können, und um so mehr, da er oft abgestumpft ist und dann grade hierher kömmt, um seine Langeweile auf mich zu übertragen. Ich streite ungeheuer mit ihm, und über die Prinzipien, die höchsten Dinge, namentlich die Religion, halbe Nächte hindurch; er führt seine Sache dabei sehr geschickt und gewandt und witzig, und hat daher oft das Uebergewicht über mich, aber es geht nicht still in ihm zu; er wird heftig, leidenschaftlich, ist mehr aufgereizt als durchdrungen, und hält so von sich und Andern die milde, gesammelte, frommdemüthige Stimmung ab, der sich das Höchste allein offenbart. Unsre Gespräche der Art sind daher wohl interessant und üben mich, aber sie führen nicht zur Begeisterung. Er verachtet und bekämpft alle Philosophie auf eine übermüthige Weise, will dagegen durchaus religiös und christlich in seinen Ansichten sein, er ist aber das letzte mehr, weil er dadurch einen Gegensatz erhält gegen die Wissenschaft und einen Haltungspunkt für seine Gesetzlosigkeit, als aus Durchdrungenheit und stiller Ueberzeugung. — Ich weiß nicht, wie ich über ihn fortfahren soll; ich möchte ihn nicht zu sehr tadeln, denn nehme ich das ab, daß er die stille sanfte Erregtheit der Seele nicht kennt, die Frühlingstage des Ge=

müths nicht, wo die innere Sonne warm scheint, der Himmel blau ist und still, und die Erde in dichtem Grün steht, — nehme ich dies ab (freilich ist es viel), so kann ich ihn nicht genug loben; er ist klug, sinnig, ganz wahr, fein und scharf auffassend, beredt, auf die glücklichste Weise witzig, seine schönen braunen Augen können einen überaus angenehmen, zuthulichen, liebenswürdigen Ausdruck gewinnen. „Grünes", wie Pauline sagt, kennt er nicht, — böse Folge aus bösem Ursprung. „Sie scheinen zuweilen eine ganz sentimentale Liebe zur Natur zu haben," sagte er mir einmal, halb im Spaß, halb im Ernst. Auch aus Musik macht er sich nichts; überhaupt versteht er die Erscheinung des Göttlichen im Leben, die Winke der Natur nicht und sucht daher einen bewußten persönlichen Gott jenseit der Welt; er giebt nicht zu, daß Gott nichts ist, als das tiefe, mystisch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit eben so, wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, ganz körperlich und ganz geistig zugleich, ruht. Ach liebe Freundin, wie unzulänglich sind die Worte, wie schwach die Gedanken, wenn sie sich an dieses höchste Ziel wagen; in einzelnen Momenten kann sich ihm die Seele nahen, und ein Strahl des göttlichen Lichts kann sie treffen, aber augenblicklich sinkt sie zurück. Was soll ich Ihnen sonst noch von mir erzählen, liebe Rahel! Meine Tage waren Grau in Grau, wie ich Ihnen vorn schon gesagt habe. In freier Luft war ich wenig, gearbeitet habe ich ziemlich, doch nicht viel gelesen, die mémoires der Christine de Pizan, die die unsinnigen Herausgeber an den bedeutendsten Stellen verstümmelt haben, die von Pierre de Fenin halb. Sie sind sehr schlecht. Von Sirtomers elendester Geschichte noch ein paar Theile; er wird wirklich auf jeder Seite imbeciler;

einige mir interessante kameralistische Bücher. Noch eine Situation muß ich Ihnen zeigen, in der Sie sich mich zuweilen denken müssen. Wenn ich mit G. spaziren gehe, so wenden wir uns gewöhnlich nach dem neuen Palais zu, und enden damit, in der Abenddämmerung auf den breiten und hohen Stufen von Sandstein an den prächtigen Fenstern vorbei, lang um das Haus herum zu laufen. Das letzte Abendroth glüht dann durch die Arkaden hindurch, und gegen den Garten zu ist es still, vast und dunkel; unsre Schritte hallen.

Ein Histörchen. Heute nach 5 ging ich zum Regierungsrath, mit dem ich zu thun habe, fand ihn nicht, und da ich ihn gern sprechen wollte ging ich zu dem Konditor Tamanti hinein, der einige Häuser davon wohnt, um nach einer halben Stunde wieder zuzusehn. Ich finde eine sehr gesprächige Mademoiselle im Tamanti'schen Laden, die mir sehr vornehm von dem langweiligen Aufenthalt in Potsdam spricht, wie sehr der Ort verloren habe durch den Tod der Königin, sie namentlich. Wie ich weiter fragte, kam heraus, daß sie der Königin Unterricht auf der Guitarre und im Singen gegeben hat, daß sie selbst eine Schülerin von Righini und der Marchetti ist; von der letzten will sie vor vierzehn Tagen einen Brief aus Moskau erhalten haben, wo es ihr wohl geht und sie bei einer russischen Fürstin lebt; die Mademoisell im Laden sucht keine Gesellschaft, kennt fast keinen Menschen in Potsdam, divertirt sich aber ganz vortrefflich durch das Studium (ihre Worte), spricht von Pik Maljon; ich glaubte es wäre ein irländischer Komponist, denn sie erwähnte ihn unter Musikern, da zeigte es sich, daß sie Pygmalion meinte. Das alles kam mehr italiänisch naiv und verrückt, als deutsch affektirt heraus. Sie kennen die ziemlich häßliche Kleine gewiß. Ich ging wieder zum Regierungsrath. Wie ich ins Haus trat, stieg die Gab.'sche Familie, die zum Besuch kam, eben aus dem Wagen, und

müths nicht, wo die innere Sonne warm scheint, der Himmel blau ist und still, und die Erde in dichtem Grün steht, — nehme ich dies ab (freilich ist es viel), so kann ich ihn nicht genug loben; er ist klug, sinnig, ganz wahr, fein und scharf auffassend, beredt, auf die glücklichste Weise witzig, seine schönen braunen Augen können einen überaus angenehmen, zuthulichen, liebenswürdigen Ausdruck gewinnen. „Grünes", wie Pauline sagt, kennt er nicht, — böse Folge aus bösem Ursprung. „Sie scheinen zuweilen eine ganz sentimentale Liebe zur Natur zu haben," sagte er mir einmal, halb im Spaß, halb im Ernst. Auch aus Musik macht er sich nichts; überhaupt versteht er die Erscheinung des Göttlichen im Leben, die Winke der Natur nicht und sucht daher einen bewußten persönlichen Gott jenseit der Welt; er giebt nicht zu, daß Gott nichts ist, als das tiefe, mystisch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit eben so, wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, ganz körperlich und ganz geistig zugleich, ruht. Ach liebe Freundin, wie unzulänglich sind die Worte, wie schwach die Gedanken, wenn sie sich an dieses höchste Ziel wagen; in einzelnen Momenten kann sich ihm die Seele nahen, und ein Strahl des göttlichen Lichts kann sie treffen, aber augenblicklich sinkt sie zurück. Was soll ich Ihnen sonst noch von mir erzählen, liebe Rahel! Meine Tage waren Grau in Grau, wie ich Ihnen vorn schon gesagt habe. In freier Luft war ich wenig, gearbeitet habe ich ziemlich, doch nicht viel gelesen, die mémoires der Christine de Pisan, die die unsinnigen Herausgeber an den bedeutendsten Stellen verstümmelt haben, die von Pierre de Fenin halb. Sie sind sehr schlecht. Von Girtomers elendester Geschichte noch ein paar Theile; er wird wirklich auf jeder Seite imbeciler;

einige mir interessante kameralistische Bücher. Noch eine Situation muß ich Ihnen zeigen, in der Sie sich mich zuweilen denken müssen. Wenn ich mit G. spaziren gehe, so wenden wir uns gewöhnlich nach dem neuen Palais zu, und enden damit, in der Abenddämmerung auf den breiten und hohen Stufen von Sandstein an den prächtigen Fenstern vorbei, lang um das Haus herum zu laufen. Das letzte Abendroth glüht dann durch die Arkaden hindurch, und gegen den Garten zu ist es still, vast und dunkel; unsre Schritte hallen.

Ein Histörchen. Heute nach 5 ging ich zum Regierungsrath, mit dem ich zu thun habe, fand ihn nicht, und da ich ihn gern sprechen wollte ging ich zu dem Konditor Tamanti hinein, der einige Häuser davon wohnt, um nach einer halben Stunde wieder zuzusehn. Ich finde eine sehr gesprächige Mademoiselle im Tamanti'schen Laden, die mir sehr vornehm von dem langweiligen Aufenthalt in Potsdam spricht, wie sehr der Ort verloren habe durch den Tod der Königin, sie namentlich. Wie ich weiter fragte, kam heraus, daß sie der Königin Unterricht auf der Guitarre und im Singen gegeben hat, daß sie selbst eine Schülerin von Righini und der Marchetti ist; von der letzten will sie vor vierzehn Tagen einen Brief aus Moskau erhalten haben, wo es ihr wohl geht und sie bei einer russischen Fürstin lebt; die Mademoisell im Laden sucht keine Gesellschaft, kennt fast keinen Menschen in Potsdam, divertirt sich aber ganz vortrefflich durch das Studium (ihre Worte), spricht von **Pik Maljon**; ich glaubte es wäre ein irländischer Komponist, denn sie erwähnte ihn unter Musikern, da zeigte es sich, daß sie Pygmalion meinte. Das alles kam mehr italiänisch naiv und verrückt, als deutsch affektirt heraus. Sie kennen die ziemlich häßliche Kleine gewiß. Ich ging wieder zum Regierungsrath. Wie ich ins Haus trat, stieg die Gab.'sche Familie, die zum Besuch kam, eben aus dem Wagen, und

ich sah auf einen Augenblick die Kleine, von der ich Ihnen erzählt habe, und die mir überaus wohl gefällt; dies tröstete mich, bis ich nach Hause kam, da fing ich diese Elegie an. Den einliegenden Zettel schicken Sie (Mittags vor 3 Uhr) zu Winterfeld. Er enthält den Befehl, Ihnen den Kalender zu schicken, worin die Novelle von der religiösen Polin steht, von der wir einmal sprachen, auch die ekelhafte, der Fouqué zusagende, von der Pichler. Antworten Sie gleich auf diesen nicht ganz schlechten Brief. Ich sage dies ausdrücklich mit dem Accent auf ganz, in wahrhafter Kontrition. Addio. Ich komme erst Freitag über acht Tage.

A. Marwitz.

27.

Potsdam, den 11. April 1812.

Nur zwei Worte, liebe Rahel. Es ist 11 Uhr, draußen mildes Frühlingswetter, der Himmel blau und von leichten Wolkenstreifen durchzogen, die Sonne scheint gelinde zu meinen Fenstern herein. Ich sitze, wollte arbeiten, aber die Arbeit ekelt mich an. Nachdem ich in Arnims Wintergarten gelesen, und noch nicht ausgehen mochte, nahm ich Ihre Briefe vor, und las die lieben, die Sie mir vor einem Jahr schrieben, und worin alle Frühlingslüfte hauchen. Erinnern Sie sich eines aus den ersten Apriltagen, worin Sie mir von Bettine schrieben, der Sie begegnet waren? So aufgeschlossen, empfindlich berührt liegt mein Herz da, wie damals das Ihrige. Seit gestern ist es so. Ich machte am Nachmittag den angenehmsten Spazirgang, allein; gegen halb 6 Uhr ging ich aus auf den Brauhausberg und von da in den Wald hinein; wechselnde hohe Hügel ziehn gegen Süden, Pfade führen hindurch, rechts tief unten liegen die

Potsdam'schen Wasser, auf die man zwischen den Fichten hindurch von Zeit zu Zeit hinsieht. Sie wissen, wie angenehm es ist, hoch zu gehen und tiefe Gründe neben sich zu haben; Schafe weideten in dem sparsamen Holz, die Glocken klangen zu mir herüber. Da fühlte ich mich der Natur ganz nahe, wie aus einem Gefängniß entronnen, und das stille, heitre, fromme Lebensgefühl kam über mich, das die städtische Verkehrtheit so selten heranläßt. Wie ein ursprünglicher, wie ein Sohn Gottes und der Natur, ging ich muthig und rasch vorwärts, über den Waldrasen weg, und als ich endlich heimkehrte, da war mir das Herz ganz mild und rein; aller Ekel der Gegenwart, alles Unbehagen der kleinlich zusammengepreßten, ertödtenden Existenz war verschwunden. Nur warum muß ich immer allein gehn, warum sind Sie nicht hier, liebe Rahel?

Ich sende Ihnen diese wenigen Zeilen. Sie werden Ihnen als ein neues Zeichen, daß meine besten Stunden mich immer an Sie erinnern, lieb sein. Antworten Sie ja auf meinen Brief. Sind Sie gesund? Ich gehe nun wieder in die Frühlingssonne.

A. Marwitz.

28.

1812.

Ich bitte Sie, liebe Rahel, wenn Sie durch einen Fuhrmann eine Gelegenheit wissen, mir meine Betten zu schicken, die Harscher hat, an den der einliegende Zettel geht. Es ist Morgens 9 Uhr, schönes Wetter, der Himmel leicht bewölkt, die Sonne scheint, Vögel singen, ich sitze in meiner vordern Stube, die ich gestern wieder bezogen habe, am offnen Fenster.

Gestern Abend war es wunderschön, ich lag, bis es dunkelte und die ersten Sterne vortraten, im Fenster, kühle Westwinde wehten, darauf las ich in großer Bewegung Goethe's neuen Faust bis halb 12.

Adieu. Ich bin etwas zerstreut durch zweistündiges Lesen und Denken. Die Rückreise war gestern recht schön. Ich komme wahrscheinlich erst Montag, meines Bruders wegen, den ich sprechen muß.

Dienstag früh.

A. Marwitz.

29.

Potsdam, den 5. September 1812.

Markus hat mir eben einen Boten geschickt, der die Papiere von Meine abholen soll. Durch ihn erhalten Sie diese Zeilen, liebe Rahel. Hamlet fragt den Rosenkranz, wie er sich befinde; nicht auf den Knopf an Fortunens Mütze antwortet der. Doch auch nicht unter ihrer Sohle, erwidert Hamlet. Nein, gnädiger Herr, sagt Rosenkranz. So ich auch. Es geht passabel; aber zerstreut und leer, fühle ich mich. Ich badete heute morgen früh, dann kam Gerlach, mir sehr zur ungelegnen Zeit und machte Konversation; er ging, ich schrieb einen langen Geschäftsbrief mit großer Geistesabwesenheit an meinen Bruder; so wurde es halb 2; ich ging mit den Andern zum Essen auf den Torno, ein Wirthshaus an dem Havelsee, mit sandiger arider Umgebung und der Aussicht auf schlechte Fichtenberge. Es wurde über Ludwig den Vierzehnten, Saint-Simon, Richelieu, kurz das alte Frankreich gesprochen, nicht dumm, aber auch nicht neu, es wurde nichts erfunden. Nach Tisch spielte ich viele Parthien Billard — worauf immer bei mir Zerstreuung und Oede im Geist folgt. Um 5 fuhren wir über den See zurück.

Regierungsräthe, denen wir begegneten, riefen mir zu, ein Bote suche mich; und sie hätten ihn in mein Quartier gewiesen. Ich erschrak; Angenehmes konnte mir auf diesem Wege nichts begegnen, und ich zweifelte, daß es etwas Gleichgültiges sein würde. Ich schickte die andern nach Sanssouci, ging hierher, besorgte dies und das, ruhte noch aus, und so ist es halb 8 geworden. Ich habe nun Licht. Morgen Mittag reise ich nach Dessau; ich fürchte mich doch etwas vor St.'s Gesellschaft, er ist nicht sinnig; er fühlt wenig, nichts mit inniger, tiefer, liebender Phantasie; Leopold G. bemerkte ganz richtig, er sei oft interessant, wenn er rede, aber nie, wenn er schweige. Sie sind nun hier, vom Spaziergang zurück gekommen. Adieu also, liebe Rahel.

A. Marwitz.

30.

December 1812.

Vorgestern Sonntag, erhielt ich den einliegenden, himmlischen und schrecklichen Brief von Sch. Ob er mich umgeworfen hat, mögen Sie ermessen. Ich antwortete ihm den ganzen Sonntag und gestern früh, und habe überhaupt seit dem Empfang seines Briefs das Labyrinth der ewigen Gedanken an diese Verhältnisse nicht verlassen können. Heute morgen wachte ich seit 6 Uhr im Bett, und schrieb in meinem Innern an Sie und die Freundin fünfzig Briefe, gegen welche dieser schon darum ganz schlecht wird, weil er draußen entsteht durch die zu irdischen Werkzeuge. Wäre es möglich? Sollte er über sie recht haben? Ich kann es nicht glauben; sie war zu gefaßt, zu heiter, wie ich sie das letztemal sah; ja sie war froh. Und Sie, Rahel, haben auch Sinne. Aber wie soll ich die am Rande angestrichene

Stelle seines Briefs verstehn? Hat sie das wirklich gesagt, oder deutete er nur ihre Blicke und ihr Betragen so? Hat sie es gesagt unter Fremden, so steht es sehr schlimm, ganz anders, als wir meinen.

Mir ist Eins heute früh eingefallen, liebe Rahel. Sie schrieben mir, Sie wären durchaus wahr gegen sie gewesen in dem Gespräch, das Sie mit ihr hatten. Haben Sie mich vielleicht kälter und gleichgültiger ihr gegenüber geschildert, als ich bin, und hat sie das sehr betrübt? Ich schließe das daraus, weil sie Ihnen hernach gesagt hat, es thäte ihr leid, überhaupt gesprochen zu haben. Ich fände das auch sehr natürlich von Ihnen, denn ich bin nie in der Stimmung gewesen, wo ich Ihnen ganz hätte sagen können, wie sehr ich die Frau liebe. Gehn Sie doch hin, prüfen Sie sie und schreiben Sie mir, wie es steht; ich komme Freitag und sehe die Freundin Sonnabend früh. An sie mag ich nicht schreiben, um nicht durch Unsicherheit oder Leidenschaftlichkeit von neuem zu verwirren, wenn alles auf dem Weg zur Ruhe ist. Wäre sein Brief nicht gekommen, so hätte ich ihr ausführlich, heiter, intim geschrieben über tausend Dinge. Denken Sie mich nicht so, wie dieser Brief mich vielleicht darstellt; sonst irritiren Briefe, dieser hat mich gelassen gemacht, ja verdumpft, weil ich alles, was darin steht und viel mehr Ihnen schon ausführlich im Innern gesagt hatte, und es mich nun angeekelt und zur Gedankenlosigkeit gebracht hat, es mechanisch langsam niederschreiben zu müssen. Nur in sinnig ruhigen Stimmungen kann ich Briefe schreiben, in bewegten verwünsche ich Feder und Papier, durch ihre schneckenartige Langsamkeit, die mich denn allemal betöden. Ich bitte Sie, beste Rahel, mir gleich zu antworten und die reine Wahrheit. Sie sehen, wenn es so ist, wie Sch. es meint, so kann nichts hergestellt werden, die Tulpe ist vom Stengel abgebrochen, und es ist vergebliche Mühe, sie anheilen zu wollen. Im

Begriffheit wird seine Gegenwart ihr unerträglich werden und sie wird sich von ihm trennen. Ich denke, daß ich sie dann heirathe. Nehmen Sie es nicht für Gewißheit, liebe Rahel; ich will gewiß mich nicht von einer momentanen Wallung hinreißen lassen, und dadurch neues Unglück hervorrufen, sondern besonnen bleiben und prüfen. Aber glauben Sie auch nicht, daß ich mich jetzt etwa steigre. Ich fühle keine leere Stelle im Herzen, die auf ein erzwungenes Streben deutete. Verliebt bin ich nicht in sie, aber ich liebe sie sehr, und schätze sie über alles, und ich fühle es, daß, bei ihren Gesinnungen gegen mich, Innigkeit und Glück nur wachsen würden in einem dauernden Verhältniß. Doch dieß sei nichts gesprochen, denn ich glaube, daß Sch. sich ganz irrt. Adieu, beste Rahel. Ihren Brief durch Gerlach habe ich erhalten. Mein Herz ist gewaltig abgearbeitet, und der Körper matt, doch ist kein Keim zu einer Krankheit da. Schicken Sie mir Sch.'s Brief in dem Ihrigen zurück. Vergessen Sie nicht die Nachschrift zu Sch.'s Brief zu lesen auf der ersten Seite. Grausam! Und diese himmlische Gelassenheit und Liebe bei der entsetzlichen Niedergeschlagenheit!

A. Marwitz.

31.

Potsdam, den 31. December 1812.
Früh 8 Uhr.

Hier, liebe Freundin, grauer Weiser, frischer und abgekühlter, todter und lebendiger Meister, Prediger in der Wüste, die verlangte Sendung. Mir geht es ziemlich. Montag Abend, wie ich in den Wagen stieg, glaubte ich, daß die Fahrt nicht so unangenehm werden würde, aber sie

wurde langweilig und kalt, ich schlief zuweilen ein im Wagen, und wachte dann auf mit naßkalten Schauern, — eine verdrießliche Empfindung. Wie ich ankam, war es halb 1, und alles kalt; vor Kälte konnte ich im Bett nicht einschlafen. Den andern Morgen hatte ich viel zu thun mit Briefen, die an mich angekommen waren; den übrigen Tag las ich in der Geschichte des Wendenkriegs. Hätte ich es nicht mir und Andern diese Tage so oft gesagt, und wäre es mir nicht dadurch trivial geworden — (Marwitz als Jean Paul) —, so würde ich hier in ein schönes und gerührtes Erstaunen ausbrechen über die tragischen Schicksale dieses Volks, über seinen ungeheuern Aufwand von Kraft und Enthusiasmus, Tugend und Frevel jeder Art, der nun in dem allgemeinen Tode sein Ende findet. Denn die Nation ist ermordert. —

Am Abend ging ich zu Wilhelm von Röder, einem Offizier, der hier am besten unterrichtet ist, obwohl er es nicht sein sollte, denn er hat weder Verschwiegenheit noch ein Talent, das ihn zu einer öffentlichen Rolle fähig machen könnte. Wie ich mit ihm sprach, und hernach mir das Wesen der übrigen hier überlegte, unter denen er noch ernsthaft, gründlich und verständig dasteht, wurde mir wieder unser gänzlicher Mangel an Köpfen und Karakteren schauderhaft klar. Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben, aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird, wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entsetzlichem Ruin eine neue frische, emporheben. Und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein, mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fä-

digen und grade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend (ich meine die physische, unser junges Volk).

Wie man schwanken kann! Wie einem zuweilen alles klein, vernichtet, zerrieben erscheint, alle Hoheit der Gemüther, alle derbe Kraft der Geister untergegangen. Die Sonne Ihres Traums, in dem Sie die entsetzliche Sandebene von den Festungswerken herab sehen, scheint über die Erde zu leuchten. Und dann ist es wieder, als ob ein neuer Himmel auf eine neue Erde sich senken sollte, sobald die jetzigen Gewitter ausgetobt und die Atmosphäre gereinigt haben werden. Ist es so, so sind wir aber noch lange nicht bei den letzten Donnern. Und so ist es wohl!

Gestern die Wenden, Kopfübel am Vormittag, weil ich vorgestern tief in die Nacht hinein gelesen und es früh am Morgen, ehe ich aufstand, in der Stube geraucht hatte, ziemlich innere Gleichgültigkeit und Verdrießlichkeit über die öffentlichen Angelegenheiten und meine Stellung; doch fühle ich wohl, daß mich die Zeit brauchen wird und besonders brauchen, und warte daher im Ganzen geduldig ab, und bin fähig, auch in dem jetzigen geringfügigen Moment zu fassen und zu thun, was möglich ist.

Viele liebevolle Gedanken an die W. dieser Tage her, doch fühle ich nicht, wie es zu dem ruhigen, reinen und ungetrübten Verhältniß kommen soll, welches ich ihr und auch ihm schuldig bin. Vielleicht doch.

Adieu, Fasernkenner.

A. Marwitz.

Antworten Sie mir, liebe Rahel. Lieben Sie mich noch wie sonst? Ich glaube es nicht. Von mir wissen Sie wohl, daß nichts in der Welt meine Meinung über Sie und mein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen ändern wird. — Gehen Sie doch zur W. und zeigen Sie ihr Ihre Träume. Ich sprach mit ihr über die Tieck'sche Fête. Sie ist ganz

unschuldig dabei. Das nächstemal zeige ich ihr Ihre Briefe; die Frau versteht alles, schon um meinetwillen, aber auch an sich wird sie alles darin würdigen und lieben. Solchen Naturen ist man jeden Genuß schuldig.

32.

Lauenburg, den 3. Mai 1813.

Ich habe Ihnen nicht geschrieben, liebste Rahel, weil wir zwar wenig thätige, aber recht viel unruhige Tage gehabt haben. (Mein Unglück! die scheußliche Feder, mit der es unmöglich ist, einen vernünftigen Gedanken zu haben, und keine Aussicht, eine andre zu bekommen.) Jetzt ist Friede für uns seit fünf, sechs Tagen, ich war in Hamburg, und nun sitze ich hier in einem kleinen freundlichen, an hohe Hügel zwischen Schluchten hinauf gebauten Städtchen; oben auf der Anhöhe ist die Aussicht wunderschön. Es ist 10 Uhr Morgens, die Sonne scheint durch leichte Nebel, es ist windig und kühl, beinah kalt, dicht vor meinem Fenster fließt die Elbe, drüben auf dem andern Ufer stehn grüne Weidenbüsche und Häuserchen dazwischen. Das alles ist nun recht hübsch, und ich könnte recht innig angeregt und vergnügt sein, wenn es mich in einer andern Stimmung träfe, aber ich bin traurig. Wie geht es Ihnen, liebste Rahel? Varnhagen sagte mir, daß Sie bei Einrichtung des Lazareths vieles besorgt haben, daß Sie niemanden sehen, außer der Familie, daß diese Sie sehr frequentirt; er zeigte mir eine Stelle Ihres Briefs, worin Sie Niebuhr tadeln und das „hanseatische Heergeräth" loben. Wegen Niebuhrs bin ich mit Ihnen einer Meinung; er sieht alles in einem falschen Licht; die Gesinnungen, die er theils vorzufinden glaubt, theils herbeiwünscht und fodert, sind nicht

die wirklichen, nicht die, die sich von dieser Zeit erwarten lassen und die man ihr wünschen soll; er hat sie in Büchern aufgefunden, in römischen, griechischen und spanischen Geschichten, hat sie nicht recht verstanden, denn notabene auch in jenen Zeiten waren sie ganz anders modifizirt, und nun fodert er das fremde Gewächs von unsrer Zone, meint, ein solcher allgemeiner Schatten, ohne die bestimmten, endlichen, mangelhaften, und eben darum liebenswürdigen Züge, sei gesundes natürliches Leben. — Daß Ihnen aber das Heergeräth gefällt, wundert mich; ich nahm das Büchelchen mit großer Begierde in die Hand wegen Ihrer Empfehlung, und finde eine triviale Deklamation, ungeschickt und in einem angelernten Stile vorgetragen, geschichtliche Fragmente, mit einer oberflächlichen Allgemeinheit hingestellt, die ihnen das Bedeutende und Ergreifende nimmt, eine gute Meinung, aber wenig Kraft und keine völlige Aechtheit des Gefühls und der Gesinnung; halb ist diese letzte wahr und ursprünglich, halb anempfunden, doch trägt sie im Ganzen einen gutmüthigen, ja liebenswürdigen Karakter.

Von mir werden Sie wissen, liebste Rahel, daß ich Adjutant bin. Im Ganzen kann ich über meine persönliche Stellung nicht klagen. Die Umgebungen sind nicht unbequem, es kommt mancher bedeutende Mensch zu uns, wir stehen mit Vielen in Verbindung, sehen und hören manches. Nur ist die Rolle, die wir spielen, matt. Ich stehe ganz gut mit dem Chef; er fragt mich bei dem meisten um Rath, aber einestheils kann ich ihm das Rechte und Beste in den wenigsten Fällen rathen, wovon der Grund nicht in mir allein liegt; anderntheils kommt man immermehr dahinter, daß, wie in allen bedeutenden Dingen der Welt, so bei der Kriegsführung, alles aus Einem Guß sein muß, und daß es nichts ist mit dem Flickwerk. Gehe ich mit jemanden nicht ungefähr von den nämlichen Grundsätzen aus, kann ich gewisse unumgängliche Eigenschaften nicht bei ihm

voraussetzen, so hilft mir mein Rathen nichts; er fällt beständig aus der Rolle, und ich schade am Ende öfter als ich nütze, wenn ich ihn in die Höhe treibe. Allerlei Einzelnes läßt sich thun, und das habe ich auch gethan, nur läßt sich dem Ganzen kein andrer Karakter geben, wodurch allein erst etwas Bedeutendes gewonnen wäre.

Lauenburg, den 4. Mai 1813. Dienstag.

Ich muß schließen, beste Rahel; ganz unerwartet marschiren wir. Schreiben Sie mir, wo möglich ausführlichst. Sehen Sie die Freundin? Schreiben Sie mir über sie; ich habe ihr oft geschrieben, habe aber lange nichts von ihr gehört. Wenn es eine Feldpost in unser Hauptquartier giebt, so adressiren Sie: an den Lieutenant und Adjutanten u. s. w.; giebt es keine, so adressiren Sie nach Hamburg, abzugeben bei dem Buchhändler Hrn. Perthes, oder an Varnhagen. Adieu!

A. Marwitz.

33.

Reichenbach in Schlesien bei Schweidnitz,
den 12. August 1813.

Müde, wie ein Hund, will ich Ihnen, liebste Rahel, doch ein paar Zeilen Antwort schreiben auf Ihren kleinen Brief vom 20. v. M., den ich auf der Herreise vorgestern durch einen mir begegnenden russischen Kourier zufällig erhalten habe. Es machte mir sehr viel Freude. Wie oft ich in dieser Zeit an Sie gedacht habe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, es ist ausgemacht, daß wir die intimsten Freunde sind; daß ich Ihnen nicht viel öfter geschrieben habe, geschah theils, weil ich Ihren Aufenthalt nicht wußte, theils weil ich an unsre Freundin schrieb, und zwei sehr ins ein-

zelne gehende Korrespondenzen zu führen, ist schwer. Ich bin gestern von Strelitz als Kourier hierher gekommen, eine infame Parthie, von der ich aber jetzt erst (es ist 9 Uhr Abends) ganz entsetzlich müde bin. Sie wissen wohl, daß ich meinen bisherigen Chef verlassen, und zu einem andern gegangen bin, mit dem ich in den Affairen von Halberstadt und Leipzig gewesen bin. Nicht grade vom Regen in die Traufe, aber golden ist es auch nicht. Er ist rastlos, gewandt, sehr beredt, spricht einzig gut französisch, dabei ist er gutmüthig und bösartig zugleich, voll Absicht, und doch wieder naiv, das Gesicht ist interessant, und kann einen sehr verschiedenen Ausdruck haben, die Augen sind schön. Seine Umgebungen sind aber großentheils unangenehm. Daß ich dabei nicht prosperire, können Sie denken; meine besten Kräfte schlummern. Die Landsleute haben mir wieder hübsche Streiche gespielt; man stellt mich erstlich in einem antedatirten Brief bei einem Reservebataillon an, wo ich während des gewesenen Feldzugs die Rekruten eines Zuges in irgend einer Festung hätte exerziren müssen. Den Brief erhalte ich vor dem Waffenstillstand, protestire dagegen, entschuldige mich, meiner Gesundheit halber, bitte, bei meinem General bleiben zu dürfen, und lieber in der Kavallerie angestellt zu werden, dem allen lege ich einen Brief vom General bei, worin er mich gewaltig lobt. Gestern erhalte ich die Antwort: Da der General erklärt hätte, besonders mit mir zufrieden zu sein, so wolle man mir aus dieser Rücksicht erlauben, bei ihm zu bleiben; man entbände mich auch meiner Pflichten gegen das Bataillon und mache mich zum Offizier in der Armee, doch verstände es sich, daß ich kein Gehalt erhalten würde. Wie gleichgültig mir das Letzte ist, können Sie denken, aber die Gesinnung gegen mich leuchtet daraus, und überhaupt aus der ganzen Form des Briefs hervor. Adieu. Je vais me coucher.

Den 13. halb 8 Uhr Morgens.

Noch ein paar Zeilen, ehe ich abreise, liebste Freundin. Während des Waffenstillstandes war ich erst drei Wochen in Berlin. Dort: Studien (aber Fortifikation 2c.), der kleine Gerlach, Schleiermachers, etwas Harscher, der einen Tag beim Lützow'schen Korps gewesen ist, dann eingesehn hat, daß seine Gesundheit es nicht ertrüge, zurückgekehrt ist, und seitdem einen ungeheuren Bart und eine militärische Mütze trägt, beides aus Eitelkeit, welches ich ihm sagte. Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt ging ich nach Giwitz, wo Graf Voß, seine Frau, ihre Mutter, Frau von Berg, meine Schwester, und ab und zu noch andre Leute waren. Es war recht gut; ich las sehr viel (Heinse, Leibnitz, Malebranche, Brinckmann'sche Briefe an die Gräfin Voß 2c.) und sah ein, daß vieles Lesen das Ungesundeste auf der Welt ist. Ich war während des ganzen Feldzugs sehr gesund gewesen, alle Leute wunderten sich über meine frische Farbe, und kaum hatte ich mich ein paar Wochen in Giwitz aufgehalten, so traten die Zufälle von vor zwei Jahren wieder ein, nur schwächer, und so, daß mich ein einziger Tag in freier Luft zugebracht, wieder herstellte. Von Giwitz ging ich nach Strelitz, von dort als Kourier hierher. Wie ich über die jetzige Lage denke, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Napoleon ist auch als Feldherr gar nicht geistvoll, nicht erfinderisch, vielmehr bis zum Gemeinen einförmig, dabei ist er tollkühn, fixirt, wenn er angefangen, zu sehr den einmal ergriffenen Gegenstand, und verbeißt sich drin, ohne die nothwendigen Nebenrücksichten zu beachten; aber er weiß doch genau in jedem Moment was er will (wenn auch nicht, was er als Feldherr soll), handelt entschieden, und alles gehorcht ihm; das ist ungeheuer viel und macht gräßliche Fehler wieder gut. Wir dagegen — ich erspare mir die Karakteristik; Sie werden in Prag mit eignen Augen

Wiesbaden, den 29. December.

Ich habe den Brief ein paar Tage liegen lassen, und jetzt kann ich ihn nicht fortsetzen; wir brechen auf. Ich schreibe Ihnen nächstens, wohin Sie mir einen Brief adressiren können. Grüßen Sie Auguste Brede. Adieu.

A. Marwitz.

der mit dem General Hünerbein dort steht. Meine Reise war nicht unangenehm. Das Wetter war häufig wie in den angenehmsten Tagen des anfangenden Frühlings; so unter anderm, wie ich durch Karlsbad ging; der Ort gefiel mir unglaublich. Die besten Menschen, die schönsten und stärksten Männer fand ich im Baireuthschen; sie sind auf eine rührende Weise preußisch gesinnt, und doch läßt man sie wahrscheinlich im Stich. So wie man ins Katholische hinein kommt, gegen Bamberg zu, wird alles häßlich; nichtssagende, verdumpfte Gesichter. Hübsche Weiber habe ich fast seit Prag nicht mehr gesehen, je mehr man sich auf dieser Seite dem Rhein nähert, desto plumper werden die weiblichen Gestalten; auch die Gesichter verlieren alle Feinheit. Frankfurt traf ich ziemlich verödet, wie ich den 14. ankam, die Kaiser und die Garden waren weg; die Stadt ist recht hübsch, hat pallastartige Wirthshäuser (von außen nämlich), übrigens ist sie nicht mehr im geringsten so, wie sie Goethe beschreibt, sie hat sich erstaunlich modernisirt; ich war ein paar Tage bei einem braven, ruhig freundlichen und gesetzten Kaufmann einquartirt, der eine recht gescheidte liebenswürdige Frau, und hübsche blasse Kinder hatte. Was ich dort sah, scheint ziemlich allgemeiner Ton zu sein, und danach zu urtheilen, herrscht viel Sitte in Frankfurt, auch ist man in der Bildung nicht zurück, besonders scheint man Musik zu lieben. Das Orchester im Theater ist besser als irgend eins, das ich je gehört. Meine Stimmungen, seit ich Sie verlassen, sind eben nicht die angenehmsten gewesen. Die Reise war für eine Reise im Winter und auf Vorspannwagen, recht gut, aber noch immer fatal, und seit ich hier bin, habe ich mich den ganzen Tag in bornirten und sich immer wiederholenden Gesprächen herumtreiben müssen; bis auf wenige Momente mit Leopold G. Da die Oesterreicher über den Rhein gegangen sind, wird es unfehlbar auch bald mit uns losgehen.

Wiesbaden, den 29. December.

Ich habe den Brief ein paar Tage liegen lassen, und jetzt kann ich ihn nicht fortsetzen; wir brechen auf. Ich schreibe Ihnen nächstens, wohin Sie mir einen Brief adressiren können. Grüßen Sie Auguste Brede. Adieu.

A. Marwitz.

Oelsner.

„Der liebenswürdige Oelsner!“ „Schade, daß
nicht mehr lebt, daß wir seine Ansichten, seine Anek-
n und Bemerkungen über das jetzige Paris entbeh-
“ „Wie geistreich, neu und unterrichtend war sein
trag! wie anmuthig seine Laune und wie heiter und
idlich sein Sinn!“ So kamen in einer Gesellschaft,
des Abgeschiedenen erwähnt wurde, lebhaft die man-
ichsten Stimmen überein, ihn zu preisen, zu schätzen,
herbeizuwünschen. Einige Personen waren zugegen,
ihn nicht gekannt hatten, sie wünschten Näheres zu
n, und da die Hinweisung auf das Konversations-
on sie nicht befriedigte, so wurde einer der Anwe-
en, der ihn lange gekannt, dringend aufgefordert,
wenigen Zügen ein Karakterbild desselben hinzuwer-
Er weigerte sich anfangs, mußte aber dem Unge-
n endlich nachgeben, und begann mit feierlichem Tone
folgt:

„Der Freiherr von Oelsner war eines hohen ritterlichen Geschlechts, das durch seine Besitzungen in gleicher Weise zu Frankreich wie zu Deutschland gerechnet werden konnte. Früh sein eigner Herr, und ganz durchdrungen von seinem vornehmen Stande, gab er sich selbst eine glänzende Erziehung, wobei er alles unter ihm Stehende und Gemeine tief verachtete. Sein großes Vermögen suchte er nicht zu mehren, nicht einmal zu bewahren, und verschleuderte Hunderttausende rücksichtslos. Seine Geburt berief ihn zu bedeutender Wirksamkeit; Frankreich und Deutschland stritten um ihn, er wurde von jedem der beiden Länder zu den wichtigsten Sendungen nach dem andern gebraucht; sein Vermittlungsgeschäft hatte eine unberechenbare Ausdehnung, viele wichtige Verträge sind durch ihn abgeschlossen worden. Bei dem größten Wechsel der Regierungen und der Umstände wußte er sich seinen hohen Posten immer zu behaupten, und starb im Besitz aller seiner Würden und Ehren, im größten Ansehn, unter allgemeinem Bedauern. Er war einer der letzten Repräsentanten jener Aristokratie, die durch Geist, Freisinn, Feinheit, Edelmuth, unerschütterliche Gradheit, Rechtschaffenheit und Treue in allen Lebensverhältnissen, einen wahren Adel darstellt, dessen Stolz zu wohl begründet ist, um so leicht gebrochen zu werden.“

Staunendes Schweigen nahm diese Worte auf, mit denen der Sprechende seinen Vortrag schien geendet zu haben. Dann entstand ein Gemurmel, ein Lachen, und: „Wie? Was? Wollen Sie uns necken? oder was soll

sonst der Spaß bedeuten?“ riefen Einige dazwischen: „Das soll von Oelsner gelten? Oder von wem reden Sie?“

Jener indeß ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Allerdings, fuhr er fort, rede ich von Oelsner, von unserm Oelsner. Sie, meine Herren, die Sie ihn gekannt haben, sollten doch wahrlich seinen wesentlichen Ausdruck in jenen Zügen als getroffen anerkennen, wenn auch das Kostüm, in welchem ich ihn gezeichnet habe, nicht das gewöhnliche ist, in welchem er alle Tage gesehen wurde. Sie wissen ja, er lebte und wirkte immer Inkognito, der unscheinbare Ueberrock verhüllte seine Sterne und Bänder, von seinen Würden und Aemtern war nicht die Rede. Hatte er sie aber nicht? Wer darf ihm die höchsten geistigen absprechen? War er nicht wirklich ein Gesandter, ein Friedensunterhändler, ein Vermittler, mehr als Hunderte, die bloß so heißen, aber es niemals sind? Ihnen aber, die ihn nicht gekannt, hab' ich mit kurzen Worten die ausdrucksvollste Vorstellung seines idealen Daseins gegeben, die Sie nun leicht durch die nachfolgenden kleinen Abweichungen und äußern Zufälligkeiten der gemeinen Wirklichkeit bedingen und zurecht setzen können. Die bürgerliche Verkleidung seiner Lebensreise war diese!“

Und nun warf er lässig und geringschätzig, wie die unbedeutendsten Sachen, diese nachträglichen Angaben hin.

„Karl Ernst Oelsner wurde im Jahre 1764 zu Goldberg in Schlesien geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeister

einen jungen Edelmann auf Reisen, trennte sich von ihm in Wien, und ging beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereignissen nahm, doch nur als Zuschauer, als Litterator. Er lebte von seiner Feder. Reisen auf den Kriegsschauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. s. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutschen Zeitschriften von Huber und Archenholz erschienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleinern Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angesehensten, die einträglichsten Posten wurden ihm angetragen, er hätte Gesandter, Graf und wer weiß was alles werden können, so gut oder noch besser als Andre. Er schlug alles aus, er wollte kein Franzose werden: am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück, und hatte inzwischen Mangel ausgestanden. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil die Erbschaft ihn nicht genug zu reizen schien, und er nicht nach Schlesien kam. Wirklich Hunderttausende hat er auf diese Weise verschwendet. Als er dahin reiste, um seine Mutter zu sehen, wurde er als ein französischer Sendling, wofür man ihn hielt, preußischerseits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm sein Vaterland neue Verhältnisse an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußischer Legationsrath, lebte

in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er schmiegte sich in keine dieser Lagen, keine gab ihm einen angemessenen Beruf. Er starb in Paris, wo er seine Pension verzehrte, im Jahre 1828. Ich glaube, diese Angaben sind alle richtig."

Einiges wurde von Anwesenden bestätigt, mancher kleine Umstand noch hinzugefügt. Ein Jüngerer indeß schüttelte den Kopf, und meinte, beide Bilder könnten ganz wahr und treu sein, er sehe aber noch nicht, wodurch sie als zusammengehörige verbunden würden?

„Sie haben ganz Recht, erwiederte ein Andrer, ich will es Ihnen mit Einem Wort aussprechen: durch sein Schreiben. Zwar ist er als Schriftsteller, was man in der Litteratur so nennt, nur spärlich aufgetreten. Sein Ruhm als solcher gründet sich vorzüglich nur auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte und von dem Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er schrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meisten Arbeiten lieferte er, weil sie eine Befriedigung für ihn selbst waren, weil er seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgte, und hierin grade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Gesinnung und Lust ihn nicht für die Welt anregten, sich ruhig hielt und gleichsam auf seinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber seine Aufsätze blieben theils anonym, theils gingen sie unter fremden Namen. In des Grafen von

Saint-Simon Schriften sind ganze Stücke von ihm. Manches verschenkte er als Keim, andres als reife Frucht, so die politischen Aphorismen, welche unter Schlottmanns Namen erschienen sind. Allein mehr als in schriftstellerischen Arbeiten, eifriger und unerschöpflicher noch, erging sich seine Feder im Briefwechsel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu besprechen, ihnen seine Ansichten, die ihm bekannten Thatsachen zu eröffnen, sie durch seine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war seine Lieblingsbeschäftigung, zuletzt fast die einzige, die er treiben mochte. Diese vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rücksichten, und der Reichthum persönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichsten Verhältnisse genießen, ohne daß er sie benutzte. Wie früher Sieyes in diesem Betreff erwähnt worden, so könnten noch viele bedeutende Franzosen, unter den Deutschen Wilhelm von Humboldt, Marquis von Lucchesini, Freiherr von Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürst Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andre genannt werden. Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, so war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigstens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerstreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen sah, und ihm als Unpraktisches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeister ihm haben ersparen können; als solche hätten Manche von denen, die sich weit über ihm dünkten, und praktisch dahin gekommen waren,

wo jener auf solche Weise zu sein verschmähte, sich allenfalls an ihrer Stelle befunden!"

Durch dieses mitgetheilte Bruchstück wirklichen Gesprächs mögen die nachstehenden Briefe hinreichend eingeleitet sein. Wir fügen nur noch die kurze Schilderung bei, welche von seinem Aeußern durch Zschokke gegeben worden: „Seine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luftigen Gekräusel seines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen." —

1.

Frankfurt am Main, den 15. Januar 1817.

Frau von Humboldt sandte mir gestern durch Herrn Boisdeslandes, der heute abreiset, eine Brieftasche, die sie mit eigner Hand gewirkt. Wenn das gütige Merkmal der Freundschaft mir schon an und für sich lieb und theuer, um wie viel kostbarer muß es mir durch die Lage werden, in der ich es erhalte. Ich schrieb ihr, daß ein unbekanntes Wesen, recht muthwillig bisweilen, die seltsamsten Kontraste, kränkende und erfreuende, in wenige Augenblicke zusammendrängt. Zu den tröstenden gehören Ihre Briefe. Sie haben mir, gnädige Frau, so viel Männliches, Aufrichtendes gesagt, daß ich mich schäme, kleinmüthig vor Ihnen zu erscheinen. Meine Niedergeschlagenheit rührt vorzüglich davon her, daß ich alle Tage neue Entdeckungen mache von der Verrücktheit meines Feindes. Er wird mich nach Berlin verfolgen. Gehe ich dahin, so finde ich vielleicht nichts als frische Aussaat von Gram und Kummer. Denken Sie, daß man sich hat beigehen lassen, der preußischen Gesandtschaft zu insinuiren, ich sei Verfasser des Tableau politique de l'Europe par Scheffer. Dieser Scheffer, der mir und Schlabrendorf sehr wohl bekannt ist, war ehemals Erzieher in dem Hause von Graf Reinhard. Ich habe Ihnen, glaube ich, meine Meinung über das Werkchen mitgetheilt. Daß es rein aus dem Kopfe des jungen Menschen geflossen sei, ist mir selbst nicht wahrscheinlich. Aber ich, abwesend von Paris seit vierzehn Monaten, habe auch nicht das Entfernteste damit gemein. Bei Herrn von Humboldt hat man mir zu scha-

gesucht, indem man behauptet, ich hätte schlecht an
hard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen
mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurück-
en. Nun aber ist es notorisch, daß ich alle Bedenk-
iten, die mir Herr von Barkhaus und Andere vorleg-
mißachtend zu ihm gegangen bin, und zufolge dieses
ches selber verhaftet wurde. Der Teufel des bösen Ge-
ns treibt meine Gegner, irgend ein Mittel des Ver-
ns gegen mich aufzufinden. Daher besorge ich, der
el, den Herrn von Varnhagens ritterliche Seele geboren
werde zu neuer Wuth entzünden. Indeß, das Loos
eworfen. Lassen mich die im Stich, die sich meiner
annehmen müssen, indem sie etwa glauben, daß ich
Händel doch verschuldet habe, und stehe ich ohne Hülfe
und bloß, so muß ich mich entschließen, mein bestes
itroß zu besteigen. — Auch, höre ich, geben sie mich
einen der thätigsten Mitarbeiter des Rheinischen Mer-
, des alten, aus. Von einem Stücke kann Reinhard
issen, daß ich Verfasser bin. Ich weiß nicht, ob Sie
erinnern, in einem der fünf oder zehn letzten Stücke,
vorher ehe er unterdrückt wurde, ein ziemlich geschraub-
Bildniß des französischen Karakters, in französischer
ache gelesen zu haben. Dieser Aufsatz wurde ehemals
seine Veranlassung geschrieben. Er forderte mich auf,
Farben recht grell aufzutragen, damit die Franzosen doch
nal erführen, wie man sie beurtheile. Weh mir, daß
Sie von dergleichen Aergerlichkeiten unterhalten muß.
nk für den Balsam, den Sie auf mein Haupt ge-
en! —

Oelsner.

2.

Paris, den 19. December 1818.

Ihrer Güte, gnädige Frau, wo möglich eine Zeile abzugewinnen, ist der Hauptzweck meines heutigen Schreibens. Den klassischen Brief vom 13. d. erhielt ich einige Stunden nachdem mein vorgestriger abgegangen war. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und mußte ihn dem Einsiedler (Grafen Schlabrendorf) mittheilen. Jedes Wort des stoffreichen Inhalts ist mehr als Einmal gelesen, erwogen und gewürdigt worden. Es war späte Nacht, als ich nach Hause ging. Da hatte ich Zeit, über meine Sünde nachzudenken. Dem Verlangen des Briefstellers gemäß hätte ich alles für mich allein behalten sollen. Wird man mich entschuldigen, mir verzeihen? Die Unvorsichtigkeit kann keine Folgen haben, und so rechne ich, edle Frau, auf Ihren Schutz. —

Die aus Aachen zurückgekehrten französischen Beobachter und Diplomaten sprechen nur einzig und allein von Gentz mit Lobe, „das sei ein Kopf, der erinnre sich doch am folgenden Morgen dessen, was man ihm den Tag vorher gesagt habe, der raisonnire und kombinire"; alle übrige auswärtige Diplomaterei wird zum Theil wie Leichtsinn, zum Theil wie veraltetes Zeug behandelt.

Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Anekdoten zum besten zu geben. Die Reise des Herzogs von Angoulême scheint von guter Wirkung. Wohl berechnet war unstreitig die Auszeichnung, welche dem General Drouot widerfuhr. Dieser hatte sich der Einladung zu entziehen gesucht. Ihn an Tafel zu haben, verschob der Herzog das Mittagsmahl. Personen alten Adels gebrauchten den Ausdruck: l'ordre de la noblesse. Der Herzog versetzte: je ne connais que l'ordre militaire et l'ordre civil, il n'y a de noblesse que les

généraux et les capitalistes. Böse Zungen wollen, man habe in einem a parte hinzugefügt: „So lauten meine Instruktionen; verstehen Sie mich!" — Anderen bösen Zungen gehört folgende Anekdote. Der Maire eines Orts versammlete seine Gemeinde, um sie auf die Ankunft des Fürsten vorzubereiten: „Mir zur Liebe schreit recht tüchtig das Leben der Bourbons!" Jung und Alt weigern sich, sie schützen Heiserkeit vor. Da weder Bitten noch Drohungen helfen, und man den Wagen schon anrollen siehet, hilft sich der Mann mit Versprechungen: „Kinder, mes chers amis, vivent les Bourbons, je vous promets que c'est pour la dernière fois." Augenblicklich ertönt ein rauschendes Lebe von Einem Ende des Orts zum Andern. Dergleichen Späße, sei es daß lustige Laune oder übler Wille sie ersinnet, sind immer ungünstige Zeichen. Ueber Herrscher, die man fürchtet oder verehrt, wird nicht leichtsinnig gescherzt. Von mehreren Beispielen, wie weit die Verletzungen des Anstands gehen, will ich nur eins anführen. Um den Kamin sitzt eine Gesellschaft. „Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu melden," sagt der Eintretende. Und welche, welche? „Er ist" — Wer denn? — „Er selbst, kann es jemand anders sein, als Bonaparte! er ist in Baugirard. „Das weiß ich besser, erwiedert ein Zweiter, schon ist er in die Keller der Tuilerien eingerückt; der König reiset diesen Abend, und ist jetzt beschäftigt, seinen Bündel zu schnallen, à faire ses paquets. Sonderbar, äußert ein Dritter, es sind keine zehn Minuten, daß ich ihm auf den Boulevards begegnete mit seinem gewöhnlichen Gefolge. „Lassen Sie das gut sein, versetzt der Andre, der König ist ausgefahren um Abschiedsbesuche zu machen." — Ein edler Herzog versicherte dieser Tage, der König sende alle Morgen der Gräfin Decazes einen Veilchenstrauß. So sucht eine gewisse Parthei den Minister verdächtig zu machen und den König herabzuwürdigen. Zwischen dem alten und dem neuen

Adel liegt eine unermeßliche Kluft. Von dem Naserümpfen über die angebliche Niedrigkeit von Decazes macht man sich keinen Begriff, ja Herr Royer=Collard hat sich in den Zirkeln des Fauxbourg Saint=Germain wie eine espèce betrachtet und behandelt gesehn. So werden Leute, die vortreffliche Bundesgenossen sein könnten, vielleicht wollten, unversöhnliche Feinde der alten Geschlechter. — Von dem neuen Finanzminister ist gesagt worden; sa nomination fait baisser les fonds et hausser les épaules. — Da haben Sie, gnädige Frau, meinen ganzen kleinen Vorrath. Etwas bleibt zurück, das sich aber dem Papiere nicht wohl anvertrauen läßt.

Nun darf ich Ihnen doch auch ein Wort von mir sagen. Aus meinem Briefe von vorgestern kennen Sie meine Lage. — Sie haben sich mir, edle Frau, mehrmals als Beschützerin erwiesen, stehen Sie mir, wie Ihnen am besten dünkt, liebreich mit Rath oder mit That bei. — Mein Vertrauen in Ihr treffendes Urtheil ist unbegränzt. Erzeigen Sie mir die Huld, Schiedsrichterin zu sein, welche meine Zweifel löset, meine Ungewißheiten schlichtet. Ich unterwerfe mich dem Ausspruche Ihres hohen Geistes, Ihres Edelmuths.

Herr K. befremdet sich hier. Solche Konversationen, wie bei dem Einsiedler (Schlabrendorf) vorfallen, sind ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mit seiner Art zu sehen stehet er zwischen Graf Kalckreuth (von Siegersdorf) und Graf Schlabrendorf wie eine Brig zwischen zwei Orlogschiffen, die wechselsweis ihre Ladungen abfeuern. Leben Sie wohl und bleiben mir in Gnaden gewogen.

Oelsner.

3.

Paris, den 19. März 1821.

Die wenigen Worte, womit Sie mich beschenken, theure unvergleichliche Seelenergründerin, schildern hinreichend, welch eine Wohlthat Ihr Umgang für mich wäre. Es fehlt mir hier nicht an theilnehmenden Freunden. Ganz besonders haben sich meiner die Frauen auf's liebevollste angenommen. Aber sie wissen mir nichts als Soireen und Diners zu geben. Dergleichen gutgemeinte Zeitvertreibe sind keine wirklichen Ableiter des Grams, und gewähren nur oberflächliche Zerstreuung. Ich verlange nicht, daß jemand mit mir weine. Desto mehr bedürfte ich der Empfänglichkeit eines reichbegabteten Geistes, wie der Ihrige, die innersten Regungen meines erschütterten Gemüths zu klagen. Durch den eigenthümlichen Rückklang der seinigen würde er meine Gefühle in eine hellere, und doch nicht fremdartige Stimmung versetzen. Frau von Courmont, eine treffliche Verwandte, wollte mich in ihr Haus. Diesen Zwang konnte ich meinem Schmerze nicht anlegen, so schauerlich mir auch die Einsamkeit, wo ich unaufhörlich in folternde Anschauungen versinke. Habe ich nicht schwer gesündigt, das köstliche holde Kind, das mir der Himmel gegeben hatte, blindlings der Afterweisheit eines Arztes zu überantworten! Warum beachtete ich nicht den richtigen Sinn, die gesunde Einsicht der Mutter! Ihrer Meinung mußte ich beistehn. Meine Nachlässigkeit, meine Stumpfheit, dünken mich unerhört. Ich bin unerschöpflich in Vorwürfen. Bald finde ich, daß ich das Heiligste, was ich auf Erden besaß, daß ich die Theuren, deren Leben und Glück mir anvertraut waren, nicht genug geliebt habe, daß ich nicht genug für sie beide gesorgt; und doch sagt mir mein Bewußtsein, daß ich bei erkannter Gefahr alles zu ihrer Rettung aufgeboten, was meiner Besinnung möglich

war. Ist mein guter Wille außer Schuld, so bleibt mir immer mein Unverstand, mein Mangel klarer Umsicht zu bejammern. Am Ende haben wir alles was geschiehet dem unbarmherzigen Schicksale beizumessen. Eine treue, tüchtige, edle Mutter sucht keinen höheren Lohn als die Erhaltung ihres Kindes; dafür wird ihr das Kind entrissen; sie kennt keinen höheren Genuß als die Erfüllung ihrer Mutterpflichten, dafür muß sie sterben. Die Natur bestraft wie Verbrechen die gewissenhafte Beobachtung des Sittengesetzes, das sie dem menschlichen Herzen eingeprägt. Unsre löblichsten Handlungen ziehen fast immer den meisten Kummer nach. Und jenes Erwürgen einer zarten Blume, die wie ein junger Tag mit schimmernden Farben über meine, jetzt verödete, Zukunft aufging! Was hatte die Unschuld verschuldet, um so grausam hingerichtet zu werden? Ist das nicht Missethat? Die Schöpfung erscheint mir als ein scheußliches Ungeheuer, wenn es nicht anderswo für derlei Entsetzlichkeiten und Verwirrnisse eine befriedigende Auflösung giebt.

Sie tadeln, daß ich meine Wohnung verlassen habe. Um keinen Preis könnte ich dort rasten. Ich meide die Gegend, in der sie liegt. Die Unbequemlichkeiten des Hotel-garni, wenn man, ob einer Menge unversehener Ausgaben, sich auf ein einziges Zimmer beschränken muß, und die Nothwendigkeit meinen Sohn um mich zu haben, der mir aus der Pension, wo er vernachlässigt worden, krank zurück kam, und für den ich noch kein schickliches Unterkommen gefunden, tragen nicht wenig bei, die Widerwärtigkeiten meiner Lage zu vermehren. Der Knabe ist betäubend regsam, und sein Muthwillen stehet mit meiner Niedergeschlagenheit in dem peinlichsten Kontraste. Auch Andre haben die Erfahrung gemacht, daß aufgeweckte Kinder in eben dem Maße lustiger werden, als die Erwachsenen traurig sind. Will die Natur von ihnen schwermüthige Eindrücke abwenden, die ihre kleinen Seelen leicht zermalmen

könnten? Mein Sohn rechtfertigt die Erscheinung des Hanswursts im Trauerspiel. Ich bin auch betrübt, sagt er bisweilen, aber ich suche dich und mich zu zerstreuen; und dann fällt er wieder in seine Possen. So mißfällig sie mir sind, habe ich sie doch lieber, als ihn weich- und wehmüthig werden zu sehn. Von der Erkenntniß meines Verlustes wird mich nie je etwas zerstreuen, von dem immerwährenden Gefühle desselben nur die Zeit abziehen können, oder ein großes Interesse, das mich mit sich fortreißt und mir nicht erlaubt, zu mir selbst zu kommen. Die Weltbegebenheiten vervielfältigen sich. Wem darin eine Rolle zufällt, der hat Beschäftigung. Ueberall wird die Konstitution der Cortes mode. Es ist eine gefundene, geräumige Toga, die Blößen der Nacktheit zu bedecken, und welche, getragen, sich in tausenderlei beliebige Falten schlagen läßt. Den Regierungen muß die interimistische Kommission ganz nothwendig mißbehagen. Sie ist der Hauptpunkt, um den man sich schlagen wird. Neben ihm dürften die Pairkammern Mühe haben sich in Gunst zu setzen.

Es ist mir unendlich lieb, daß ich von Ihres Gemahls Krankheit nicht früher als von seiner Genesung Nachricht bekommen habe. Bei dem Zustande ängstlicher Reizbarkeit, in welchem ich mich befinde, würde mich die Gefahr des Freundes in die allerschrecklichsten Besorgnisse gestürzt haben. Dem Himmel sei Dank, daß es mit ihm besser geht. Sorgen Sie für seine und für Ihre Gesundheit, erhalten Sie ihn und sich. Für Sie gebe es keine Trennung. Schließen Sie mich in Ihren Bund. Verehrungsvoll.

Oelsner.

4.

Paris, den 15. December 1821.

Ihre schmeichelhaften Zeilen, liebe Gnädige, haben mir den Karmin bis in die bleichen Haarspitzen gepumpt. Ich bekam ein recht jugendliches Ansehn. Schade, daß es nicht dauerte. Frauenlob thut wohl; vor allem das Ihrige. Und wäre es damit auch nur halber Ernst. Ich mag Ihnen lieber zum Scherze dienen, als Langeweile machen.

Wie Chemiker, bevor sie zu Werke schreiten, den Stand des Thermometers, so geben Sie zu Anfang Ihrer Briefe die Beschaffenheit des Wetters an, das gefällt mir aus gar vielerlei Gründen. Aber man erwartet ein höchst methodisches Verfahren. Die Erscheinung fällt ganz anders aus. Ein herrliches Kind plätschert in den Wogen der Zeit, oder spielt an ihren Ufern mit Muscheln. Es kennt keine Regel als seine Laune. Sagen Sie wie es zugeht, das Kind weiß es vielleicht selbst nicht, die plätschernde Hand bringt jedesmal harmonische Töne und das Gerathewohl des Wurfs kaleidoskopische Figuren zum Vorschein. Hinter dem Kinde steckt ein seltener Geist. Nein wahrlich, zum bloßen Lesen ist er nicht in die Welt gekommen. Sie sind ein philosophischer Naturalist, dessen heller Instinkt unendlich weiter reicht, als alle Schul- und Weltweisheit der Männer.

Von Ihrem theuren Goethe muß ich Ihnen sagen, daß ihn die Franzosen ohne allen Vergleich über Schiller erheben. Dieser hat nun freilich das Unglück, schlecht übersetzt zu sein, und daß man zunächst den unreifen Don Carlos aufgetischt, der sich besonders nicht mit Götz von Berlichingens lebhafter Wahrheit messen kann. Goethe ist in jeder Hinsicht glücklicher. Der junge Stapfer arbeitet unter den Augen seines trefflichen Vaters. Er sitzt jetzt am Faust.

Mein Inneres soll ich Ihnen aufthun. Es ist sehr eintönig, und nur selten heiter, wiewohl mich ein Knabe umwirbelt von der ausgelassensten Energie, der nichts als boxen und den Soldaten spielen will. Des Morgens sende ich ihn in die Schule, den Abend bringt er mit mir zum Theil und dann mit seiner alten Gouvernante zu, die des Kindes mit mütterlicher Sorgfalt pflegt. So sehr ich immer Umgang liebe, ist mir ihn zu suchen beschwerlich, wegen des Hin- und Heimgehens. Da man aber der Menschheit nicht ganz entbehren kann, so habe ich mich im Athenée abonnirt, wo, wer Lust hat, Vorlesungen hört über allerlei wissenschaftliche Gegenstände. Dergestalt denke ich meinen Winter zu vergeuden. Künftigen Sommer möchte ich lebensgern reisen. Wüßte ich mit Ihnen zusammenzutreffen, welch ein Genuß! Ich würde Ihnen besser mündlich sagen, als sich auf dem todblassen Papier thun läßt, wie sehr, wie innig ich Sie, meine Edle, verehre und liebe. Leben Sie glücklich, und gedenken meiner in Milde. Von ganzem Gemüth hochachtungsvoll der Ihrige.

Oelsner.

5.

Paris, den 26. Juli 1822.

Von der Fürstin Salm, meine Gnädige, habe ich Preis und Dank erhalten für die holde Aufnahme, welche sie bei Ihnen gefunden hat. „Madame de Varnhagen, schreibt sie mir, est pétillante d'esprit et d'amabilité, elle m'a témoigné beaucoup d'intérêt ainsi que son mari, qui nous a donné de très-excellens conseils. Enfin les personnes, pour lesquelles vous m'aviez remis des lettres, ont sans doute voulu vous donner en moi une marque

de leur amitié, qu'il faut bien que je vous renvoie, puisque c'est surtout à vous que je dois le bon accueil que j'en ai reçu." Schriftlich zu sagen, wie sehr ich Ihnen für so viele Beweise Ihrer Gewogenheit verbunden bin, ist nicht möglich. Ich wünschte meine Schuld in Person abzutragen, denn die Empfindung bedarf der Gebärde und der Stimme.

Unter der Menge von Sachen, die ich Ihnen melden könnte, weiß ich keine Auswahl zu treffen. Herr von Varnhagen wird diese Verlegenheit meinem Briefe ansehen. Die Partheien gestehen sich hier mit jedem Tage unverhohlener ihre gegenseitigen Gesinnungen. In Spanien steigt ein Ungewitter auf, dessen Blitze wahrscheinlich bis über die Pyrenäen schlagen. Die gestrigen Nachrichten aus Madrid klingen sehr barsch.

Herr von Blacas ist aus Rom abberufen wegen eines Liebeshandels, den der beleidigte Ehemann nicht für völkerrechtlich hält. Des alten Günstlings harret vielleicht auch die Ministerstelle, welche erledigt wird, wenn es wahr ist, daß Lauriston den Oberbefehl des Gesundheitsgürtels übernimmt. Vor einiger Zeit hieß es, Montmorency und Villèle würden als zu moderirt, dann Villèle und Corbière als zu gemein, ihre Plätze räumen. Diese beiden sind dem Hofe ganz natürlich bloße Dienstboten. Man kann ihrer entbehren, nachdem sie dreizehn und eine halbe Million Renten aus dem Schachte gehoben. Es fehlt nicht an Leuten, die das reine Metall auszumünzen wissen, noch an Liebhabern es in Empfang zu nehmen, das gemünzte. In Hinsicht des Geldes sind Adel und Geistlichkeit Schweizer.

Seit Anfang dieses Monats wird uns hier ein neues Schauspiel gegeben, das großen Zulauf hat, und Diorama heißt. Es verhält sich zum Panorama wie ein Raphael'sches Gemählde zu einem Kupferstich. Die mannigfaltigsten Abwechselungen von Licht und Schatten, welche über das

Thal von Sarnen ziehen, geben der Landschaft einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Dem barbarischen Kapudan-Pascha zu entrinnen, haben sich ein paar schöne Griechinnen nach Paris geflüchtet. Sie sind in der That sehr lieblich und machen Aufsehn, wenn sie die Boulevards besuchen. Eine angenehme Blässe, vielleicht daß sie sich noch nicht von aller Furcht erholt haben, scheidet sie von andern Frauen. Das Ganze ihrer Physiognomie hat etwas Palästinisches. Die jungen Begleiter tragen den europäischen Schnitt, so wie sie selbst das Pariser Kostüm angenommen haben. Der Papa hingegen kontrastirt gewaltig. Er hat seinen grauen Stumpfbart, seinen alten Schlafrock, seine herkommlichen Pantoffeln und den eingedrückten Turban beibehalten, der einer Nachtmütze gleicht. Die Orientalen, das muß man ihnen lassen, machen sich das Leben sehr kommode.

Ah! um's Himmels willen, eben denke ich daran, daß heute eine öffentliche Institutssitzung ist, der ich beiwohnen will. Da werde ich Elogen von großen Männern hören, die ich kannte, und bei Lebzeiten nicht dafür ansah. Sie, meine Theure, brauchen nicht zu sterben um gelobt zu sein. Leben Sie recht lange. Es wird Ihnen nie an Bewunderern und Verehrern fehlen. Mich setzen Sie obenan auf die Liste derer, die Ihnen mit Begeisterung huldigen. Hochachtungsvoll

Oelsner.

6.

Paris, den 27. Juni 1823.

Sie haben, meine Gnädige, drei Blätter auf mich abgegeben in Form von Wechselbriefen. Eigentlich sollte ich dieselben protestiren lassen, wegen ungebührlichen Lobes, das sie enthalten, und weil ich die elektrischen Schläge Ihrer schönen Seele nur zu bewundern, nicht geziemend zu vergelten weiß. Allein ich käme dabei doch in großen Schaden. War mein Mohammed im Stande, auf Ihr Gemüth zu wirken, einen Geist wie den Ihrigen zu beschäftigen, so habe ich Ursach frohes Herzens zu sein. Auch wenn er bloß vorübergleitende Wallung erregte, bin ich für die Mühe der Arbeit reichlich belohnt. —

Wie ist es möglich, fragen Sie, daß bei so viel Bildung, wie schon auf der Erde ist, sich so große Reste von Rohheit nebenan, dicht nebenan, erhalten? Ich glaube, es kommt daher, daß wir nicht lange genug leben und zu frühe altern. Weisheit und Thatkraft treffen selten doch zur rechten Zeit auf einem Fleck zusammen. Mit der Jugend muß jedesmal von frischem angefangen werden, und, bei geringer Ausnahme, ist der große Haufe ein theils von selbstsüchtigen, theils von albernen Theologen und Rabbinen beackertes Feld. Woher soll ihm gesunde Einsicht kommen, wenn keine gesäet wird?

Sie gedenken meines unvergeßlichen Villers, eines edlen Menschen. Es hat keinen redlicheren Deutschen je gegeben, als diesen Franzosen. Von Hannover wurde er mit schonungsloser Unbarmherzigkeit behandelt. Kränkung stürzte ihn vor der Zeit in's Grab. Germanien — aber wo liegt das Land? — ist ihm einen Ehrenversorg, ein Ehrendenkmal schuldig. — Ihr Günstling, Herr Thiers, wird ernstlichst zum Deutschen angehalten. Wer kennt nicht die schwache

Seite der Franzosen? Er thut sich nicht wenig darauf zu gut, die Eroberung einer **Baronne allemande** gemacht zu haben. — Lesen Sie auch wohl Sir Walter Scott? Von seinen Romanen bleiben mir nur wenige zurück. Wie ich sie bekommen konnte, französisch oder englisch, habe ich die Aufgabe durchgearbeitet. Will man geschwind vorwärts, muß der Geschmack nicht allzu hackel sein. Ivanhoe dünkt mich ein Meisterstück. Das ist wirkliche Epopöe, wie sie sich für unsre Zeiten schickt. Einige Scenen, die offenbar Goethe'n entlehnt sind, bemerkte ich mit besonderem Vergnügen in Kenilworth und Ivanhoe. Sir Walter verstehet sichtlich deutsch.

Das Theater Saint=Martin besitzt einen Polichinel, den zu sehen wahre Raserei geworden. Alle Abende läuft man dort Gefahr, zum Zeitvertreibe erdrückt zu werden.

Wissen Sie schon, daß man hier die allerschönsten Blumen aus Fischbein verfertigt? Frau von R. bringt deren einen ganzen Vorrath mit. Diese Dame hat sich ausnehmend in Paris gefallen.

Ihre Art, meine Gnädige, die Briefe zu datiren, ist überaus zweckmäßig. Der Zustand des Thermometers, des Windes und des Wetters, hat unstreitig auf unsre Art zu denken und zu schreiben den mächtigsten Einfluß. Was mich betrifft, so möchte ich noch den Zustand der Schreibmaterialien beifügen. Sie sind bei mir beständig in schlechter Ordnung; ich weiß keine Feder zu schneiden, oder vielmehr ich schneide sie alle wie ein Blinder. Bald ist die Dinte zu fleck, bald zu dünn. Sie können sich nicht vorstellen, wie all diese Peinlichkeiten, gegen die ich zu kämpfen habe, meinen Gedanken ableiten. Unterbrechende Besuche bringen mir bei weitem den Nachtheil nicht. Grade weil ich Ihnen recht zierlich schreiben wollte, hat irgend ein böser Genius mein Dintenfaß und meine Federn behext; selbst die Hand will sich nicht lenken lassen.

In dieser Noth darf ich mir von Ihrer Huld versprechen, daß Sie Inhalt und Form meines Briefes mit zum Besten werdender Nachsicht betrachten. Ich bin Ihnen gegenüber in dem Falle eines zärtlichen, sterblich verliebten Kandidaten, dessen Kanzelberedsamkeit gerade in den Augenblicken stockt, wo er sie am lautesten und glänzendsten an den Tag legen möchte. Die Frau vom Edelhofe nimmt keinen Aerger an der Schwerfälligkeit seiner Zunge, sie läßt der unbehülflichen Jugend und dem guten Willen Gerechtigkeit angedeihen, und so hoffe auch ich, daß Sie meine Ehrerbietung nicht verkennen, noch mir Ihren Schutz entziehen werden. Dafür verleihe der Himmel Ihren Bädern gesundheitstärkende Kräfte. Leben Sie wohl. Ich bin mit treuer Anhänglichkeit Ihr innigst ergebener

Oelsner.

7.

Paris, den 17. September 1823.

— Ihr Beifall, das schmeichelhafte Lob einer genialen Freundin, und der litterarische Artikel, womit „die Pyrenäen" beehrt worden (Les Pyrénées, par M. Thiers), mußten dem Empfänglichen in der Seele wohlthun. Zum Denkmale seines Danks und seiner Huldigung sendet er Ihnen das neueste seiner Werke (Histoire de la Révolution française), dessen erste Auflage beinahe schon vergriffen ist. Ich kenne kein unpartheiischeres Gemählde der französischen Revolution. Lebendig zog diese einst unter meinem beobachtenden Blicke vorüber, und gerade wie sie sich hier in ihren Hauptabrissen darstellt. Nebenumstände wären zu berichtigen. Manches hätte der Verfasser, wenn es die Witterung litte, zweifels-

ohne ausführlicher erzählt, manches unumwundener. Mit Meisterstrichen sind die Karaktere Mirabeau und Dumouriez gezeichnet. Der Lehre von dem nothwendigen Kreislaufe der Begebenheiten, dem nichts in den Weg zu schieben sei, dem man sich blinden Gehorsams unterziehen müsse, kann ich nicht beistimmen. Erfahrung und Geschichte widersprechen. Wie oft siehet man nicht, daß der Wille eines oder einiger Menschen, weniger weil er stark, als weil er genau auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, das ungestüme Streben, die mächtige aber gewöhnlich trübe Woge des öffentlichen Wollens eindämmet und ableitet! Sich über Demüthigungen zu trösten, die der gekränkte französische Nationalstolz mit verbissenem Grolle trägt, wird unter den jungen Leuten eine Art politischen Fatalismus Mode, der aber weiter nichts als provisorische Maßregel ist. Zuverlässig spricht Sie Herrn Thiers feingesitteter Vortrag an. Welch ein Abstich gegen den Heidelberger Professor Herrn Schlosser in seinem zweiten Theil der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts! Ihm heißt Talleyrand schlechtweg der Schuft. Deutscher Biedersinn könnte, däucht mich, seiner Treue unbeschadet, auch wohl geschliffener sein. Wie gehet es zu, daß, bei großer Geisteskultur, Deutschland sich noch immer gern in Grobkörnigkeit gefällt? Sollte es vielleicht von dem Titelwesen herrühren! Wer den Leuten ihren schriftmäßigen Ehrenversorg giebt, ihren kanzleigerechten Respekt erweist, kann, ohne daß es die Herren übel deuten, vom Blatte weg mit ihnen reden, ungehobelt, und wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So klopft ein deutscher Supplikant eine deutsche Excellenz auf die Schulter: „Nicht wahr, Excellenz, ein Hundsfott, der nicht Wort hält!" Nichts hat mich, in einigen Gegenden Germaniens, mehr ergötzt, als das sonderbare Gemisch kriechender Bücklinge mit familiärer Flegelei, indeß die zarteste Höflichkeit, wenn sie den plumpen Meilenzeiger der Titulatur umgehet, für freche Anmaßung gilt.

Heutzutage sind die Wunderkuren des Fürsten von Hohenlohe bei weitem weniger gewagt, als Prophetenthum, politisches. Wem je hätte geahndet, daß in Spanien alles, alles käuflich sei! Eigensinn bloß, und Dünkel und Großprahlerei scheint sich die heroische Nation der Don Quixoten vorzubehalten. Sogar die Glaubensritter rühmen sich ihres Heldenthums. Welch eine Sprache sie führen gegen Frankreich! Lesen Sie ja die Proklamation der Regentschaft wegen des Dekrets von Andujar, nebst der Adresse, welche ihr die Armee von Navarra reicht. Noch während die unverschämten Bettler von französischen Almosen leben, empören sie sich. Wird der Herzog von Angouleme mit der Konstitutionsparthei fertig, so kommen ihm die Bundesgenossen auf den Leib. Frankreich hat sich da eine schwer auszuschaufelnde Suppe eingebrockt. In Catalonien behauptet Mina das Feld mit Nachdruck, und wie ein Mann von Talent. Man siehet, was erfolgt wäre, wenn die Cortes, gescheidter als sie sind, ihre Heere keinem Abisbal, Morillo oder Ballesteros anvertraut hätten. Auch die Eroberung von Corunna war Finanzgeschäft. Unterhandlungen können die Einnahme von Cadix bewirken. Meines Ermessens wird der Hader dadurch nicht beendigt. Frankreich führt seinen Krieg auf eine sehr obskure Weise. Die thätigste Waffe ist Geld. Den Tages-Thermometer der Siege und der Niederlagen hält die Börse. Ein widerwärtiger Windstoß in den spanischen Gewässern, und das Vermögen von Tausenden leidet Schiffbruch auf dem Pflaster von Paris. So giebt es Augenblicke, wo man sich freuen kann arm zu sein, weil man es nicht erst zu werden braucht. Der Himmel schenke Ihnen, zu den Schätzen ihrer Seele, alle nur ersinnliche irdische Reichthümer, denn Sie werden gut damit zu schalten wissen, gnädige Freundin der Menschheit!

Das Volk nimmt hier wenig Kunde von den Dingen jenseits der Pyrenäen. So lange keine Aushebungen statt-

finden, darf es die Fehde als ihm fremd betrachten. Fast die ganze Armee stehet außer Landes. In Paris begegnet man mehr Seminaristen und Abbé's als Gendarmen. Bedenkt man die Gährungen der vorigen Jahre, so hat die gegenwärtige Ruhe etwas Erstaunliches. Der Franzose war von je und bleibt ein Harlekin, bisweilen ein grausamer. Jetzt hält ihn geistliche Polizei im Zaum, und besser als weltliche. Manchmal kratzt sich dennoch wohl das Ministerium hinter den Ohren, Händel mit Spanien angeknüpft zu haben. Pozzo di Borgo wird häufig zu Rathe gezogen. Es sollte mich nicht wundern, wenn dergleichen Gunst dem englischen Gesandten mißfiele. Wäre die Behauptung gegründet, daß Rußlands Interesse, in den spanischen Verwirrnissen, weiter nichts als eine oder die andre der balearischen Inseln zu erlangen suche, so würden die entgegengesetzten Mündungen der Themse und der Newa sehr leicht in Strudel aneinander gerathen. —

Genehmigen Sie meine Huldigungen und bleiben mir in Gnaden gewogen. Verehrungsvoll

Oelsner.

8.

Paris, den 6. April 1824.

Tausend Dank, gnädige Frau, Ihrer Huld, Ihrer Fürsorge. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, meinen Schaden vollkommen richtig errathen und benamset. Der Arzt ist Ihrer Meinung. Auch hat er das Rezept gutgeheißen. Gebrauch zu machen hindert Fortdauer abscheulichen Wetters. — Sie können sich nicht vorstellen, was mir im Grunde sehr lieb, welchermaßen mich der diesjährige Winter mitgenommen. Zuverlässig bin ich itzo der verschrumpfteste,

grauköpfigste, griesgrämlichste Ihrer Anbeter. Dabei hat sich meiner die üble Gewohnheit des Tabackschnupfens dergestalt bemeistert, daß, am Schreibtisch, man meine Nase mit der des größten Hellenisten unsrer Zeit verwechseln könnte, von dem es heißt, er habe sein bischen Latein ausgeschwitzt, und bringe deßhalb keinen Brief an das hiesige Institut der Wissenschaften zu Stande! [Friedr. Aug. Wolf.] Schade, schade! Denn wahrlich, es war nicht Hechinger Latein, das seine Jugend in beiden Hemisphären berühmt gemacht! Könnten Buttmann, Savigny, Schleiermacher nicht vielleicht aushelfen?

Hier höre ich von nichts als Renten, deren ich keine besitze. Der Finanzminister will und wird die Kapitalisten auf halben Sold setzen. Sie haben die Staaten lange genug ausgewuchert. Mögen sie Zeter schreien, die Amputation geräth nicht in's Stocken. Eigentlich sind sie es selbst, die der Regierung das Messer in die Hand gegeben, und ohne die Willfährigkeit der Goldhäuser zu Vorschüssen wäre sie immer so dreist, es ihnen an die Kehle zu setzen. Jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt. Auch bei dieser Operation blühet den Jesuiten der Waizen. — Der größte Nachtheil, den die französische Emigration über Europa gebracht, ist, auf Vernunft und Toleranz Mißtraun und Argwohn geworfen, dafür aber Jesuitism empfohlen zu haben. Häufige Bekehrungen, besonders in England, zeigen, daß der Zug zur päbstlichen Theokratie gewaltiger um sich greift, als man gewöhnlich meint. Läßt sich denken, daß die weltliche Macht ihn begünstige, vergessend, wie die Kirche oft mit jakobinischer Frechheit Zepter und Kronen der Fürsten zu Boden trat? In einem andern Sinne, als die Jesuiten, arbeiten die Bibelgesellschaften. Ich habe manches gegen sie einzuwenden, und gehöre keiner an; aber mit unaussprechlichem Vergnügen habe ich die beifolgende kleine Schrift gelesen. Nothwendig spricht sie Ihren Geist und Ihr Gefühl an.

Auf den ersten Blick werden Sie erkennen, daß in ihr weibliche Zartheit athmet. In der That hat sie eine Frau zur Verfasserin, und zwar die erlauchte Tochter der Frau von Stael, die junge Herzogin von Broglie *). Zwei vornehme Damen kämpfen dermalen um den Preis der Bewunderung. Aus dem Ei der Herzogin von Duras, dem Roman Durika, sind schon ein paar Schauspiele gelockt. Nicht mit vorzüglichem Beifall ist das eine in dem Theater du Gymnase gegeben worden. Das andre, dem Theater français bestimmt, findet Hindernisse in der Weigerung der Mlle Mars, ihr hübsches Gesicht vor dem Publikum anzuschwärzen.

Mit Mlle Mendelssohn bin ich dieser Tage zusammengetroffen. Sie befindet sich wohl, war sehr artig, geistreich, soll aber ganz erschrecklich katholisch sein. Lassen Sie sich um's Himmels willen, gnädige Frau, keinen ähnlichen Sparren anwandeln! —

Ah! da wirft die Sonne, durch Wolken, einen Blick in mein Zimmer. Ich kann der Lockung nicht widerstehn, und verlasse Sie, gnädige Frau, um einer Nebenbuhlerin willen, der Sie doch nicht anders als hold sein können. Wärmen Sie sich ebenfalls in ihren Strahlen. Leben Sie wohl. Bleiben Sie meine theilnehmende Freundin. Ich bin mit ehrerbietiger Liebe und Ergebenheit Ihr

Oelsner.

---

*) Sur les associations bibliques des femmes. (Extrait des archives du christianisme. Janvier 1824.) 8.



XVI.

Adam von Müller.

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterarische Ausrüstung gerichtet ist, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel, und ganzen Zusammenhang einzusehen. Mit dem Einsehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unsres Zweckes, auch wenn es nicht schon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daselbst geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den besten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachlässigte aber Sach- und Sprachkenntnisse, und folgte dem Hange zu philosophischen Geistesübungen, welche gleichsam die Ritterspiele seiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Universität zu Göttingen, und die schon vorher gemachte Bekanntschaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswissenschaften, und dies um so mehr, als sein

Versuch, eine neue philosophische Bahn zu eröffnen, wozu seine unreife und unvollendete Schrift vom Gegensatze dienen sollte, wirkungslos vorüberging. Dem Namen nach bei der kurmärkischen Kammer angestellt, benutzte er die mit diesem Verhältnisse leicht zu verbindende Freiheit, um sich in Lieblingsstudien, in Reisen und gesellschaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendste Vorbild gewesen sein, allein es erging diesem damals noch zu schlecht. Noch furchtsamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, so that er es mit Angst und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit seiner dialektischen Kunst einen besondern Scharfsinn ausgebildet, überall die schwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuspüren, und versagte sich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen sie anzuwenden. So schrieb er, während er sich in Polen auf einem Landsitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die schwerlich Billigung hoffen konnten, an seinen Vater die schönsten Briefe aus verschiedenen Hauptstädten, als befinde er sich auf einer unterrichtenden Reise. Indeß machte er auch wirklich eine Reise nach Stralsund, Schweden und Dänemark mit seinem Freunde Wiesel, der nächst Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte später in Berlin rednerisch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr sie bestanden, welchen Muth sie gezeigt, welche Hülfe sie geleistet; ein Feuerlärm im Nebenhause unter-

brach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergessen hatte, leichenblaß mit Angstgeschrei davonrannte, und sich nicht wieder blicken ließ! Auch Wiesel, den er in einem Briefe an Rahel mit scharfen Zügen meisterhaft schildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektischer Künstler und Redner ersten Ranges, dabei jedoch ein Freigeist, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringsten Zweifel hegte, seine Freigeistereien thätig auszuüben, sofern nicht äußere Rücksichten es verboten.

Nach einiger Zeit, da Berlin kein günstiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutsche Litteratur Vorlesungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleist eine Zeitschrift Phöbus heraus. Das prahlerische Auftreten, welches besonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geschützsalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte sich in den ungünstigen Zeitumständen nicht halten, obwohl man gestehen mußte, daß Müller eine seltne Virtuosität geistiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und besonders guten Tones der vornehmen Welt in seinen mündlichen wie schriftlichen Arbeiten vereinigte. Philosophie und Litteratur an die höheren Kreise der Gesellschaft zu bringen war niemand in Deutschland jemals so geeignet erschienen.

Der Krieg des Jahres 1809 vertrieb ihn aus Dresden. Er ging nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen. Zugleich aber ließ er sich

in politische Thätigkeit ein, welche den damaligen Regierungszwecken entgegen war. Von diesen merkwürdigen, tief eingehenden, geschickten und — es giebt hier kein andres Wort — perfiden Betreibungen wird künftig an anderm Orte zu reden sein. Jedoch mißlang der Versuch, und Müller glaubte nun sein Vaterland aufgeben zu müssen, ging nach Wien, bekannte sich zur katholischen Kirche, und gelangte durch Gentz zu einer Anstellung im österreichischen Staatsdienste.

Wir können hier seinen Verhältnissen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Er sah sich bald durch Gentz mehr gehemmt und beseitigt, als gefördert; aber auch in seiner eignen Geistesart lag viel, was ihn von größerem Schwunge in Staatsgeschäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel größerem Maße seine Stärke selber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchsten Wahren und Heiligen. Dieses Bedürfniß wurde in ihm stets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verschaffen, auch manchem Sinne nicht gemäß war, so muß doch das Streben selbst in Müller mit großen Ehren anerkannt werden. Seine katholische Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernst, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war sie wirklich katholisch; er suchte nicht eigne Vorstellungen in die Dogmen hineinzulegen, und diese hiedurch erst in rechte Bedeutung zu stellen. Daher, als die kirchliche und weltliche Autorität die Folgerungen nicht angemessen

fand, zu welchen sein regsamer Verstand die höchsten Lehren führte, hielt er willig nicht nur jene zurück, sondern stellte auch von der Zeit seine ganze Schriftstellerei ein.

In seiner Stellung als Generalkonsul in Leipzig und Resident bei den anhaltischen Höfen hatte Müller eine große Wirksamkeit, die sich auch vielfältig auf Preußen erstreckte. Seine Verbindungen, sein Briefwechsel dahin waren sehr lebhaft. Er wurde mit einigem Grunde beschuldigt, manche Beziehungen seines Vaterlandes mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Wäre es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußischen Zollwesen machte, größtentheils durch Müllers Betrieb erhoben worden, so würden, sofern die deßfallsigen Verhandlungen der erste Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutschen Zollvereinigung gewesen sind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Absicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen sein.

Von Leipzig abgerufen und nach Wien versetzt, mit dem Beinamen von Nitterdorf in den Adelstand erhoben, sah Müller einen neuen Anlauf vor sich, als er durch den Tod im Januar 1829 übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm, dem selber Kranken, die aufeinanderfolgenden Nachrichten von Friedrich Schlegels und dann von der Fürstin von Metternich unerwartetem Ableben verursachten. Die zarte Reizbarkeit seines liebevollen Gemüths ist selbst

in dieser fassungslosen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Im Umgang und Gespräch war Adam von Müller einer der angenehmsten und hinreißendsten Menschen. Mit seinen unerschöpflichen Handhaben des äußern Scheines, sowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete sein tiefgehender Eifer einen Gegensatz, der schon durch sich selbst die wunderbarsten Wendungen bewirkte, allein seine Furchtsamkeit und sein versöhnlich weicher Sinn gesellten seinen Behauptungen und Schärfen eine Anmuth und Weichheit, ein schmiegsames Einlenken und schmeichelndes Begütigen, daß er in solcher Erscheinung einer der liebenswürdigsten Menschen genannt werden konnte.

Einiges von diesen Eigenschaften schimmert auch in den nachfolgenden beiden Briefen durch, wiewohl der schriftliche Ausdruck dieses Wesens immer nur ein schwacher Abglanz des persönlichen bleiben wird.

1.

Leipzig, den 11. November 1820.

Meine gnädige Frau! Ich habe mit sehr großem Interesse Ihr Schreiben an meine Frau gelesen, welches letztere bald entweder mündlich in Berlin, oder doch schriftlich beantworten wird. Der sehr werthen Anlage hat sich Wiesel, der eben zugegen war (wie er sich denn seit einem halben Jahr hier aufhält) mit wahrer Gier bemächtigt; nicht, wie Sie denken können, um des Angelus willen, sondern weil Sie beide, Herr von Varnhagen und Sie, mit mir zu den fünf oder sechs Menschen gehören, die er mit Treue, ja fast mit Bekümmerniß liebt. Also habe ich das Buch noch nicht zurück: die Vorrede habe ich gelesen, und die Auswahl der Reime (da ich die ganze Sammlung kenne und habe) werde ich studiren, um Ihrer beider willen. Denn es ist kein Kleines, einen Geist wie Varnhagen auf diesem Wege zu finden; Wiesels Entsetzen und meine Freude darüber waren gleich groß. Daß die Sprüche des Angelus gewissermaßen aus einer Region kämen, die über allen sogenannten Konfessionen erhaben wäre, — wie die Vorrede anzudeuten scheint, kann ich natürlich nicht zugeben. Der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes, in seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, fast insoweit es Menschen überhaupt möglich ist, von Angelus durchgeführt, gehört nur Einer bestimmten Konfession an. Es wird Varnhagen bei allem seinem Verstande nicht gelingen, den Angelus als einen von der Kirche unabhängigen Theosophen (etwa wie Jakob Böhm) zu konstruiren, noch auch die Philosophie dieses

Dichters mit irgend einem protestantischen System von Vernunftwerdung Gottes in Uebereinstimmung zu bringen.

Doch das ist nun die geringste Sorge: wie könnten solche Augen, wie Ihre vier, dem Sonnenlichte entgehn? — Melden Sie mir nur recht vieles von V.: kennt er, ich meine historisch, La Mennais indifférence en matière de religion, insbesondere den zweiten Theil, Maistre's Buch du Pape, und dem ähnlichen, verwandten Schlag deutscher Bücher? Ihr Brief ist schön und lebendig, aber so unbestimmt etwa wie man bei fremden Leuten auf den Busch zu klopfen pflegt. Kommen wir nach Berlin, so sind wir in der ersten Stunde bei Ihnen, und zeigen Ihnen, wie bekannt wir sind.

Man versteht sich geschwind, gnädige Frau, wenn man über das: Wohin? mit einander einig ist, und außerdem noch ungefähr von demselben Punkte ausgegangen ist: denn wie weit sind denn die Königs- und Heiligengeiststraße von der Kochstraße entfernt?

Hierbei gedenke ich Ihres Herrn Bruders? Wo ist und was treibt er? Warum übersetzt er nicht die Méditations poétiques von Lamartine; dieser liebenswürdigste französische Dichter kann nur von Robert in Deutschland eingeführt werden.

Mein Stiefsohn Albert von Haza wird sich dankbar bei Ihnen vorstellen; und Sie, fördern Sie wo Sie können mein Verständniß mit Varnhagen, dessen Talente ein außerordentliches Gewicht für die Sache Gottes und der Wahrheit werden können. Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, in Leben und Tod; außerdem glühend für das was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn

zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.

So nun wird Varnhagen nicht allzu viel an mir auszusetzen finden; wir werden uns näher kommen, und ich werde auf seine Freundschaft stolz sein.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, das Weitere schreibt Ihnen die Meinige. Mit inniger Verehrung der Ihrige.

Adam Müller.

Am Tage des Heiligen Martin, der, wie das polnische Sprichwort sagt, auf einem weißen Pferde geritten kommt. Der Schnee nämlich peitscht an meine Fenster.

2.

Leipzig, den 31. März 1826.

Hochverehrteste Freundin! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Diese Rechenexempel sind also abgeschlossen, diese Weissagungen verstummen; sonderbarerweise wurde der, der nach Wiesels Kalküls schon zur Zeit des Kongresses zuerst zu Grunde gehen mußte, der Kaiser, grade am Tage vor Wiesels Tode von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieser Fall sehr. Sie nennen sein Unglück *seine dicke Haut*, und es ist wahr, innerlich war viel Schönes und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zusammenkommen können. Dazu waren auch seine Augen zu scharf, kein geringes Unglück für den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umrisse der Dinge, und da war dann Rechnung und Zahl

bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er ersetzte und repräsentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratische Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe die Journale und Bücher meines Gegenpart zu lesen, sondern er trieb das alles auf die rechte deutsche Höhe, bis zur Läugnung des persönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teuflischer Grazie und Sachkenntniß rasen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, siebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen selbstgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit nicht bloß zum Verrath seiner Freunde, sondern selbst der verhaßtesten unter den Aristokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzu groß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Augenblicke des Menschen vorbehält. Vielleicht ist ein Strahl des ewigen Lichtes besser durch die halbgeschlossenen, als durch die noch offnen Augen gedrungen. Wie die absurden Räsonnements eins nach dem andern auslöschten, mußte doch etwas übrig bleiben; vielleicht war es der Trost dessen, den er sich sein ganzes Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am besten wußte, wie er zu dieser Albernheit gekommen war.

Doch zu den Lebenden. Sehn wir uns diesen Sommer? Ich kann noch nicht nach Berlin kommen, und fühle, wie sehr mich erfreuen würde, Ihnen und Varnhagen irgendwo zu begegnen. Nicht bloß weil Sie Beide einen so schönen Nachruhm bei den Meinigen zurückgelassen, was freilich eine wesentliche Mitbedingung aller Wünsche eines so einge-

wachsenen Hausvaters ist, wie ich bin; sondern weil ich glaube, daß Varnhagen einer der berufensten Menschen unsrer Zeit ist, und der Sache nicht entgehen wird, die seiner bedarf. Glauben Sie nicht, daß die Biographieen und der vortreffliche Aufsatz über den Tod Alexanders mir viel Neues über ihn beigebracht. Ich habe es längst anerkannt, und nicht gesagt, weil er mir persönlich unangenehm d. h. zu schroff und zu steil war. Nun, da es anders ist, möchte ich ihn ganz leiden können. Darum wäre es gut, sich bei schöner Sommerszeit irgendwo im Grünen auf einige Tage zu treffen.

Lesen Sie doch einstweilen die trefflichen Aufsätze von Görres in einem Journal, das der Katholik heißt und in Straßburg herauskommt; in den letzten dreizehn Heften steht vieles glänzend und gründlich Schöne; nicht Sie zu bekehren, aber um inne zu werden, wie mir zu Muth ist. Ihr sensitives und sibyllinisches Wesen wird sich in Görres leichter zu finden wissen. Auch dient Ihnen zum Antrieb dieser Lektüre, daß Gentz davon bezaubert ist.

Mit der Ihnen bekannten, langjährigen Verehrung Ihr gehorsamster

Adam Müller.

Ich möchte wissen, was Ihr Herr Gemahl zu dem außerordentlichen Phänomen von Lingard's Geschichte von England meinte.



XVII.

Friedrich von Gentz.

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberschrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Lust, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geistiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entstehn, die Fülle der großen Welt und der Ernst der Geschichtsereignisse wird sich dem Sinn darstellen, und neben allem diesen eine Unruhe und Sorge sich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines so vielfachen Eindrucks, den nur das Leben selbst vollständig erklären konnte, durch hingeworfene Umrisse zu einem festen Bilde zu gestalten? Sie werden Recht haben, die so fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht sind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Mensch mit eigenthümlichen Anlagen geboren ist, die sich aber nur in seltenem Fall entwickeln,

in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichre Wahl vor sich zu sehen. Und so war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre, glückliche nennen kann! Suchen wir diesen merkwürdigen Mann in seinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau im Jahre 1764. Diese Stadt war in jenem Zeitlaufe von seltner Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach sehr verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl, Gentz eröffnete sich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letztern war ohne Vergleich die glänzendste und außerordentlichste; sie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angestellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entsprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauses; für den Unterricht war durch die Stadtschule gesorgt. Friedrich aber zeichnete sich durch keine sichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil schien seine Fassungskraft beschränkt, sein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte sich zu den geringsten

Erwartungen herabgestimmt, und war schon gewohnt, daß der Sohn wegen schlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieser ungemein munter und zuversichtlich, der Vater aber nur desto mehr besorgt und auf einen schlechten Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redestückes. „Aber Junge, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholten malen, — wirst du deine Sache denn können? getraust du dich auch recht, sie durchzubringen?" — „O ja, versetzte dieser, damit will ich wohl fertig werden," und war sorglos guter Dinge, der Vater aber höchst verwundert; so hatte er den Knaben noch nie gesehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derselbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, schienen nur auf Leichtsinn und Thorheit gegründet, und die beschämendste Demüthigung schien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraschung und das Erstaunen, als nach dem siebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einstimmigsten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz seine Rede mit klarer fester Stimme begann, mit Wärme fortsetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beseelte, und sogar mit dreister Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den ersten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünschten den Vater wegen des so herrlich begabten

Knaben. Doch jener schüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweise nicht viel, es stehe doch nur schlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem schwerlich etwas werde zu machen sein.

Diese Meinung mußte auch noch viele Jahre bestehn. Das erste Auftauchen einer seltnen Gabe wiederholte sich nicht, und es blieb in der nächsten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin sein Vater als Münzdirektor versetzt worden war, das Joachimsthal'sche Gymnasium besuchte, dann auf der Universität zu Frankfurt an der Oder die Rechte studirte, hatte er nach keiner Seite die geringste Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerst schwach an Geist, so daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war seine lässige Sinnesart freundlich und gefällig genug, sein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und seine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für sich, seinen Schwestern schenkte er alles, was sie von ihm nur brauchen konnten; Geld besonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab dessen immer bereitwillig, so lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür schien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erst in Königsberg, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr seinem Wesen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritischen Philosophen weckten ihn

plötzlich aus seiner Dumpfheit, sein Verstand kam zum Durchbruch, mit dem Geiste wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Mensch, geistreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erstaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höheren Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack,

einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heitrer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüstige und lebhafte junge Mann, mit sanft und weich blickenden Augen, mit einer edlen Dreistigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu sprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, so war seinen strömenden Worten kaum zu widerstehen, und Männer und Frauen ließen sich von seiner schmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, seine Liebe ein Reiz, dem viele Gunst werden konnte, hätte er diese nicht doch meist als die auserlesenste gewollt, die schwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Diesen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuschließen, mußte ein Weltereigniß sorgen. Die französische Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regste Theilnahme, und Gentz begrüßte die vielversprechende Erscheinung mit leidenschaftlichem Interesse. Jetzt wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menschlichen Gesellschaft überhaupt, die französischen Verhandlungen darüber, und aller Widerstreit der Meinungen und Urtheile, der sich daran entzündete, für Gentz der unerschöpfliche Gegenstand seiner Diskussionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerst noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Gespräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünscht werden konnten. Merkwürdig ist es, daß er, der späterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den stärksten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und selbst nachher, als er sich schon von ihr losgesagt und auf die Gegenseite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundsätze festhielt, und bis zum Ende seiner Lebenstage, bei erklärtestem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele tiefe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Andrer haben konnte. Einem gewissen Freiheitssinne, einem Anspruch auf Selbstständigkeit, einem Bedürfnisse der Untersuchung und Prüfung, einem höchsten Rechte der

Vernunft und der Wahrheit, hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.

Sein durchdringender Scharfsinn erkannte sehr bald die Wendungen, wo sein von idealen Vorstellungen nicht verführter, sondern auf positivem Staatsboden beharrender Geist von dem Gange der Revolution sich ablösen, einer gegnerischen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beispiel und den Anhalt. Wunderbar hatten sich in Gentz die Kenntnisse und Fähigkeiten seines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die französische Sprache, hatte er sich vollkommen angeeignet; er sprach und schrieb sie mit Leichtigkeit; aber auch des Englischen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, ist unbekannt. Eben so besaß er die Kenntniß der Staatsverfassung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen, und sonstigen Bedingungen dieses Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Festlande. Aus der Mitte dieses seltenen Besitzes erhob sich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieses großen Redners über die französische Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte seine ganze Denkart. Durch die Uebersetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen sahen sich auf lange

Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf sich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politischen Schriftstellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er übersetzte aus dem Französischen und Englischen, er übernahm die Leitung einer Zeitschrift, gründete später eine eigne. Seine litterarische Thätigkeit wurde schon damals, durch den Staatsminister Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit ansehnlicher Geldhülfe unterstützt. Er prüfte und bekämpfte mit siegreichem Scharfsinn, mit warmer Beredsamkeit die neuen Grundsätze; zum Theil freilich, indem er sie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer starke Freiheitsgesinnungen, und stellte ihre Ansprüche kühn genug auf. Er schrieb gegen den damals mächtigen Minister Grafen von Hoym die schärfsten Denkschriften, worin dessen Verwaltung Schlesiens schonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei dessen Thronbesteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politischen Rath zu geben wagte, und ihm besonders die Freiheit der Presse dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beispiel gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur stärker auffallen mußte.

Sein persönliches Benehmen war in gleichem Grade dreist. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Ansehn der Person, er bewies Ministern und Generalen ihre Schwäche, und stieß manche gefährliche Eitelkeit

an. Er fühlte sich den Ersten und Größten in Staatssachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangwesen ihn untergeordnet behandelte. Einem Minister, der ihn ungebührlich hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache haben!" Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium" höchst lustig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune versetzt.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Gustav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und andern vornehmen Geistern solcher Art, war er schon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber suchten insonderheit die Staatsmänner seinen Umgang, die fremden Gesandten bewarben sich um ihn; ein solcher Wortführer

war ein unschätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich schlechter verfochten wurde; man schmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchsten Klasse der Gesellschaft wußte er gleicherweise die Frauen und die Männer durch seine beredten Gespräche einzunehmen, durch seine eigenthümliche Geistesüberlegenheit zu fesseln. Die hellern Köpfe unter den Emigrirten suchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand sah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri stellte ihn der schönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der russische Gesandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus, besonders aber versäumten die Gesandten von England und Oesterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinsamen Sache so erwünscht und einzig die Kraft seines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines solchen Lebens brachte genug Zerstreuungen und Genüsse; Gentz gab sich diesen in vollem Maße hin. In ihm war es längst entschieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, sondern als einer, der durch sein Anschließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüssen, Begünstigungen Theil hätte, und nur um diesen Preis konnte er sich ihnen hingeben. Wozu schon sein Naturell ihn unwiderstehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtsinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und sorglosem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte

sein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, scheute keinerlei Ausgabe, machte Liebschaften, gab Geschenke, besonders aber verthat und vergeudete er mit ihm selbst unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Besoldung, das mäßige Honorar seiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein solches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die sich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Kosten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Ansprüche sich immerfort steigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich schien. Die Last, anfänglich noch manchmal abzuweisen, legte sich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erschöpft, die heftigsten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenschaftlich roher Ansprache, denen er sich ausgesetzt wußte, bildeten sich zur ängstlichsten Furchtsamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußischen Verhältnissen, in den knappen, auf Ordnung und Sparsamkeit gegründeten Vermögenszuständen, die er um sich sah, war keine Rettung. Auch die politische Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein Beruf und Talent, wie die seinen, aus der schmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beschloß unter diesen Umständen, seine preußische Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlassen.

Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein andres Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gentz geschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aerndte; sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor Allen geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Andrer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Aner-

kennung nicht bewenden, sie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold. Erst eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zusicherung eines bestimmten Jahrgeldes. Er beschleunigte nun seine Rückreise, um in Oesterreich die Aussichten zu verfolgen, welche mit seinen hier empfangenen Antrieben zusammenstimmten. Als er zuerst wieder auf dem Festlande seine englische Baarschaft in deutschen Währungen überschlug, dünkte ihn die Summe so unermeßlich, daß er sie nicht verbrauchen zu können glaubte, und so verschwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede spielende Ueppigkeit herbei, nur um sich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu ersättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte sich den anspruchsvollen Verhältnissen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachsen. Seine Anstellung hatte zwar nur mäßigen Schein, aber Titel und Rang, auch der ansehnliche eines Kaiserlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelstand, konnten nie den Maßstab seiner Bedeutung und Wirksamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte seine ganze Lage sich gestalten; seine Persönlichkeit, seine Verbindungen, und die Art und Größe seines Talentes brachten es mit sich, daß er nie zu untergeordneten Leistungen gebraucht wurde, sondern nur zu den höchsten und außerordent-

lichsten. Er fand ganze Zeiträume, wo er unbeschäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftsteller seine Aufgaben selber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitsprechen in den höheren Kreisen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geist schon durch jenes ihnen wird. In den besondern Verhältnissen, die sich für ihn ergaben, wurde es möglich und sogar schicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, sondern in Prag lebte, wo seine Lebensart und seine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, die Bewachung der englischen und nordischen Verhältnisse, und die Beleuchtung der politischen Rechte und Interessen der Staaten, so wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieterische Willkür revolutionairer Gewaltherrschaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenstand seiner beharrlichen Aufmerksamkeit, seines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbstständigkeit und Freiheit, den er auf diese Art fortführte, mit großem Geistesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geschmäht von dem Gegner, der im Siege nur stets furchtbarer wurde. Gentz hat Meisterwerke geliefert in dieser Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wiedergelesen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geist athmet darin, sondern auch ein warmes von edler Leidenschaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den

künftige Größe desselben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er dessen Gesandtschaftsberichte aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, an Klarheit und Ruhe, in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publicist, konnte sich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweise rühmen. In Metternich zum erstenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleons Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andre, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diploma-

tischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Oesterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erster Reihe glänzen, schließt der von Gentz billig als einer der ersten nachfolgenden sich an.

Nach kurzem Genusse der Siegesfreude und des Wohlbehagens, — für Gentz fast schon in Ueberdruß gesteigert, — thaten sich die Arbeiten des Wiener Kongresses auf, bei welchem der Fürst von Metternich den Vorsitz führte, Gentz aber die Ergebnisse der Verhandlungen niederschrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an diesem Aufenthalte Theil, zum erstenmal die Scheu vor dem so lange feindlichen Lande und

den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die folgenden Kongresse von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laybach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigsten Angelegenheiten Europa's zur Berathung und Entscheidung anheimfielen, sahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, fast nur einzig ihm zustehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleons Besiegung der frühere Zustand der Welt nicht herzustellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Gestalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte sich bald genug offenbart, und derselbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechsel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Bestehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falscher Ansprüche. Hier zeigte sich Gentz abermals in seiner Meisterschaft und Rüstigkeit; frischen Muthes war er stets bereit, jede Herausforderung, die seiner würdig schien, anzunehmen. Auch in diesem Kampfe suchte er sich stets die Häupter aus, seinem Grundsatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchsten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Interessen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete sie nicht, aber er sagte, jeder Mensch müsse sich bescheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und so habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb seines Faches und Berufes gestellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es sich verlohne anzubinden, und gewöhnlich

trete das schnell genug ein. Mit den Franzosen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab stets Blößen, und ihre Stimme fand auch sonst Widerspruch; andre Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutschen auf. Grade den mächtigsten und ihm gefahrvollsten stellte er sich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anstande, wußte er diese Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße senkend, schritt er heran, und wo der Ausgang unentschieden bleiben mußte, behielt er wenigstens den guten Anschein auf seiner Seite, welchen der geschickte Vortrag und das feine Benehmen so leicht erwerben. Nicht immer in derselben Weise wurde ihm erwiedert; es erhoben sich wüthende Pöbelstimmen gegen ihn. Doch diese, gleich der Verkennung, welche ihn so häufig auch von Seiten der Bessern traf, die rohen Anschuldigungen feiger und knechtischer Denkart, feilen und heuchlerischen Sinnes, konnten ihn tief schmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu scheinen; er gab sich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den seinen stets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ sich seine Dienste bezahlen, und

ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war so überzeugt von dem Egoismus der Andern, daß er den seinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Bestehens hielt, und den Mangel dieser Waffe wohl gar beseufzte, wo er sie an sonst wackern Leuten zu sehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er sich am meisten, willig bekannte er sich zu der unüberwindlichen Furcht und Angst, denen er von vielen Seiten immer offen war. In seinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerste gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeschrei, kurz alles und jedes, mit dem sich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchsten Lebensgenuß, und er suchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichst von sich abzuhalten. Ihn erschreckte jedes laute barsche Auftreten, jedes wilde trotzige Aussehen, ein Schnurrbart schon war ihm unheimlich, ein finstrer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig; ein schwarzes düstres Gesicht neben ihm, mit starkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, gar nicht werth,

ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und so nach jenem Schreckensereignisse gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entsetzlichen Eindruck; er sollte bei einem fremden Gesandten, seinem bewährten Freunde, zu Mittag speisen, er ließ absagen, wagte acht Tage sich nicht aus dem Hause, und kaum zu essen, jeder Bissen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angst. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenstande von Mystifikationen, doch meist nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein solches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falschen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da sich dann sein Verdruß und seine Beschämung in scharfsinnigen und rednerischen Beweisen ergoß, wie dergleichen ohne sein Wissen geschehen sei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, und er darauf seine wahre mit strömender Beredsamkeit darlegte.

Seine Furcht, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, und was man sonst an ihm tadeln mochte, kannte und gestand er selbst mit liebenswürdiger Offenheit, seine Fehler und sein Verhalten gegen sie hatten etwas Kindliches und sogar Kindisches, man konnte sie wohl strafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbstücke der Men-

schennatur darin erkennen und entschuldigen; man durfte sie lieben, und nöthigenfalls beschützen. Er selbst hielt mit der Ueberlegenheit seiner geistigen Erscheinung die Fremden und Unvertrauten in scheuer Ferne; jeder Vorschnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von andrer Seite sich bald eingehalten gefühlt, denn die höchsten und tapfersten Männer, die herbsten und trotzigsten Sinnesarten, waren mit Gentz innigst befreundet und standen für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht schwer. Wo er nicht im voraus fest entschlossen war zu schweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er sich gern der freisten Aufrichtigkeit, und sprach mit liebenswürdiger Offenheit Ansichten und Urtheile aus, die man von ihm in solcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verstellen, war ihm nicht gegeben; versuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, so mißglückte es in den meisten Fällen. Ein englischer Gesandter behauptete, jedesmal zu wissen, wenn Gentz ihm etwas vorzuspiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derselbe ihn gleich darauf verstohlen seitwärts an, um zu erforschen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einst an einen jungen Diplomaten, der ihm sehr ergeben war, dessen wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und fast neidisch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieser, hältst Du, alter Grauer,

das für die letzte Kunst? Da muß sie ja wohl auch Deine gewesen sein!

Ergraut war er freilich schon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünschen geblieben wäre, hatte in Verhältnissen, die als einzig dastanden, die außerordentlichsten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachsten Genüsse verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab sich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verschwendete Tausende für geringfügige Leistungen. Kindisch freute er sich seiner Fußdecken, Polster, Geräthe, Blumenarten, Papiersorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenstände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in seiner ursprünglich starken und heitern Natur begründet schien, überschlich bei solchem Hinschweifen des Lebens ihn Abspannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er sah die Jugend entflohn, das düstre Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte sich in nothgedrungene Fürsorge verwandeln, mit

Seufzen bequemte er sich zu falschem Haar! In seiner Verstimmung mied er dann die Gesellschaft, die Geschäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn persönlich berührte, ein Mißverständniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüsterte sich der politische Himmel, oder stockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, so war seine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenschein von Gesundheit und Gedeihen rief auch wieder seine ganze Kraft, seinen Muth und Leichtsinn zurück. Gleich vergessen hatte er alle Klagen und Geständnisse, er läugnete in der nächsten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, spottete er ihrer, verneinte sie denen, die sie noch fühlten. Die Hülfe, die er angesprochen, der Trost, den er empfangen, durften sein Gedächtniß nicht beschweren; sie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenstand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der persönlichen Anregung, sie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in dessen Macht und Gunst.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gastein und Ischel besonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Gesundheit und Kraft zu erstarken, und nach frühem Vor-

schmacke trauriger Alterserschlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menschen ein seltenes und außerordentliches Glück gewesen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geist erhob sich zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm frischen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wissenschaft und Litteratur in Verbindung zu sein, und überhaupt seine Nebenzeit, während er außer den Geschäften alles nur lässig zu nehmen und sich trägem Nichtsthun zu ergeben schien, fruchtbar auszubeuten verstanden. Auch zum Schreiben war er stets eifrig geblieben, und als er längst aufgehört hatte Schriftsteller sein zu wollen, auch die Anlässe zu politischen Aufsätzen seltner wurden, trieb ihn sein angebornes Talent beinahe täglich zu schriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigstens Briefe zu schreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche seiner nächsten Tagesbezüge, sah man nicht nur ihn selbst mit Heiterkeit wieder erscheinen und der alten geselligen Vorzüge genießen, sondern auch seinen litterarischen Antheil einen neuen Aufschwung nehmen; bei jedem persönlichen Anlasse griff er mit Lust und Fülle zur Feder; ja man wollte seine Schreibseligkeit bald sogar übermäßig und fast beschwerlich finden!

Aber seinem solchergestalt erfrischten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, sein Wesen gleichsam nur gestärkt worden, um den Gipfel aller seiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das seltne Glück, seine letzten

Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht zu sehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenschaft. Mit seiner erneuten Gesundheit und seinem wiederbelebten Geiste war auch die ganze Kraft seines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn zauberisch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigne Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgten Schatz seines Gemüths hervor, daß die schönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greises anerkannte, und seine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in seinem ganzen Umfange zu würdigen, seine Schickungsmacht zu empfinden, sein Glück auszusprechen, war niemand so fähig und berufen als Gentz, dessen vertrauliche, diesen Gegenstand behandelnde Briefe wohl eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren sein dürfen, wie Goethe's römische Elegieen, denn von solchem Inhalt emporgehoben steht die Prosa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In diese Zeit fällt seine höchste Empfänglichkeit für die Poesie, seine Freude an alten und neuen Dichtern, seine wunderbare Neigung für den ihm scheinbar widerstreitendsten, für Heine. Sein Geist sieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf diesem Talente zugewiesen, erhaben hinweg, um nur dieses zu sehen, und läßt Licht und Wärme des dichterischen Schaffens auch von sonst feindlicher

Seite bei sich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabsetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm geworbenen Lobpreis zu verkümmern gesucht; es wird für Gentz immer ein günstiges Zeugniß sein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt seines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiste dieser Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze seines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterschläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in starken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderstehlichen Folgen, in persönlichen Verlusten und Gefahren ihn treffen, um in sein Gemüth mit allen ihren Schrecknissen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derselben, er sah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er sah die Aufgabe und Frucht seines Lebens zertrümmert, und am Schlusse desselben sich wieder in den Anfang einer Laufbahn versetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen seiner Stellung schienen umgerissen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebst allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Ersatz für jedes andre hätte sein können, aber für sich allein kaum zu

retten war. Lebhaft ergossen sich seine Bekümmernisse in beredten Klagen. Er forderte Trost und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig schien.

Jedoch Beispiel, Zuspruch und die nähere Betrachtung der Verhältnisse selbst, welche schon wieder zu festerer Gestalt übergingen, erhoben bald seinen Muth auf die Höhe, wo er sich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale sah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren schien; und so wie schon früher einmal sogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Bestehendes aufgenommen und bestätigt hatte, so glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillstand nicht unmöglich sei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Bestehendem vorläufig einräumte. In diesem Sinne schrieb er einen denkwürdigen Aufsatz, den Inbegriff seiner letzten politischen Ueberzeugung, das Vermächtniß seiner Ansichten. Ob er darin Recht gehabt, ob seine Richtung oder seine Aeußerungsweise Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatsache nur sei ausgesprochen, daß Gentz durch jenen Aufsatz im Wesentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die gesammte europäische Politik seit Jahren wirklich gefolgt ist, und denen sie auch ferner folgen zu wollen scheint. Doch in mancherlei Widerspruch mit Ansichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die seinigen waren, deren jetzige Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit gesuchter

und sophistischer Entgegensetzung bestritt, sah er zu-
letzt auch gegen sich noch die Beschuldigung auftreten,
die so häufig ungerecht Statt findet, und von welcher
Gentz gewiß vor vielen Andern freizusprechen ist, daß
er seinen früheren Grundsätzen abtrünnig geworden sei,
und die Farbe gewechselt habe.

Gefaßt und gestärkt lebte Gentz wieder den Ge-
schäftsarbeiten, die oft einen großen Theil seines Tages
hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebes-
neigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig
ausgestattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor ge-
währte den lieblichsten Aufenthalt. Auch seine Einnah-
men hatten sich wieder mit seinen während der letzten
Zeiten nur gestiegenen Bedürfnissen im Verhältniß ge-
stellt, und aus wechselnden Hülfsquellen, zum Theil
aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaisers, welche
für ihn nicht vergebens angesprochen wurde, zog er eben
so große und größere Summen, als früher so manche
andre Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte
auf diese Weise in ebner Bahn noch geraume Zeit fort-
gehen. Er hoffte es, und gestand, daß er auf ein hohes
Alter rechnete.

Indessen hatte er bereits das achtundsechzigste Jahr
angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine
vollständige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben,
Wünsche, und Hoffnungen, durch reiche und wieder-
holte Erfüllung glücklich hingelangte erscheinen durfte.
Größeres schien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm
nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geschehen

war. In den Staatsgeschäften konnte die volle Gunst früherer Umstände schwerlich wiederkehren; seine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Aussicht getrübt, daß die Zukunft solche nur stets entschiedener herbeiführen müsse. Allein noch genoß er einer guten Gesundheit, und ihn ängstete keine Furcht nahen Sterbens. Da erscholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe sei gestorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben sollen, dieser Tod würde sein Gemüth am wenigsten berühren. Grade dieser jedoch erschütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu sprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, sterben müsse, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entsetzen. Völlig außer Fassung brachte es ihn, daß dieser Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles so weitergehe; mehrmals rief er aus, dies sei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da sei, und daß dieses Bewußtsein, diese Lebensgenossenschaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er selbst glaubte sich sterblicher. Vieles ordnete er jetzt in seinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil seiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handschrift die kostbarsten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verstrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen

Schein; aber die Flamme selbst, indem sie heller leuchtete, nahte nur um so rascher dem Erlöschen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus diesem Zusammenfallen sich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthlose, der sein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinsame Geschick oft ganze Tage verstimmt hatte, der sah jetzt mit Entschlossenheit und Kraft dessen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm ins Auge, und fand die Schrecknisse nicht, die er gefürchtet. Mit starkem Geiste sprach er von seinem Zustande, der bald enden würde, bis dahin sollte man Geduld haben. Er sah den Fürsten von Metternich in gerührter Theilnahme an seinem Krankenlager; die treuste Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und fast ohne Leid, entschlief er sanft, denn in dem Maße, wie seine Kräfte, hatte auch seine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte sein muthvolles Sterben, sein ruhiges Entschlafen; und die Gunst des Himmels, die ihm so vieles verliehen, schien ihr größtes Geschenk ihm bis zuletzt aufgespart zu haben.

Gentz war in der evangelischen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholisch zu werden. In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert all-

gemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kants, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt; aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; besonders liebte er zärtlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen nach Berlin Geschenke, und schrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung, zu solcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth ist, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelassen, nach und nach vollständig abgetragen worden, und schon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber seiner seitdem in Wien durch verschwenderische Sorglosigkeit wieder angehäuften Schulden reichte seine Hinterlassenschaft nicht aus. Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzsachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, so wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börsenspieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberschlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl strömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt,

in welcher Gentz gelebt, wußte was sie an ihm verloren hatte. Dieser Verstand, diese Kenntnisse, dieses Talent, mußten überall, wo sie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Gesellschaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus andern Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltnen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher, als Gentz gestorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! solchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber seit er nicht mehr da ist, seh' ich erst, was uns fehlt, und dreimal so viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleistet, läßt sich mit äußerlichen Thatsachen nicht immer darlegen, sondern muß geistig angeschaut und erwogen werden; hier ist der Ausspruch der Wissenden allein gültig, und sein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erste, und lange Zeit der einzige, wahrhaft staatskundige Schriftsteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierungen und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unauf-

hörlich brachte er neue und schlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderstehliche Beweisführungen in den Kampf, um den schwierigsten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrscherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein gewesener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein solcher, stark noch gegen den Feind durch den Geist und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit solchem Vortheil in diesem Streit auftreten. Und auch als Mitstrebende genug in seiner schriftstellerischen Bahn nachfolgten, blieb er stets der Erste, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und seine Beredsamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; seine wundervolle Prosa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britischer Rednerbühne. Sein Geist wußte die mannigfachsten Werkzeuge zu beseelen; in dem Organismus desselben fehlten vielleicht nur zwei äußerste Glieder: strenger Tiefsinn und rascher Witz; alles was zwischen diesen Endpunkten einzureihen ist, besaß er in reichster Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hat keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die seinige allein, das Erzeugniß seiner Zeit, seiner Eigenschaften, seiner Persönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der schon in Berlin sich ihm eifrigst angeschlossen hatte und später nach Oesterreich gefolgt

war, wäre fähig gewesen, ihn nach einigen Seiten zu ersetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus andren Gesichtspunkten, und strebte mit schwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir schliessen hier unsre flüchtigen Umrisse; sie können das Bild nur andeuten, zu dessen vollständiger Ausführung der Zeichner stets noch andre Gaben wünschen dürfte als die seinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die scharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich sein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zusatz fehlen, den nur Gentz selber dem Bilde geben kann. Dieser aber wird nicht immer fehlen. Seine meisterhaften Schriften und Aufsätze werden gesammelt werden, seine herrlichen Briefe nicht verschlossen bleiben, und aus diesen selbsteigenen Zeugnissen wird alles über ihn Gesagte erst in sein wahres Licht und Verständniß treten.

1.

Wien, den 28. September 1803.

Ich schäme mich, besonders nach so langem Stillschweigen, einen Brief an Sie zu schreiben, der eigentlich nichts anders als ein Geschäftsbrief sein wird; denn ich nenne Geschäftsbrief einen jeden, den man aus einem unmittelbaren, bestimmten, persönlichen Interesse schreibt. Ob dies Interesse um Königreiche, Geldsummen, oder — wie es hier der Fall ist — sichre Nachrichten über einen gewissen Gegenstand betrifft, ist gleichgültig. Um mir also auch nicht einmal das Ansehen zu geben, als könnte ich Ihnen heute einen wahren Brief schreiben, gehe ich gleich in die Sache ein. — —

Ich habe keine Leidenschaft mehr für Christel, und werde, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit gemäß, keine wieder für sie fassen. Es ist mir sogar — doch dies bleibe strenge unter uns — in mancher Rücksicht unlieb, daß sie nach Wien kommen will. Es kann mich auf eine oder die andere Weise in meiner Ruhe stören; und ich will mich nun schlechterdings forthin nur für große Objekte in Bewegung setzen. Christel aber ist denn doch am Ende nur ein Kleines. —

Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich Mariane Eybenberg heirathe, so sage ich Ihnen, daß dies die grundloseste und dümmste aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit

eines solchen Schrittes mir einfiele. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben.

Ich möchte unendlich gern wissen, wie es mit Ihnen, und mit Ihrem Herzen jetzt steht. Ihre Neigung ist mir das seltsamste, paradoxeste, unerklärbarste Phänomen Ihres ganzen Lebens. — Sie wissen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüthe hervorgeht; es bedarf also nur Eines recht ordentlichen Briefes, — und ich bin gewiß ganz einverstanden mit Ihnen. Dieser Brief wird mich auch auf's neue anfeuern, Ihnen so recht von der Seele weg zu schreiben. Heute bin ich nicht dazu gestimmt; und da ich Ihnen einmal durch Rosenstiel, der diesen Abend abgeht, den gegenwärtigen schicken will, so habe ich nicht Zeit auf eine bessere Stunde zu warten.

Grüßen Sie Gualtieri und Vetter. Ich höre von jenem nichts mehr; aber ich denke oft und gern an ihn. Ich bin überhaupt ganz unverändert derselbe, der ich war, als ich zu Ihren Füßen saß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein alles!

Auch Ihrem Bruder Ludwig Robert sagen Sie so viel Schönes als Sie können von

Gentz.

2.

Wien, den 19. Oktober 1803.

Liebe! wie soll ich Sie denn nun wieder nennen? — Engel! „Sein Sie nur nicht aus reiner Schwäche schwach" — „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel" — „Im Winkel meiner zarten, tiefen, und auch heftigen, und überaus sanften Liebe." — Schreiben denn Menschen

so? Nein! aber auch Götter nicht! Mitteldinge zwischen Göttern und Menschen, kindische große Geister, erhabene Kinder, Seelen, in denen sich immer auf Einmal die ganze Welt, die hohe und die tiefe, abspiegelt, die die größten Gedanken, und die größten Gefühle, wie Haselnüsse von ihren ewig vollen Stauden abschütteln, und dann, mit allem Sand und Würmern, und was sonst auf ihrem Boden gerade liegt, in's gemeine Leben hineinwerfen, — Rahlektben schreiben so: und Sie allein sind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega, und der reiche Baum des Lebens für alle, die noch einen Funken von Sinn und Geist haben. Gott! welch ein Glück, daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst Ihre ätherischen Gespräche! Aber alt werde ich ja, Gott Lob — wie Sie wissen —, nie — zuweilen sogar jünger. Ob ich gleich also hier nur an trockner Kost zehre, so bleibt doch meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsspeise immer dieselbe. Und, wenn ein Wesen mir sagt: „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel“, so bete ich das Wesen für eine solche Redensart, „die noch kein Verstand der Verständigen ersann,“ gleich auf neue Aeonen hinaus an.

Ich erhielt allerdings Ihren Brief vom Monat März; und ich las ihn sicher hundertmal. — Da Sie nun wissen wollen, warum ich nie davon sprach, so muß, und so will ich es Ihnen sagen; wie sich von selbst versteht, ohne Rückhalt, wenn ich es gleich für ein rasendes Opfer halte, das ich Ihnen bringe, in einem so delikaten Punkt ganz aufrichtig zu sein. Die Liebe, die Sie schildern, fand ich reizend, zauberisch und göttlich; Ihre Schilderungen davon liegen weit jenseits meiner dummen, steifen Worte. Aber zwischen dieser Liebe und dem Gegenstande derselben lag für mich — eine bodenlose Kluft. — Mit Einem Worte: das tiefe Erstaunen schloß mir den Mund; und es

schien mir auch etwas Hartes, und Unziemliches, ja Unartiges — „darunter verstehe ich hier allerlei noch schöne Unart" — darin zu liegen, einer ganz frischen Leidenschaft mit einem so krassen, ungeschlachten Skrupel in's Gesicht zu fahren; jetzt, da die Leidenschaft reif und fest ist, thut es ihr gewiß tausendmal weniger weh, daß ich mit meiner Ansicht hervortrete, als es ihr damals gethan haben würde. Dies können Sie nicht läugnen, wenn Sie auch der Erzengel Eloah wären. — —

Jener Gegenstand erschien mir ein äußerst gewöhnlicher. Nun bin ich zwar kein so unter=gewöhnlicher, daß ich noch meinte, man müßte nur außerordentliche lieben: aber diese Liebe bedurfte für mich eine Art von Erklärung. — Ich halte ihn nun für liebenswürdig, ich meine dieser Liebe würdig, denn für liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne hielt ich ihn von jeher, aber dieser Liebe würdig, weil er geliebt wird, und mit diesem Grunde begnüge ich mich auch, wenn Sie wollen. Da Sie aber einmal Rechenschaft über mein erstes Stillschweigen verlangten, so mußte ich Ihnen doch sagen, daß eigentlich bloß der Widerwillen, Ihnen die Frage: Wie es geschah? vorzulegen, mir so lange den Mund band. Und dies thue ich nun mit desto leichterm Herzen, da ich mich jetzt gar nicht mehr scheue, Ihnen diese meine einfältige Frage vorzulegen. Vielleicht war mein einziger Fehler nur der, daß ich mich je vor dieser, oder überhaupt vor irgend einer an Sie zu richtenden Frage scheuen konnte.

Sonst habe ich Ihren Brief vom März abgeschrieben, um, da ich ihn oft lese, der Qual Ihrer schlechten Hand und Schreiberei überhoben zu sein, und den reinen Genuß zu behalten. Ich schreibe mir jetzt alle Ihre Briefe ab. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie für mich selbst genugsam ehren soll. Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer,

unter dem Vorwande, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.

Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich sind. — Denn ohne mich an alle Martern, von denen Sie sprechen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein so ganz aus Liebe gesponnenes Herz, wie das Ihre, in welchem selbst alles andre Große und Schöne nur immer aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächst, glücklich sein muß, sobald es wahrhaft liebt. —

Nun aber noch ein Wort über den Geschäftstheil Ihres letzten Briefes, der wirklich über meinen Dank erhaben ist; denn welche Anstrengung mußte Sie diese ausführliche und genaue Auseinandersetzung einer im Grunde doch nur geringfügigen Sache kosten! — — Ich war kaum vier Wochen hier, als ich einen (äußerst zärtlichen) Brief von Christel erhielt, worin sie mich fragte, was ich von der Idee dächte, sich hier zu engagiren. Ich schrieb ihr, daß ich mir hierüber noch schlechterdings kein Urtheil anmaßen könnte, da ich in Wien noch kaum warm geworden, da Wien eine Welt, eine Welt in ganz anderm Sinne als Berlin, sei, und da ich vollends vom Theater noch gar nichts wisse. — Uebrigens ein Brief voll der höchsten Zärtlichkeit, auch von meiner Seite —. Seitdem Stillschweigen. — Alles ohne mich betrieben. — — Uebrigens unterschreibe ich alles, was Sie von Christels Unzuverlässigkeit, und geheimer Duplizität, theils halb, theils ganz glauben. Im Grunde ist es mir lieb, daß sie mich nicht konsultirt. So bin ich von aller Verantwortung, und allen eignen Vorwürfen, in jedem Ausgange, frei; und daß ich ihr aus Leibeskräften helfen werde, wo ich weiß und kann, versteht sich ja ohnedies. Jetzt bin ich in Wien völlig orientirt; und ich versichre Ihnen, daß Christel sich Glück zu wünschen hat, in diesem sehr stürmischen, und oft sehr treulosen Ozean, einen solchen ersten Führer und Vormund zu finden, als mich. Das,

was man le bon genre nennt, ist vielleicht an keinem Orte der Welt so schwer von den mille et mille nuances du mauvais zu unterscheiden, als hier; und was das Aergste ist, niemand scheint es mit dem Unterschiede genau zu nehmen, und dennoch kann der, der ihn übertritt, ganz fest versichert sein, daß er bei dem bessern Theile der Gesellschaft sofort verdammt und verloren ist. Darin setze ich die Treulosigkeit der Fahrt auf diesem Ozean.

Für mich besorgen Sie nichts. Die Leidenschaften haben schlechthin ausgetobt in mir; und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigsten Gefühle, und selbst Aufwallungen, fähig bleiben werde, so ist doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieser Seite betrachtet, ist meine Jugend, seit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreise aus Berlin — geschlossen; und es freut mich ewig, daß ich sie nicht, wie ein Lumpenhund, langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche — e vita, plenus conviva recedam — „vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, mich emporhob." —

Hier werde ich also über Christel herrschen, in sofern sie es werth sein, und bleiben wird, von mir geleitet zu werden; sie aber nie über mich. — Die Aufklärung über die Sache mit Casa-Valencia ist ganz so, wie ich sie erwartete: finden Sie nicht, daß kluge Leute die wahren Geschichten ihrer Freunde und Bekannten fast immer schon vorher wissen, ehe man sie ihnen erzählt, wenn sie auch an sich noch so abentheuerlich und außerordentlich wären?

Mariane Eybenberg ist noch schlechter von Berlin gekommen, als sie hinging. Das Bischen, was ich ihr durch vieles Reden angedrechselt hatte, haben die Schund-Seelen, die sie dort, freilich auch schon vorher in Töplitz, Eger, Dresden rc. sah, und die ihr Gott weiß welche Schmeicheleien vorplauderten, völlig wieder verwischt. Zum zwei-

tenmale fange ich nicht an. Ich habe in Wien mehr zu thun.

Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu schreiben, und bald wieder himmlisch zu schmeicheln. Ihre Schmeicheleien sind ein wahres, wollüstiges Seelenbad, aus dem man erquickt und gestärkt hervorgeht. Auch Ludwig Robert wird fortdauernd von mir geliebt. Sagen Sie ihm viel Gutes, und leben Sie wohl!

Gentz.

3.

1803.

Engel des Himmels! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen schreiben kann? — Giebt es denn Antworten auf solche Briefe? Haben Sie sich denn vorgesetzt, mich wahnsinnig zu machen? — O! meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrsamkeit, meine gelehrte, feste, unerschütterliche Festigkeit, wenn es auf das Innerste vom Innern des Menschen ankömmt. Wie oft habe ich es gesagt, daß Sie das erste Wesen auf dieser Welt sind! Wo ist denn noch eins, das so lieben, so denken, so rasen, so schreiben kann? — Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir, und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß, und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! in jedem Worte blüht die Welt auf! Und solche Liebe! und besonders — solche Wahrheit! Solche bodenlose Wahrheit! — Sie nennen mich ein Kind; es ist das Höchste, das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber

Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer alles aufthauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre, wieder zum Kinde herabsank? Wie ich mich täglich, stündlich verjüngte! — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greisen schlafen, diesen Greisen, sagt man, neue Kräfte beibringen, so war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Hab' ich Recht, daß ich Ihnen nicht schreiben will? Worte sollen das ausdrücken! Ja! wenn ich schreiben könnte, wie Sie! oder vielmehr, wenn ich das verstände, wodurch Sie das Schreiben ersetzen! Ihre Briefe sind gar nicht geschrieben: es sind lebendige Menschen, die mit schönen, lieben, weichen Händen, vollen Busen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, besonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf und ab spaziren, mich küssen, mich an ihre Brust drücken —. Solche Briefe soll ich beantworten. Nein! ich thue es nicht mehr; es ist genug, daß ich Ihre Briefe lesen muß; dies geht wirklich schon auf Tod und Leben; vom Verstande sage ich nichts; um den haben Sie mich längst gebracht. ...

Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein Andrer. Meine Empfäng-

lichkeit ist ganz ohne Gränzen; Ihr ewiger, ewig thätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele, alles) traf auf diese unbegränzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen, und Gefühle, und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir Beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher. —

Von fremden Sachen Ihnen zu schreiben, bin ich nun vollends nicht im Stande. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen von Goethe habe sagen wollen. Wenn es mir einst wieder einfällt, sollen Sie's haben. Um Ihre Josephine bekümmern Sie sich nur nicht mehr. Ich weiß nicht, was sie war; aber daß sie jetzt nichts ist, das weiß ich. In einen mir höchst mißfälligen Menschen verliebt, die Bizarrerie suchend, als wenn die was rechts wäre, zum Schrecken häßlich, halb gelehrt, gemein-revolutionair, und sehr übel gegen ihre Familie, die gar nicht verdient, daß sie so behandelt wird, und die weit klüger ist, als sie —, was wollen Sie mehr? Nein! da habe ich, wenn es einmal Weiber gilt, in Prag andere Weiber gesehen!

Grüßen Sie alle meine Lieben! Ich verdiene das Konzert von Liebe, wovon Sie sprechen, weil — Sie wissen es ja — niemand so schmeichelbar ist, als ich. Ludwig Robert, dem ganz vortrefflichen, sagen Sie nur, ich würde mir seine Lehren bestens zu Herzen nehmen; noch hätte ich zwar nur erst einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es würde schon ärger kommen. — Gualtieri, Vetter, Kurnatowski, alles, was Sie lieben, und was Sie liebt, und was mich liebt, grüßen Sie von mir. — —

Welche Sachen Sie mir schreiben! Nein! Wo auf Erden wäre denn noch eine Rahel zu finden!

Ich wohne Kohlmarkt 1215, habe schon hübsche Meubles, und lebe rasend gut.

Gentz.

4.

Töplitz, den 21. September 1810.

Ihr herrlicher Brief setzte mich ganz in die Zeiten zurück, wo ich mich an der Fülle und Originalität Ihres großen Gemüthes weidete! Es ist eigentlich ein unendlicher Mißgriff — soll ich sagen von uns oder der Natur? — gewesen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollständigen, gelangt sind! — Es wäre zwischen uns ein Verhältniß ausgebrochen, dessengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anstatt dessen haben wir Beide unser Bestes an Leute (wie Sie diese Klasse ganz vortrefflich bezeichnen) verschwendet, und sind — ein jedes auf seine Weise — verarmt. Es war doch hauptsächlich Ihre Schuld; Sie standen höher, sahen freier und weiter, als ich. Sie mußten, in Rücksicht auf meine, in verderbter Hülle unschuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite setzen, und mir sogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

So sollte es nicht sein. Es ist sonderbar, daß auch der wahre Mensch, ob er gleich nur Einmal lebt, wie der schlechteste, sich am Ende doch immer sagen muß, daß er schlecht gelebt hat, weil er es nicht besser wollte, daß er das Beste, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von sich stieß. Und im Grunde, wenn man es recht untersucht, ist es immer nichts als die niedrigste aller menschlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unsinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daseins betrügt. In diesem schmachvollen Kloak geht unsre Weisheit, unsre Kraft, mithin auch unsre Glückseligkeit unter.

Das Postskript Ihres Briefes ist fast noch schöner als der Brief. Solchen Definitionen von Treue begegnet man nicht alle Tage. Ich danke es der F. sehr, daß sie Ihnen

mitgetheilt hat, was ich ihr sagte, was ich natürlich auch fühlte, und, trotz Ihrer erhabenen Kritik, noch immer fühle. — Freilich ist dies ebenfalls nur ein Spiel der Eitelkeit; aber heilt man denn von diesem Krebsschaden, wenn einmal der ganze Mensch davon angefressen ist?

Die F. ist so, wie Sie sagen; mit wenigen Worten haben Sie sie himmlisch karakterisirt. Wie konnte Ihnen aber je einfallen, daß ich mich bei ihr über Sie Raths erholen würde? sie kann ja nicht einmal über Sie sprechen, ja kaum lallen. Marwitz allein scheint etwas von Ihnen zu wissen. Ich schätze ihn sehr; aber ihm etwas abzufragen, wobei das Herz im Spiel ist, vermag ich doch nicht recht, weil er so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist. — Wie Sie übrigens zu der Idee gekommen sind, daß ich glaubte, Sie hätten sich verändert, begreife ich nicht. Die, welche Ihnen dergleichen hinterbracht, müssen mich ganz ungeheuer mißverstanden haben. Ich habe höchstens diesen oder jenen nach Ihrer äußern Lage gefragt; das andre weiß ich ja besser, als ich es von irgend jemand erfahren könnte.

Mit Goethe habe ich diesen Sommer viel gelebt. Daraus „mache ich mir aber nicht viel" (im Paulinen-Sinne gesprochen). Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Goethe muß ich aber behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter —, dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch bloß — es schmerzt mich, mit diesem Geständniß herauszugehen, und Gott bewahre Sie, daß Sie es je weiter verbreiteten — bloß, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus. Er ist auch eigentlich mit niemanden recht aufrichtig

gern, als mit Mariane Eybenberg! Dies ist das Schrecklichste, was ich über einen Menschen zu sagen weiß. Gegen diese ist Ihre Freundin eine Göttin, ein Wunder der Natur u. s. w.

Vor einigen Tagen sah ich Humboldt wieder; seit zehn Jahren zum erstenmale. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert; eben so klug, eben so amüsant, eben so dämonisch als sonst. Sie haben mir meine Intimität mit H. nie verzeihen können, sie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indessen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Wesentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.

Entschließen Sie sich nur bei Zeiten, künftigen Sommer nach Böhmen zu kommen; thun Sie aber nichts zur Ausführung, bevor Sie nicht mit mir darüber zu Rathe gingen. Je später im Jahre Sie nach Töplitz kommen, desto angenehmer werden Sie leben. Die F. und die Schwester, die ich nur zur Erläuterung dieses Satzes nenne, mögen Ihnen sagen, wie gut es ihnen hier im Monat September gegangen ist; im Juli hätte niemand Notiz von ihnen genommen.

Erklären Sie mir gelegentlich, wie und warum Sie jetzt gerade, wo ich Sie für freier, und in so fern für glücklicher als sonst gehalten haben würde, sich so ganz unglücklich fühlen; und glauben Sie fest und unverrückt, daß alles, was Sie angeht, nie aufhören wird, mich auf's lebhafteste zu interessiren. — Ihre Briefe an mich adressiren Sie noch

immer nach Prag, und schenken Sie mir von Zeit zu Zeit den unvergleichlichen Genuß, den ich daraus schöpfe.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie wohl Sie thun würden, diesen Brief sogleich zu verbrennen.

Gentz.

5.

Töplitz, den 21. Oktober 1810.

Welch ein Brief, Ihr letzter! Und welch ein Thor wäre ich, wenn ich nicht öfter den wohlfeilen Angel der meinigen auswürfe, um solchen Fang zu machen. Ihre Briefe wirken gar nicht auf mich, wie Briefe; es sind auch keine; es ist eine Art von beständiger Musik, die bald sanfter, bald milder und gewaltiger alle Fibern meines Herzens in Bewegung bringt. Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben; bin auch nur selten aufgelegt dazu; also ein schlechter Zahler für die köstlichen Genüsse, die Sie mir auftischen. Sein Sie aber fest versichert, daß Sie jetzt, da doch einmal kein nahes großes Interesse Sie zieht, kein dankbareres Geschäft auf Erden wählen können, als an mich zu schreiben. Ich mag sein, wo, und unter welchen Umständen ich will — Ihre Briefe werden mich immer begeistern — bis zur Trunkenheit. So schreibt niemand. Von mir sagen Sie das, großmüthiger Engel, von mir, der ich doch nur lalle wie ein Kind, während Sie wechselsweise mit Himmels- und mit Donnerstimmen sprechen, daß die innersten entrailles (weil Eingeweide zu brutal klingt) sich in einem umkehren.

Es ist eine Stelle in Ihrem letzten Briefe, über welche Sie mir eine nähere Erklärung geben müssen. Sie schreiben: „Was ich bei Andern bis zum strengsten Bruch ver-

abscheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Gesellschaft, thut mir bei Ihnen nichts," u. s. f. — Ich möchte wissen, weil ich es nicht errathen kann, was Sie hierunter meinten. Diese Worte haben mich einigermaßen geängstiget, ob sie gleich in einem so beruhigenden, so schmeichelhaften Zusammenhange stehen, daß ich mich gar nicht daran stoßen sollte. Aber verstehen will ich sie doch.

Kehren Sie sich nicht daran, wenn Sie hören, ich sei in Wien. Für Ihre Briefe bin ich immer am nämlichen Orte. Adressiren Sie sie nur an den Fürsten Paul Esterhazy in Dresden; das ist der sicherste Weg.

Seit dem 8. wo Clary's und der ganze Rest der Gesellschaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein mit, und wegen der Prinzessin von Solms und der Frau von Berg. Diese vierzehn Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft, so stark wie ich nur irgend noch lieben kann; es ist auch ganz unbegreiflich, wie vollständig schön, wie harmonisch schön, wie immer gleich liebenswürdig, und von welchen unendlichen Ressourcen sie ist. — Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau so sprechen soll. Diese verdient es. Ich habe sie oft von Ihnen unterhalten, und sie ist eigentlich voll Begierde Sie kennen zu lernen. Kommen Sie nur künftigen Sommer — und zwar in welchem Monat Sie wollen — nach Töplitz; dies, und vieles andre, muß sich nach meinem Wunsche fügen. Seit Ihrem letzten Briefe fühle ich erst recht, daß ich, weit entfernt, mit Ihnen ausgesprochen zu haben, noch kaum angefangen habe mit Ihnen zu reden, und daß noch ganze große Welten zwischen uns abzuhandeln sind. Unterdessen hören Sie nicht auf, zu musiziren, damit ich mich von einem Konzert

in's andre wiege. Sein Sie glücklich! Wie froh wäre ich, wenn ich das bewirken könnte. Und wenigstens — sein Sie gut!

Gentz.

6.

Wien, den 8. August 1811.

Es ist wahr; ein verdammtes Mißgeschick waltet über uns. Als ich Ihnen im Monat Oktober des vergangnen Jahres schrieb, dachte ich gewiß nicht, daß irgend etwas mich abhalten würde, diesen Sommer nach Töplitz zu gehen. Und doch hätte ich es eigentlich voraussehen sollen. Ich ahndete schon damals, daß es mit meiner Residenz in Böhmen überhaupt zu Ende ging, mochte es mir nicht gestehen, mahlte mir hundert Täuschungen vor; wenn Sie wüßten, wie ich in Prag etablirt war! Das ist nun alles dahin. Sie haben ganz recht gesehen. Geld war auch hier der eigentliche Knoten. Denn, wenn mich gleich im Ganzen noch andre Verhältnisse von neuem an Wien ketten, so hätte ich doch in jedem Fall von hier aus auf einige Wochen gerade nach Töplitz reisen können, wenn ich, wie früher wohl, vier- bis fünftausend Gulden nicht hätte achten dürfen. Aber Gott, und sein Würgengel Bonaparte, sind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und der Beschränkungen ist gekommen; und Lebenslust und Lebensmuth, so wundervoll sie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, sinken denn doch auch unter dem Druck von außen. Sie werden dies alles vortrefflich verstehen; was verständen Sie nicht?

Mit Ihnen nicht einige Tage sprechen zu können, und — das Gesicht der Prinzessin Solms nicht zu sehen; das sind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinental-

systems eine eigne Hölle wünsche. Sonst geht es mir gerade nicht positiv schlecht in Wien. Adam Müller, einer der ersten Menschen dieser und aller Zeiten — im Gespräch mit keinem zu vergleichen — hat sich hier niedergelassen. Außerdem lebe ich mit der Bagrathion, mit Graf Metternich, mit der Gräfin Fuchs (Schwester der Plettenberg, die Sie kennen), einem unendlich hübschen und lieblichen Wesen, mit einem höchst geistreichen kleinen Reuß-Köstritz, mit Humboldt ꝛc. Humboldt hat alles das verloren, wodurch er sonst tragisch auf Sie wirkte, ist jetzt nichts als ein ungemein angenehmer Gesellschafter, würde Ihnen gewiß sehr gefallen. Gewalt — wie Sie mir neulich einmal schrieben — übt er so wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz verschwunden ist. Frau von Humboldt ist immer die alte; sie mißfiel anfangs hier im höchsten Grade. — Ich ließ sie aber nie fallen, behauptete, zuweilen au milieu des murmures et des éclats de rire, in sechs Monaten würden sie Alle von diesem strengen Urtheil zurückkommen; und der Sieg ist schon mein.

Fürst L. hatte nicht nöthig, Ihren Brief zu erbrechen, da Sie ihn kaum versiegelt hatten; es liegt aber nichts daran, daß er ihn gelesen hat; was verstehen solche von unsrer Sprache? — M. S. S. N. W. A. M?

Warum hat man hieher geschrieben, daß Sie Varnhagen heiratheten? Und so, daß ich, nebst mehrern Andern, es geglaubt. Daß er Sie anbetet, weiß ich. Anfangs war er auch gegen mich sehr gut. Nachher hat er sich auf Einmal von mir gewendet. Er ist sehr exaltirt, und scheint keinen Widerspruch vertragen zu können. Ich war natürlich nicht immer seiner Meinung. Dies hielt er für eine Art von feindseliger Stellung gegen ihn; woran meine Seele nie dachte. Wenn Sie Gründe, ordentliche Gründe haben, ihn zu heirathen, so lasse ich mir es gefallen; sonst mache ich

mir (in Paulinens Sinne) nicht viel daraus, daß Sie einen solchen Schritt thäten.

Sie würden sich wundern über die Veränderung, die mit dem prince de Ligne seit dem Herbst vorgegangen ist. Es ist doch eine schreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verstand es so herrlich, mich darüber zu trösten, wie Sie. Ich meine, menschlich zu trösten; denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie sind sehr heidnisch geblieben (welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Goethe, klar hervorgeht); ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden, und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken.

Unter einer gewissen Bedingung muß ich zu Ende Septembers nach Prag, auf einige Tage. Wenn Sie also bis in den Oktober in Töplitz bleiben, so giebt es noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung, Sie zu sehen. Adieu.

Gentz.

7.

Ratiborzitz bei Nachod, den 23. Juni 1813.

Ich verließ Wien schon am 8. vorigen Monats. Ihr Brief ist dorthin gewandert, und von dort zurück, erst heute in meine Hände gekommen. Ich war Ihnen also weit näher, als Sie glaubten. Unbegreiflich, daß Ihnen dies niemand gesagt hat, da doch z. B. Bentheim es leicht hätte errathen können, weil er doch wohl wußte, was seit dem 4. in Gitschin vorgeht.

Der Ort wo ich mich befinde ist ein Lustschloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod; ich habe diesen Ort zu meinem Hauptquartier gewählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen sitze, und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wissen doch, daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Konstellation, die vier größten Souverains von Europa, mit ihren Kabinettern, Ministern, Höfen, und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, konzentrirt sind, und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach, Ratiborzitz, Opotschna, und andre dieser Art. — In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich rc. auf; in Opotschna, drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht eben nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Zentral-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche, bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich aber ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitre zur Reife kömmt. Von der Bewegung, in welcher ich seit einigen Wochen lebe, haben Sie keinen Begriff. In einer solchen Zeit würde ich in Wien bleiben!!

Ich weiß alles; kein Mensch auf Erden weiß von der

Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so viel Hauptpartheien, und Hauptpersonen zugleich, war niemand, und kann nicht leicht ein Andrer wieder sein. Es ist nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt, und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth, und besonders Jugend. — Ich wiederhole Ihnen heute, was ich Ihnen schon vor einigen Jahren schrieb: ich weiß nicht, ob wir einander noch verstehen, noch für einander passen werden. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden; Sie hingegen scheinen mir noch sehr redlich, sehr frisch, sehr liebevoll. Doch, wie dem auch sei, Ihr Brief, Ihre Treue, Ihre Beharrlichkeit, Ihr fester Glaube, das alles rührt mich sehr. Wir werden uns sehen, und in kurzem. Denn, es mag Krieg oder Frieden das Resultat sein, nach Prag komme ich in jedem Fall, und wahrscheinlich bald. Schreiben Sie mir nur gleich, wie lange Sie dort zu bleiben gedenken. Mein Rath ist, daß Sie die endliche Auflösung der Sachen, die nicht sehr entfernt sein kann, in Prag abwarten. Dann, je nachdem sich eins oder das andre entscheidet, will ich Ihnen, wenn Sie weiter meines Raths bedürfen, gern und freudig damit dienen. Schicken Sie Ihre Briefe für mich nur an den Zeitungsexpeditor Schwartz auf die Post; dieser besorgt alles pünktlich; in vierundzwanzig Stunden erhalte ich, was Sie mir schreiben. Wenn meine Ankunft in Prag nahe sein wird, benachrichtige ich Sie davon, schreibe Ihnen auch in der Zwischenzeit so viel als es mir nur das geschäftige und wüste Leben, das ich hier (in einem Paradiese!) führe, zulassen wird. Adieu, Theuerste!

Gentz.

8.

Prag, Juli 1813.

Sie sehen es nun ein, daß ich völlig Recht hatte. „Ich verstehe keins Ihrer Worte“ — Wie sollte ich denn? Der innre Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft. Sie leben; ich bin todt. Allerdings wäre es — doch vielleicht nur — anders geworden, wenn ich in Ihrer Atmosphäre fortdauernd geathmet hätte. Aber jetzt ist es nicht bloß Scheintod; die geschicktesten Experimente bringen mich nicht in's Leben zurück. Dabei sprechen und schreiben Sie nun noch, obgleich immer göttlich, so räthselhaft, so geheimnißvoll, daß ich gar nicht weiß, wie ich selbst meine Dummheit, die noch außer der Leere in mir ist, vor Ihnen verstecken soll. Ich suche Sie doch wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu radotiren, hat einen gewissen Reiz.

Mit dem Schreiben ist es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeschnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. August — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte.

Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfasse. Diese Bewegung kommt mir vor, wie ein schauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unsrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zusammen, wenn ich Sachen sage, die Ihnen platt, seicht, schlecht erscheinen. Adieu. Ich könnte in diesem lamentirenden Tone ganze Bücher schreiben; es ist gut, daß ich es nicht darf. Besser doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

9.

Prag, den 13. August 1813.

Jetzt habe ich Ihren Brief gelesen. Und welch einen Brief! Eine Person, wie Sie, ist nur Einmal geboren; und ein schwerer Kummer, daß Sie, wie ich nun ganz klar erkenne, eigentlich für mich in die Welt kamen. Dies Verderben, diese Verzweiflung — nämlich, ein solches Glück verscherzt zu haben — danke ich meiner verfluchten innern Poltronnerie — die Menschen nennen es Bescheidenheit —, die mich stets abhielt, zu glauben, es sei Ihnen so Ernst, wie ich es jetzt weiß. Dieser Brief ist nicht räthselhaft; er ist nur zu verständlich; er macht mich vor Gram und Scham vergehen. So ein Poltron, so ein Esel war ich, bin ich nun einmal, und Sie wundern sich noch, daß ich vor Einsamkeit und Geschäftslosigkeit zittre! Die größte Erscheinung meines Lebens habe ich nicht begriffen; sind Sie nicht wie eine ombre chinoise bei mir vorüber gegangen? habe ich Sie benutzt? habe ich nur gemeine Dankbarkeit an Ihnen ausgeübt? — Verstehe ich es auch nur, in diesem Labyrinth von Reue, Verlegenheit, Sehnsucht nach festerm Boden, einen Ausweg zu finden? Ich bin ja in den Ketten der Welt so schmählich befangen, daß nicht bloß Freiheit, sondern Muth, nach ihr zu streben, mir abgeht. Und doch ist Ein gutes Haar immer noch an mir. Denn ich fühle den überschwänglichen Werth einer solchen Zuneigung wie die Ihrige ist, bin ungeheuer davon geschmeichelt, leide wenigstens indem ich fühle, wie solche Süßigkeiten den Weg in mein vertrocknetes Herz suchen.

Ich werde morgen in den Mittagsstunden zu Ihnen kommen. Sie müssen sich in Reinerz fixiren, so lange es nur irgend geht! Dort sind wir so gut als bei einander, wenn ich in Ratiborzitz wohne. — In zwei, drei Tagen

wird sich aufklären, wo eigentlich der Hauptschauplatz des Kriegs zuerst etablirt wird.

Leben Sie wohl, nach der herrlichen That, die Sie ausführten, indem Sie mir diesen Brief schrieben, der eine Revolution in mir hervorbringen müßte, wenn die Beweglichkeit nicht verloren wäre — mit so vielem andern, hélas!

Gentz.

10.

Wien, den 21. April 1814.

So eben — um 1 Uhr Nachmittags — erhalte ich Ihren Brief vom 18.; und, obgleich äußerst bedrängt von Geschäften, die keinen Aufschub leiden, lasse ich alles liegen, weil ich so glücklich bin, Sie beruhigen zu können.

Varnhagen war am 12. d. M. in Paris, befand sich vollkommen wohl; war bei Pilat, aus dessen Briefe ich einen Streif heraus schneide, damit Sie es von seiner Hand lesen. Ich glaube, daß weder er noch Tettenborn verwundet waren; der leztre allenfalls sehr leicht. Sie sehen aber wohl, daß es so nicht lauten würde, wenn einer oder der andre ernsthaft in Gefahr wäre.

Ihre beiden Briefe gehen diesen Abend durch den Kourier nach Paris. Disponiren Sie über mich, wie, und so oft Sie wollen. Ich war seit meiner Rückkehr nach Wien fast immer krank, bin es auch noch; und zur Korrespondenz mit Freunden fehlt es mir ganz an Zeit. Sonst bin ich durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen

Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen. Das ist ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie sich gewiß das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Gesundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächstens nach Baden, und lasse die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen wie sie will. Adieu, Theuerste!

Gentz.

11.

Wien, den 10. Juni 1814.

Auf Ihr liebenswürdiges Billet vom 24. Mai sollte und müßte ich recht ordentlich schreiben. Ich wollte auch, war aber hart bedrängt mit Arbeiten aller Art. Jetzt erhalte ich beiliegendes Paket; und ob ich gleich nicht Zeit habe, irgend etwas hinzuzufügen, so halte ich es doch für Pflicht, lieber ohne Verzug das Paket zu expediren, als es zurückzuhalten in der Hoffnung, etwa morgen oder übermorgen freier zu sein. Es ist nun, Gott Lob, in Paris alles aus. Lesen Sie, um's Himmels willen, eine Zeitung, die der Rheinische Merkur heißt, von Nro. 40 bis heute herab. In der finden Sie alles, was ich sagen könnte, tausendmal stärker und gröber, aber auch unendlich besser gesagt. Ueberdies hat noch Jesaias, Dante, und manchmal Shakespeare (denn Milton ist schon zu weich), nicht leicht jemand erhabner, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres. —

Ich bin Gott Lob sehr gesund. (Welch Glück!!) Bin abwechselnd in Baden und Wien, frühstücke abwechselnd

Briochen mit trefflicher Butter, oder andre göttliche Kuchen, habe Meubles acquirirt, bei denen sich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode. Aber im März und April war ich recht elend. Jetzt wird bald der alte Lärm, die Bewegung, die Unruhe in Wien wieder ausbrechen, und stärker als je. Dies genirt mich sehr; doch wird auch großes Interesse sein; und wenn man gescheidt ist, finden sich doch immer Mittel, in aller Stille zu genießen. Es ist Eins, was ich Ihnen wohl möchte sagen können; aber ich kann nicht; es gehört auch zum Genuß. Vielleicht finde ich einst eine Form dafür. — Wären Sie doch hieher gekommen! Ich hätte Sie freilich nicht viel gesehen, aber doch ein paarmal sehr gut.

Adieu, Liebenswürdige, und insonders kluge Freundin!

Gentz.

12.

Wien, den 15. Juni 1814.

Vergangenen Freitag, am 10. dieses, schickte ich Ihnen ein Paket aus Paris unter der mir gegebenen Adresse des Hauptmann John. Montag den 13. erhielt ich durch Clam Ihren Brief vom 8. und denselben Tag Abends durch einen mir übrigens nicht bekannten Herrn Bendemann den vom 6. Das war grausam! Dieser Brief vom 6. eine wirkliche Frevelthat. Marwitz geblieben! — „Daß Einer von uns todt ist — und Sie mir nun nicht einmal antworten — herbster Gesichtspunkt! — Es ist nicht viel Gewisses mit uns." — Das schreiben Sie mir! Da Sie meinen Hang zur Wehmuth und Reue, meine Gewissensbisse, und meine Todesscheu kennen!

Und zwei Tage darauf durch Clam — nichts als Spott über sich und mich. Sie haben groß Unrecht, meine Theuerste

und herzlich Geliebte, wenn Sie glauben, ich hätte Ihre früheren Briefe lächerlich gefunden. Ich war sehr krank, nicht bettlägerig, aber desto kränker. Seit vier Wochen fühle ich mich unendlich besser. Was wußte aber Clam davon? Dem habe ich nichts von meiner Gesundheit geschrieben. Wenn er sie nicht besser kennt, als meine Papier-Quellen, so fragen Sie ihn ja nie wieder drum. Aus Prag!! — Ich habe zu jeder gegebenen Zeit wenigstens zehn verschiedene Sorten englisches Papier gehabt, und lasse nur aus Prag eine gewisse starke Sorte zu Kouverten, und nebenher aus Uebermuth ein holländisches Depeschen-Papier kommen. Jetzt bin ich nun vollends so reich, habe alle Kisten und Kasten so voll, daß ich Ihnen gewiß nie auf Prager Papier schreiben werde. J'en suis piqué au vif. Meine Korrespondenz mit dem Menschen in seinem Hause beweiset höchstens, daß ich nicht todt war; sonst kann nichts daraus geschlossen werden.

Das Buch der Staël habe ich schon vor drei Jahren gelesen, nämlich — im Jahre 1812, wo sie bei ihrer Durchreise durch Wien, als sie sich aus Coppet verbannt, und in Frankreich verfolgt **träumte**, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutsche Litteratur sind einige merkwürdige, und unendlich schön geschriebene Kapitel darin. Alles Uebrige ist jedoch ausstaffirter Schund. Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige, und dabei insolente Briefe,

aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir gesagt. — Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann eben so zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Kompositionen doch nur emphatisches Geschwätz. — Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung. — Goethe's dritter Theil liegt auf meinem Tisch, und wird, sobald ich nach Baden zurückgehe, gelesen. Es treten jetzt unruhige Tage ein; (so eben werde ich auch im Schreiben gestört), doch bedaure ich sehr, daß Sie nicht den Entschluß faßten, nach Wien zu reisen. Die morgende Illumination — sie kostet zwischen anderthalb und zwei Millionen — wird einzig in der Weltgeschichte sein. Und späterhin! Welche Feste! Adieu. Jetzt wird es zu arg um mich her. Schreiben Sie mir öfter; ich will es wahrhaftig erwirken.

Gentz.

13.

Baden, den 7. August 1814.

Ich befinde mich hier seit einigen Wochen, anfangs nur ab und zu, jetzt seit acht Tagen ununterbrochen, und bleibe hoffentlich in dieser Lage bis zu Ende des Monats. Ich wohne mit der Gräfin Fuchs in einem schönen schattigten Garten; Fürst Metternich, Stadion, die Herzogin von Sagan, die Bagrathion, Graf Bernstorff, Wessenberg, Nugent, Langenau, eine Menge interessanter oder eleganter Menschen

14.

(An Varnhagen.)

Stuttgart, den 11. December 1818.

Wenn Sie General Tettenborn sehen, so haben Sie die Güte ihm zu sagen, nicht um 6 Uhr, wohl aber nach 9 Uhr sei ich hier angekommen; und zwar, ohne mich auch nur einen Augenblick unterwegs aufgehalten zu haben, und allenthalben sehr rasch befördert. Mit ganz außerordentlichen Mitteln mag dieser Weg wohl in sechs Stunden zurückzulegen sein; ich mache ihn gewiß nie in dieser Zeitfrist.

Frau von Varnhagen berichte ich, daß ich in Ansehung des Lavater nicht nur nicht ihrer Meinung, sondern unendlich weit davon entfernt bin. Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; oder es ist von ihrer Seite eine unerklärliche Liebhaberei und Vertiefung in individuelles (lappiges) Fleisch; oder von meiner Seite absolute Verbutztheit, daß ich den wahren Sinn gar nicht wittre. Denn was ich lese und verstehe, scheint mir so unbedingt-armselig, platt (bis zur Possierlichkeit) und imbezille, daß ich eben so gern eine Parallele zwischen Adam Müller und seiner Köchin, als zwischen Adam Müller und diesem übrigens ehrlichen Radoteur zulassen würde. — In Wien will ich versuchen, ob es mir mit Saint-Martin besser geht.

Doch, wie dem auch sei, die Gespräche, welche diese Polemik herbeiführten, waren mir überaus schätzbar, und Frau von Varnhagen kann fest überzeugt sein, daß ich diese Karlsruher Stunden nicht vergessen werde. Sagen Sie auch Paulinen viel Schönes von mir; und behalten Sie mich in freundschaftlichem Gedächtniß.

Gentz.

15.

Weinhaus, eine Viertelstunde vor Wien,
den 28. September 1825.

Vor einem großen Spiegelglas-Fenster aus Einem Stück, durch welches ich meinen kleinen Garten, oder vielmehr mein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt, übersehe; bei goldreinem dunkelblauem Himmel, und 16 Grad Wärme. — Als ob Sie's sähen; nicht wahr?

Ich hatte freilich sechs schottische Dosen; sie sind aber, bis auf Eine, abgenutzt, und nicht präsentabel. Diese Eine ist nun nicht gerade eine der schönsten; da sich aber in ganz Wien keine andre auffinden ließ, so entschließe ich mich, Ihnen diese vorläufig zu schicken. Ich werde mir gleich einige aus London verschreiben; Sie sollen alsdann eine bessre, mit großen Jagdstücken oder Thieren, erhalten.

Ihr Brief hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, ob ich gleich mit den meisten Sätzen, die Sie aufstellen, nicht einig bin.

Ich besinne mich wenig, sehr wenig auf mich selbst. Und das zwar, erstens, weil es mir nicht gelingen würde, wenn ich es auch wollte. Durch meinen Kopf, und durch mein Leben sind zu viel Dinge, zu viel Verhältnisse, Begebenheiten, Gedanken, Kombinationen, Arbeiten, Menschen, Schicksale gegangen; kein Gedächtniß umfaßt das, und das meinige war und ist nichts weniger als treu. Die Vergangenheit schwimmt nur noch vor meinen Augen. Zweitens aber, weil ich keinen Trieb, keine Lust dazu habe. Ich bin, und ich war zu allen Zeiten, an die Gegenwart gebannt; und, obgleich alle Leidenschaften, ja bis auf einen gewissen Grad, alle Unruhe des Begehrens und Genießens

in mir sich gelegt hat, so ist doch der Zauber der Gegenwart immer noch zu mächtig. Das Vergangne kömmt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptsächlich (außer ihrer Unverständlichkeit) weil sie an den Tod gränzt, womit ich mich, wie Sie wissen, nie gern beschäftigte.

Bei Ihnen scheint das alles nun ganz anders zu sein. Und doch — ich weiß es gewiß — würden wir heute viel besser, ich meine viel vollständiger, mit einander harmoniren, als es z. B. in Karlsruhe der Fall war. Warum das? Vielleicht finden Sie Gründe und Worte, das zu erklären. Die Thatsache ist sicher; und ich wollte, Sie versuchten es. So oft Sie mir (seit Berlin) begegneten, fühlte ich etwas Gezwungenes, Unheimliches, wie böses Gewissen, in Ihrer Gegenwart; jetzt würde ich Sie ganz unschuldig lieben; denn höchst liebenswürdig erschienen Sie mir immer, auch wenn ich Sie fürchtete, oder vermied. Heute — weil ich endlich nach vielen andern Ansprüchen auch den abgelegt habe, meinen Freunden meine Ansichten aufzudringen, — vielleicht aus noch tiefer liegenden, mir undurchdringlichen Ursachen, würde ein unumwölkter Friede uns wie mit einem wohlthätigen Sonnenschein (nicht einem brennenden) umfangen.

Ich denke es mir so; und folglich ist es so. Aber wo könnten wir uns finden? In's nördliche Deutschland kehr ich nie wieder. Berlin erscheint mir, wie in dem düstern Lichte eines Panorama; der Gedanke an die alten großen Plätze ängstigt mich, wie ein Traum, wo man sich in einer unbekannten Stadt verläuft u. s. f. Auch nach Töplitz oder Karlsbad werde ich schwerlich je noch reisen, weil die Wässer und Bäder dieser Art nicht die rechten für meine (immer mehr leibliche, oft wie verschwundne) Uebel sind. In Wien, und bei mir in Weinhaus, würde ich Sie sehr gern sehen; aber warum sollten Sie nach Wien reisen? Und dann sind

denn doch hier für mich die Zeiten nichts weniger als gleich; es giebt deren, wo mein Kopf, von ernsten, oder kritischen Gegenständen voll, auf die Freiheit meines Gemüthes reagirt. An einem dritten, und zwar an einem schönen Orte müßten wir einige Wochen mit einander in völliger Freiheit verleben, z. B. in Salzburg. Wenn Sie wüßten, wie schön Ischel ist, wo ich diesen Sommer vier Wochen zugebracht habe! Die dortigen Salzbäder fangen an auch im Auslande berühmt zu werden. Vielleicht empfiehlt sie Ihnen ein von Gott inspirirter Arzt für den künftigen Sommer.

Sie sehen doch, daß ich, von aller Scheu, und von aller Sprödigkeit weit entfernt, Sie mit wahrem Heldenmuthe herausfordre. Dies hätte ich noch vor vier oder fünf Jahren nicht gethan. Es weht mich aber aus Ihrem letzten Brief etwas an, das ich nicht recht zu klassifiziren weiß, worin aber keine Selbsttäuschung liegt.

Es freut mich, daß Varnhagen Ihnen, als bei Adam Müller von mir die Rede war, beigestimmt hat. Ich danke ihm dafür. Ich habe seine biographischen Denkmale unter die Bücher gestellt, die ich unverzüglich lesen will. Ich lese übrigens so viel, daß es jedem, der einigermaßen den Umfang und die Mannigfaltigkeit meiner Geschäfte kennt, fabelhaft vorkommen muß. Aber denken Sie nur, was man an Zeit gewinnt, wenn man, wie ich, auf jede Viertelstunde geizt, und wenn man, wie dies seit mehreren Jahren der Fall bei mir war, des Abends nie mehr ausgeht, keinen Salon, kein Theater, keinen öffentlichen Ort besucht u. s. f.

Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in diesem Augenblick küssen dürfen. Sie erinnern sich also, daß ich sie fürchtete. Ich fürchte sie auch noch, nur milder, wie alles in mir geworden ist. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in allem verstehen, wenn Sie nur nicht etwa, wie Ihr alter Goethe, dessen oft ziemlich insipide Fragmente ich doch stets mit

wahrer Rührung lese) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen sind. Dies ist der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen lasse. Ich sage aber — mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungestraft halten.

Ich erhielt vor ein paar Wochen einen Brief von Brinckmann, fünfzehn Bogen stark. Seit zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gehört. Auch er liebt sie, wie sonst.

Aber — ist es nicht, als ob ich gestern Thee bei Ihnen getrunken hätte? So sage ich mit Brinckmann, freue mich über mich selbst, und höre auf.

Gentz.

16.

Wien, den 8. November 1827.

Sie haben sich gewiß mehr als Einmal vorgestellt, meine Theuerste, ich hätte Sie vergessen. Sie zu erinnern, daß dem nicht so ist, mögen Sie als das erste Motiv zu diesen Zeilen betrachten, und als solches haben sie vielleicht einigen Werth in Ihren Augen. Was mich ferner dazu bestimmt, ist von geringerm Gehalt, und macht bloß auf Ihre Nachsicht Anspruch. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht, weil die Existenz nach dem Tode, wie es auch immer damit stehen mag, mich noch viel weniger reizt. Ich habe mich mit Ihnen oft — wie mit wenig andern Menschen — über tiefe Abgründe des menschlichen Seins erklären und verständigen können. Ich möchte wissen, wie Ihnen das Leben heute erscheint? In jedem Falle habe ich dabei etwas zu gewinnen. Weicht Ihr Gefühl und Ihre Weltansicht von der meinigen ab, so kann

Ihr Beispiel mich vielleicht ermuthigen und stärken. Sollten Sie hingegen mit mir sympathisiren, so wäre es immer kein kleiner Trost, eine Leidensgefährtin, wie Sie sind, zu haben. Sprechen Sie, wenn Sie sich überhaupt dazu aufgelegt finden, so einfach und klar als möglich zu mir; denn alle Nebel sind für mich zerronnen. Sie müssen wissen, daß ich keine bestimmte Klage habe, daß ich mit meiner Gesundheit und mit meinen Kräften, obgleich sie in Abnahme sind, immer noch sehr zufrieden sein kann, daß ich mit der Welt noch durch manche interessante Fäden zusammenhänge, und daß ich übrigens mit nicht unwichtigen Realitäten genugsam beschäftigt bin, um nicht aus langer Weile in Grübeleien zu versinken. Alles, was Mysticismus oder Fanatismus heißen kann, ist fern von mir. Ich glaube die Menschen und die Dinge nie so klar gesehen zu haben, als jetzt. Und doch ist alles leer, matt, und abgespannt um mich her, und in mir!

Sie können vielleicht Gründe haben, sich über Ihre Gemüthsstimmung nicht so deutlich auszusprechen, wie ich so eben über die meinige. Wenn dies der Fall sein sollte, weisen Sie mich ab. Aus Ihrer Antwort werde ich wenigstens (das darf ich hoffen) den Trost und die Freude schöpfen, zu erfahren, daß Sie mir noch gut sind. Diesen Genuß versagen Sie sicher nicht Ihrem alten treuen Freunde

Gentz.

N. S. Sagen Sie Hrn. von Varnhagen, daß ich die Berliner kritischen Blätter, in denen manches mir fremd ist, und manches mir mißfällt, bloß deßhalb regelmäßig lese, um seine Artikel darin aufzusuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir gesprochen hat, überraschte mich. Denn, was er zu meinem Lobe sagt, ist gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir sieht) am stärksten widerspricht.

17.

Wien, den 10. Februar 1828.

Reif bin ich freilich, meine theure Freundin, glaube wenigstens es zu sein, aber auch wohl — überreif. Einen Beweis des letztern finde ich unter andern in der großen Abneigung, die ich gegen alles Briefschreiben habe; und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil mir scheint, man könnte seinen Freunden gar nichts mehr sagen, was sie nicht längst schon gewußt, und zehnmal besser sich selbst gesagt hätten.

Als ich Ihnen im Monat November schrieb, hatte ich das Bedürfniß, über gewisse finstre Gefühle, die in meiner Seele lagen, und noch liegen, eine Art beruhigenden Kommentars von Ihnen zu erhalten. Diesen Zweck habe ich nicht erreicht. Sie haben mir zwar eine Antwort, voll liebenswürdiger und schmeichelnder Worte gegeben, deren Sinn ich, zum Theil, mehr errathen als verstanden habe; die eigentliche Wunde aber haben Sie doch nicht berührt. Ihr Brief hatte seinen eignen Werth, war aber keine Antwort auf den meinigen.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn das Schicksal uns irgendwo zusammen führte, wir nach drei oder vier tüchtigen Gesprächen einander wieder vollkommen verstehen würden. Durch Korrespondenz halte ich es nicht für möglich. So geregelt auch Ihr Kopf und Ihr Herz sein mag — Ihre Manier bleibt nun einmal excentrisch, und daher der zunehmenden Trockenheit meines Geistes nicht mehr faßlich. Ihre lebendige Person allein würde mir den Schlüssel zu Ihrem Briefe geben. Sie werden diese Bemerkung, die mich mehr trifft, als Sie, nicht als Tadel betrachten. Ich suche nur zu erklären, welches Hinderniß zwischen uns Beiden besteht, obgleich wir im Grunde einander sehr nahe sein mögen.

Sie sprechen von französischen Versen. Ich aber lese seit mehreren Jahren überhaupt keine Verse mehr, als allenfalls die von Virgil, Horaz und Lucan. Der einzige französische Dichter, den ich noch ertragen könnte, wäre Racine. Und nun gar Verse im Courrier français aufzusuchen, wäre mir wie ein Spazirgang in ein Pesthaus.

Die Dinge in der Welt haben, für mich wenigstens, eine zu ernste und tragische Gestalt angenommen, als daß Poesie und Imagination nicht in mir völlig erlahmt sein sollten. Sie sind unvergänglich jung, und unter allen Dornen des Lebens, die Sie hinlänglich kennen, blüht Ihre Seele doch ungestört fort. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, und freue mich darüber. Aber nachfliegen kann ich Ihnen nicht; ich bin mit eherner Fessel an eine Wirklichkeit gebunden, von der ich mich, so wenig sie mir auch behagt, nicht loszumachen vermag.

Können solche Geständnisse Ihnen schmeicheln? Ich kann es mir kaum vorstellen. Daß ich nicht dabei gewinne, scheint mir ziemlich klar. Ich sehe aus Ihren Briefen, daß Sie sich von mir ein Bild machen, welches — wenn es je dem Originale geglichen haben sollte — wenigstens heute ihm nicht sonderlich gleicht. Durch Stillschweigen würde ich vielleicht zur Konservation dieses Bildes mehr beitragen, als durch Sprechen. Aber es ist etwas in Ihnen, das mich zwingt, aufrichtig zu sein. Wollen Sie nichts desto weniger fortfahren, mich zu lieben — den Schatten alter Phantasien — und auf ein paar Zeilen von mir einen mir selbst unerklärbaren Werth legen, so reiche ich Ihnen herzlich gern die Hand, und sage noch dazu, daß eine Treue wie die Ihrige nicht mehr zu finden ist.

Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's freundschaftlichste. Seine gute Meinung von mir ist mir nicht gleichgültig; sie beruht auch einigermaßen auf Wahrheit, während die Ihrige — leider! — großentheils nur noch Dichtung ist.

Können Sie mir beweisen, daß ich mich irre, so werde ich es als eine Wohlthat erkennen. Der Trost aber bleibt mir, daß, wenn Sie mir auch vollständig Recht geben müßten, Sie nicht aufhören würden, meine beste Freundin zu sein.

Gentz.

18.

(An Varnhagen.)

Wien, den 7. December 1828.

Mein hochgeschätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von ihrer Entstehung an, gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel, gelesen. Die meisten Aufsätze dieses Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienst sein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich anders als sehr kursorisch damit hätte beschäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Interesse für mich, und, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, sie sind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde suche.

Um diese Artikel nach Verdienst zu loben, möchte ich selbst einen darüber schreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit sein, was ich am meisten herausheben sollte: Ihren Scharfsinn, Ihre Menschen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiische, ächt-historische und stets siegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rücksicht vortrefflichen Stil. Das ganze, von Manchen hochgepriesene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott ist in meinen Augen bei weitem

nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Recension desselben; und die gedrängte Kürze, mit welcher Sie in sechs Blättern die sechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollständig und befriedigend karakterisirten, ist eines Meisters würdig.

Sie haben zweimal in diesen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Die Epoche meiner Schriftstellerei liegt so weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen, was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich besser gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlassen; das Schicksal hat mich in eine andre geworfen, deren Illusionen mich eine Zeitlang schadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden. Nichts desto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, schmeichelt mir mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Ich nehme daher Ihre mention honorable mit dem innigsten und wärmsten Danke an; sie freut mich um so mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem heutigen Publikum von einem Obskuranten und Turkophilen Gutes zu sagen.

Auch Sie, mein hochgeschätzter Freund, stehen noch zwischen der Schriftstellerei und dem praktischen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der Preußische Staat Sie als Geschäftsmann hoch zu halten, alle Ursach hat. Und gleichwohl kann ich mich des geheimen Wunsches nicht erwehren, daß Ihnen möglichst viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutschland wenige, sehr wenige kenne, die gediegnere Werke zu liefern vermöchten, und weil

mir selbst Ihre kleinsten Aufsätze lieber sind, als die meisten Depeschen, die ich zu lesen verdammmt bin.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß sie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verständigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches sie ohne Zweifel sehr mißbilligen wird) gewisse Verse des alten Haller vor der Seele schweben, die ich, um diesen Brief nicht so melancholisch zu schließen, auf ein abgesöndertes Blatt schreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichen Andenken

Ihren sehr ergebenen
Gentz.

„Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil' ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

19.

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, sehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich steif und fest, daß es mir immer noch erlaubt ist, Sie mit diesem Namen zu nennen.

Vor allem muß ich mich einer der schwersten Sünden anklagen, deren ich mich je schuldig gemacht habe. Herr von Varnhagen übersendete mir vor mehreren Monaten die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des Grafen Zinzendorf; mit einem der freundschaftlichsten, liebenswürdigsten, schmeichelhaftesten, geistreichsten Briefe, die mir seit langer Zeit vorgekommen waren. Ich habe das Buch gelesen, mit dem größten Interesse gelesen, eine Menge von Betrachtungen dabei angestellt, die wohl verdient hätten ihm mitgetheilt zu werden. Ich war auch gleich nach der Lektüre entschlossen, dies zu thun, und zugleich ihm — und Ihnen — für seinen Brief, der mich tief gerührt hatte, aus vollem Herzen zu danken. Erbärmliche Geschäfte bewirkten einen ersten, strafbaren, Aufschub. Weiterhin trat eine verunglückte Reise nach Böhmen mit dem Fürsten, von der wir bald wieder nach Wien zurückgeworfen wurden, dazwischen; dann übermannten mich die politischen Katastrophen; und zu diesen gesellte sich in meiner Nähe, und in meinem Innern — ein Hinderniß, welches ich kaum den Muth habe, Ihnen ausdrücklich zu offenbaren, Sie aber, mit Ihrem göttlichen Scharfsinn, aus dem Verfolg dieses Schreibens, zum Theil wohl errathen werden.

Von Ihnen, meine Theuerste, verlange und erwarte ich nun, daß Sie mich bei Ihrem Gatten, so gut es Ihnen möglich sein wird, entschuldigen. Von einer groben Nachlässigkeit kann ich mich nicht frei sprechen, aber es würde mich wahrhaft betrüben, wenn er mich einer schwarzen Undankbarkeit fähig glauben könnte.

Sein Brief hat mir unter andern bewiesen, daß Sie sich noch zuweilen mit mir beschäftigen; und ich weiß, — ohne mich von thörichter Eitelkeit verblenden zu lassen —, daß ich von jeher zu den Menschen gehörte, die Sie Ihrer besondern Aufmerksamkeit werth hielten. Ich weiß ferner, daß in Ihnen sich nichts Wesentliches geändert haben kann,

und daß Sie heute noch alle die Eigenschaften besitzen müssen, die meinem frühern Umgange mit Ihnen einen so hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Ich fühle mich dazu vorzüglich deßhalb berufen, weil unsre letzte Korrespondenz sich um traurige Fragen drehte, die Sie mir, mit Ihrer gewöhnlichen großartigen Philosophie, doch, nach meinem damaligen Gefühl, nicht ganz befriedigend beantworteten. Seitdem hat sich in mir eine große Revolution zugetragen; und von dieser will ich Ihnen Rechenschaft geben, so viel dies in den engen Schranken eines Briefes geschehen kann.

Der erste Ursprung dieser glücklichen Revolution lag in dem Umstande, daß seit ungefähr zwei Jahren meine Gesundheit, die in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, zwar nicht durch eigentliche Krankheiten, aber durch langwierige arthritische Beschwerden sehr gelitten hatte, eine fast wundervolle Regeneration erfahren hat. Ich befinde mich heute so wohl, und habe ein so lebhaftes Gefühl von Wohlsein, wie es mir kaum in meinen besten Jahren zu Theil geworden ist. Eine Folge davon war unter andern, daß nicht nur mein Geist seine ganze jugendliche Frische, und mein Herz seine ganze ehmalige Empfänglichkeit wieder gewonnen, sondern daß selbst mein Aeußres sich auffallend verjüngt hat, und alle meine körperlichen Kräfte mir wieder zu Gebot stehen. Es ist beinahe lächerlich, in meinen Jahren so von sich selbst zu sprechen. Da ich es aber mit Wahrheit sagen kann, weil es mir täglich, und von allen Seiten, wiederholt wird, warum sollte ich Ihnen, meine theilnehmende Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören? Ich könnte Ihnen darüber Zeugnisse von Personen, die mich lange nicht gesehen hatten, anführen, welche Ihnen keinen Zweifel lassen würden. Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode ist daher auch, obwohl keinesweges verschwunden, doch so in den Schatten gestellt, daß sie mich nur sel-

ten anwandelt, und daß ich schon stillschweigend wenigstens auf Bonstettens merkwürdiges Alter zu rechnen beginne.

Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verstehen.

Mit meiner wiederkehrenden Gesundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das gesellschaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entsagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich in diesem Kreise meine Stelle noch sehr gut behaupten konnte. Mein steigender Widerwille gegen die öffentlichen Geschäfte (ob ich gleich keinen Augenblick aufgehört habe, sie gewissenhaft zu betreiben), meine zunehmende Furcht vor einsamen Studien, die mir immer nur finstre Resultate darboten, trugen das Ihrige zu diesem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptsächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt, und die heute, weit mehr als vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, hoch über den Männern stehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man es nennt, die Kour, und verschaffte mir dadurch ein bestimmtes Interesse in der Gesellschaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf diesen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Existenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchst unerwartete Art realisirt. Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen Andre bloß nicht förmlich abläugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke, als irgend eine meines frühern Lebens, in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist.

Sie werden erstaunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin ist. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit,

sondern auch auf Liberalität (im alten edelsten Sinne des Worts), auf Ihren über alle gemeine Ansichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielseitigkeit, auf Ihre Toleranz, rechnen, um nicht zu besorgen, daß Sie mich auf mein Geständniß dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber versichre, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glückseligkeit, wie ich sie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegossen hat — daß dieser Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich sonst unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprinzip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit, und meines Lebens geworden ist, — so werden Sie nicht nur geneigt sein, mich zu entschuldigen, sondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Person, die so auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit sie mich fesselt, einige Eigenschaften besitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geschilderte, erklären.

Diese Person befindet sich jetzt in Berlin. — — Wenn Sie sich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunsch, daß Sie sie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater, sehen möchten. Ich weiß von sonst her, daß Sie auf die äußere Gestalt der Menschen, und mit Recht, einen großen Werth legen. Es ist mir also nichts weniger als gleichgültig, ob und wie diese Fanny Ihnen gefällt? Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu schreiben.

Mit dem Sinne für Geselligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich spreche das Wort immer noch — selbst vor Ihnen — zitternd aus — ist auch der Sinn für die Poesie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römischen, deutschen, italiänischen, französischen Dichtern zu lesen. Und wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung gebracht habe, werde

ich Ihnen an einem Beispiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann.

Im vergangnen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hand. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wieder fand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Ultra-Originelle, in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichts desto weniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich in höchstem Grade anzogen. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, worin ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — gesagt, oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher gleich, diese Lieder zu lesen. Verschiedene derselben kannte ich aus den Reisebildern. Mehrere mißfielen mir, weil sie gar zu nachlässig, ich möchte sagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form der Poesie erinnern, und einem Tischgespräch ähnlicher sehen, als Gedichten. Aber eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesem ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends sind sie meiner heutigen Gemüthsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen, und versenken kann. — Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich auf ein einziges zu deuten, woraus Sie ungefähr schließen können, was es mit dieser Liebhaberei auf sich hat.

Ich bewundre in diesem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe, gewiß höchst

unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen — daß ich mich verjüngt fühle — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine sympathisire! Sie sind aber auch die einzige Person in der Welt, gegen welche ich das wagen würde; und, wenn dieser Brief nicht durch einen österreichischen Kourier nach Berlin ginge, hätte ich es auch gegen Sie nicht gewagt. Fast alles, was er enthält, konnte nur im engsten Vertrauen geschrieben werden; ich war lange gewohnt, mit Ihnen zu denken, mit Ihnen zu fühlen, vor Ihnen meine verborgensten Schwachheiten nicht zu verbergen. Sind Sie Ihrerseits dieselbe geblieben — und wie sollte ich es bezweifeln? — so belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder strafenden — Brief, in der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Gesundheit, mit Ihrer Gemüthsstimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Weh steht! Wir Beide dürfen uns nicht trennen, so lange wir athmen; schlagen Sie zu, und stillen Sie bald die Sehnsucht Ihres treuen Freundes

Gentz.

N. S. Als ich eben diese Blätter schließen will, empfange ich ein Schreiben von Varnhagen vom 24. August, woraus ich mit herzlichster Freude ersehe, daß er mir mein Stillschweigen schon verziehen haben muß. Den von ihm empfohlenen Fremden, den ich noch nicht gesehen habe, werde ich gewiß so aufnehmen, wie es einem von ihm Empfohlenen gebührt.

20.

Preßburg, den 18. Oktober 1830.

Sonnabend den 9. d. erhielt ich Ihren ersten Brief, meine unvergleichliche Freundin, und hätte gern auf der Stelle wieder an Sie geschrieben, wenn es mir nicht durch Geschäfte, die mir freilich weit weniger gefallen, als Ihre Briefe, unmöglich gemacht worden wäre. Einige Tage nachher mußte ich mich zum zweitenmale hieher begeben, wo wir seit der Eröffnung des ungarischen Landtages größtentheils zu residiren genöthiget sind. Und hier erhielt ich denn gestern Abend Ihr zweites, für mich überaus wichtiges Schreiben vom 9.

Wie sehr sich mein Herz von neuem zu Ihnen gezogen fühlt, das wußten Sie, und mußten Sie wissen, indem Sie mir diese köstlichen Geschenke machten. Die zärtliche Freundschaft, womit Sie meine Bekenntnisse und meine Empfehlungen aufnahmen, hatte mich schon tief gerührt; Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihrer ersten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Succeſſe, das alles wirkte — ich kann es mit voller Wahrheit sagen — berauschend auf mich. Eine Freundin wie Sie giebt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) schmerzlich betrübt haben. Die eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apostrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich die Reise nach Berlin geschehen lassen konnte; die andre, und das war der eigentliche Seelenstich, wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht so leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir ent-

fernen könnte. Wenn Sie unser Verhältniß näher kennten, und Umstände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen kann, so würden Sie diesen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art sein, daß ich selbst, aus Gewissenhaftigkeit, ihr zureden müßte, sie anzunehmen. Aber, wahrscheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieser Gefahr ergriff und erschreckte mich so, daß sie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grausam störte, und mir (da ich Ihren Brief zwischen 1 und 2 Uhr, bei meiner Zurückkunft von einer mir sehr gleichgültigen soirée dansante, las) eine schreckliche Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem früheren Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit diesem Verhältniß auf sich hat; dennoch wagte ich es damals nicht, Ihnen das Innerste meines Herzens aufzuschließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geistes, eine gewisse geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindisch vorwarfen, zurück hielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie sich nun die ganze Wahrheit abstrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen gestehen: alle Leidenschaften, die jemals in meiner Brust gekocht haben — und seit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — sind im Vergleich mit der, die dieses Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderspiele gewesen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, so wie Sie es wünschen, die Geschichte dieser Leidenschaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, und, durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen, in einem Zeitraum von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen kolossalen Gestalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie sehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen,

um zehn Liebhaber für einen, und die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen. Sie verschmähte sie alle, und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperson gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärtern unter den gewöhnlichen Menschen meinen, und sagen (denn mein Verhältniß mit ihr ist der Gegenstand zahlloser Gespräche in der hiesigen Gesellschaft, wo ich wohlgelitten bin) — ich hätte sie bloß durch meine sogenannte Beredsamkeit erobert. Dies wäre immer schon merkwürdig genug; aber es ist noch bei weitem nicht das Rechte. Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahndete nicht, daß es eine solche Liebe gäbe; und hundertmal hat sie mir gestanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom ersten Augenblick an mit ihr umging, und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen, noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüssel der Erscheinung. Es versteht sich von selbst, daß ich nie den thörichten Anspruch machte, von ihr Gegenliebe, im engern Sinne des Wortes, zu erwarten, mir nie einbildete (denn mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht), daß sie sich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — so wie dem Menschen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt, — dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen, und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte, und heute, wenn mich nicht alles trügt, schwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie sich nun, was das heißt, eine Leidenschaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Ansprüchen, so belohnt zu sehen! Denken Sie sich la satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat, wie Sie und ich; denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umganges mit einer Person, an der alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu steigen" (ein göttlicher, mir sehr verständlicher Ausdruck in Ihrem Brief!), in deren Augen, in deren Hände (sehen Sie sie nur an), in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin (ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden; — denken Sie sich diesen Reichthum von Genüssen, und dazu noch so vieles, was sich nicht sagen läßt, — und es wird einem Gemüth von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit scheinen mag, vollständig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiste schon errathen; Ihr Brief, und die Art, wie Sie Fanny behandelt haben, bürgt mir dafür. Ich werde vermuthlich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten, wenn sie mir auch nur am 9. geschrieben hat. Was ich bei Ihrem Brief gefühlt, habe ich ihr heute schon berichtet. Aber die verdammten Posten gehen so langsam, und so unregelmäßig!

Sie werden sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur, und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal, wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, nothwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu

apprivoisiren; und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf sie machen; und überdies können Sie mir einen wesentlichen Dienst leisten; sie ist eigentlich auf zwei Monate in Berlin engagirt, und hat mir heilig versprochen, in den ersten Tagen des Decembers, wo nicht früher, wieder in Wien zu sein, wohin ich vor Ende dieses Monats sicher zurückkehre. Nun habe ich sie aber neuerlich — und zwar aus sehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr, noch Ihnen, schreiben kann, gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeigen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie diese Bitte unterstützen. Ich kann, wie Sie richtig erriethen, die Qual ihrer Abwesenheit kaum mehr ertragen. So lange sie hier war — auch das gehört unter die Merkwürdigkeiten dieser meiner Epoche —, wurden alle, auch die unangenehmsten Geschäfte (und wo giebt es heute wohl andre?) mir leicht; und ich habe in meinen öffentlichen Verhältnissen gewiß nicht das Kleinste vernachlässigt. Jetzt bin ich zuweilen von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu sprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies ist die volle Wahrheit — daß selbst meine Gesundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie diesen Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatische Geschicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber doch sagen, daß sie im gegenwärtigen Fall nicht gerade nothwendig war. Wie es zwischen Fanny und mir steht, ist in Wien so wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon spricht, und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt — diejenigen Personen, an denen mir am meisten liegt, unter andern Fürst Metternich, die Sache nie anders als mit Wohlwollen und Delikatesse behandeln. Krieg wird also darüber nicht entstehen.

Dienstag, den 19. Oktober.

Es ist mir äußerst angenehm, daß ich meinen Brief gestern nicht vollenden konnte; denn heute früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder sehr beruhigt. Es ist eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das sicherste Merkmal starker Leidenschaft.

Graf Redern hat allerdings schon von dortigem Engagement gesprochen, und, wie es scheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber schreibt sie mir (am 9.) Folgendes: — — Sie sehen hieraus, daß die Gefahr noch nicht gar groß ist. Indessen nehme ich meinen Auftrag nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, welches auch in andrer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. Ich lege hier einen kleinen Brief an sie bei. Die Uebersendung desselben wird vielleicht das Gespräch befördern können.

Es ist wahrhaft unanständig, daß ich Sie bis hieher nur von dem einzigen Gegenstande unterhielt, der mich in so gewaltige Bewegung gesetzt hat. Sie aber kennen die menschlichen Unarten und Schwächen aus dem Grunde, und verzeihen mir folglich.

Ich erwarte Ihre gedruckten Blätter mit unaussprechlicher Ungeduld. Ich freue mich darauf, wie ein Kind auf eine Weihnachtsgabe. Ich weiß zum voraus, daß sie nicht bloß meinen Kopf befriedigen, sondern mein ganzes Wesen erschüttern werden. Das sind die Lektüren, deren ich jetzt bedarf, um mich von denen zu erholen, die mir als mein Tagewerk obliegen. Sie müssen wissen, daß eine Menge Ihrer geistreichen Worte mir unaufhörlich in den Ohren klingen, daß ich sie nicht vergessen kann, so lange ich lebe, sie mir tausendmal wiederhole. Einige habe ich sogar der Fanny einstudirt, manche, deren Sie selbst sich vielleicht nicht mehr erinnern. Andre behielt ich für mich selbst, und

theilte sie niemanden mit. Ob Ihre Aphorismen bei mir gut angebracht sein werden, mögen Sie hienach beurtheilen. — Ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich so spät damit bekannt machten.

Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien ist nur Ein Mensch, der mit mir über diese Gedichte völlig sympathisirt — der Major Prokesch; Varnhagen kennt ihn gewiß. Mit diesem bade ich mich Stunden lang in diesen melancholischen süßen Gewässern. Das Gedicht, welches Sie loben, ist mir sogar lieber, als das von Schiller über denselben Gegenstand, so sehr ich dies auch immer bewundert habe. Selbst die, welche an wirkliche Gotteslästerung streifen (wie Götterdämmerung, Fragen u. s. w.), lese ich doch nicht ohne die tiefste Emotion, und klage mich manchmal selbst darüber an, daß ich sie so oft, und so gern lese. Solche, wie in dem lyrischen Intermezzo No. XXXII und XXXVII, möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner frischesten Jugend war ich nie so auf die Poesie versessen als heute. Wie würden wir uns besser verstanden haben; und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große schöne Ursach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?

Ueber eine Stelle Ihres letzten Briefes muß ich etwas sagen, weil meine alte Eigenliebe dabei erwacht ist. Sie loben Schlegeln, „weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ.“ Wenn ich dies recht verstehe, so würde es, in meine Sprache übersetzt, lauten: Er hatte ein klassisches Ohr. Wenn dies Ihre Meinung war, so muß ich zuerst bemerken, daß das Wort auf Heine keineswegs paßt; denn so sehr ich seine Gedichte liebe und bewundere, kann ich doch unmöglich zugeben, daß sein Sieb nicht wirklich vieles recht Schlechte durchläßt, und daß sein Stil nicht oft in offenbare Geschmacklosigkeit verfällt. Jenes hübsche Wort wäre viel eher auf mich, als ich noch

ein Schriftsteller war, anwendbar gewesen. Ich kann nicht verlangen, daß Sie von meinen Schriften, die Ihnen fast in jeder Rücksicht fremd und heterogen sein mußten, jemals viel Notiz genommen haben sollten; aber eben deßhalb muß ich mein Recht behaupten. So ernsthaft auch die Gegenstände waren, über welche ich schrieb, so unästhetisch, und trocken, muß ich mir doch zum Ruhme nachsagen, daß ich nie (was besonders in der Polemik ein Verdienst ist) den guten Geschmack verletzt habe. Eitelkeit verblendet mich hier wahrlich nicht. Ich habe ganz vergessen, daß ich auch einmal ein Schriftsteller war, und seit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden ist (die Kongreß-Protokolle ausgenommen!!) auch nur angesehen. Neulich aber las mir jemand, der sehr gut lieset, die Vorrede eines gewissen Buches — über das politische Gleichgewicht — vor, und da war ich ganz erstaunt, daß ich jemals so gut hatte schreiben können. Lesen Sie einmal, Spaßes halber, diese Vorrede, und sagen Sie selbst, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf den Stil damit messen konnten.

Es ist wohl Zeit aufzuhören. Der gegenwärtige Brief ist der längste, der seit Jahren aus meiner Feder geflossen ist. Ihnen wird er Freude machen, das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich schmachte danach. Verstanden und geliebt zu werden, ist der höchste Genuß der Welt, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unsrer jetzigen Korrespondenz ist beides verschmolzen. Also — vorwärts! Gott sei mit Ihnen.

Gentz.

Sagen Sie Varnhagen viel Schönes von mir. Ich höre überaus ungern, daß er nicht recht wohl ist. Ich kenne das „Eine Arbeit immer in die andere hinein“ — und „Furcht vor jedem Kourier“ so gut als er. Ich bin aber, obgleich viel älter, durch eine ganz besondre Gnade des Him-

mels, gesund wie ein Fisch, und unzerstörbar. Und, wenn man so gut arbeitet, wie er, liegt doch auch wieder eine gewisse Satisfaktion darin. Ich möchte wissen, ob ein gewisses deutsches Memoire, welches kurz vor der Anerkennung des neuen Königes von Frankreich dort redigirt wurde, von ihm war. Dies ist der einzige politische Artikel meines langen Briefes. Und den können Sie, ohne sich zu kompromittiren, beantworten.

Sie wissen, daß Preßburg und Wien ungefähr das Nämliche ist. Adressiren Sie aber alles nach Wien, und am sichersten durch Mocenigo.

21.

Preßburg, den 6. November 1830.
Sehr schönes Herbstwetter, wogegen ich aber ganz gleichgültig bin, das Wetter wohnt in mir.

Ich habe am 2. Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief vom 26 = 28. Oktober empfangen. Ich kann Ihnen nur ein paar Worte darüber schreiben — ein andermal mehr. Ich beging eine Untreue an Ihnen, die Sie mir verzeihen müssen. Da Sie von Mett. so vortheilhaft und freundlich sprachen, habe ich dem Reiz nicht widerstehen können, ihm, und einer klugen und sehr interessanten Dame einige Stellen Ihres Briefes vorzulesen; sie wußten sie zu schätzen, waren unter andern entzückt über das, was Sie von dem heutigen Zustande der Gesellschaft sagen, und fanden „die unendliche Tiefe der Leere“ eine wahrhaft genialische Inspiration. ... Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. v. M. Damals hatte sie noch nicht mit Ihnen zusammen kommen können. Ich finde, daß man in Berlin, so sehr man sie auch lobt und bewundert, recht barbarisch mit ihr umgeht,

sie mit Vorstellungen und Proben zu Grunde richtet. Es ist hohe Zeit, daß sie zurück kehre. Wenn Sie wüßten, wie ich sie auf Händen trage! Sie kennen freilich die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts desto weniger erstaunt sein, wenn Sie acht Tage mit mir sprechen könnten. So lange ich lebe, habe ich schlechterdings **nie** etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus.

Ich hoffe in wenig Tagen dies mir anfangs (als Zerstreuung) nicht unangenehme, jetzt schon sehr lästige Preßburg zu verlassen. In Wien schreibe ich Ihnen über Ihre Blätter, über Ihre große Gedanken. Warten Sie aber nicht darauf, jede Seite von Ihnen ist mir reiner Genuß.

Gentz.

22.

Wien, den 25. November 1830.

Ich erhielt vorgestern Ihr köstliches Schreiben vom 18., meine vortreffliche Freundin; was Sie von der Blindheit des Amor sagen, gehört wieder unter die **unvergänglichen** dictons, wovon Ihr Leben so reich ist. Ich schriebe Ihnen gern lange Briefe, wenn ich nur Zeit hätte; doch die längsten wären ja nie eine halbe Seite der Ihrigen werth.

Ich hoffe, Fanny den 10. oder 12. künftigen Monats wieder zu sehen, und vergehe fast vor Sehnsucht nach ihr. Ihr ungeheurer Beifall in Berlin hat weder Furcht, noch Eifersucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man sie so schonungslos benutzt; ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundschaftlichen Besuchen läßt, und sie über ihre Kräfte anstrengt. Ich werde Gott danken, wenn diese schwere Prüfung vorüber sein wird.

Die Heirath des Fürsten Metternich mit Melanie Zichy ist seit einigen Tagen deklarirt; sie freut mich sehr; und es

gehört zu dem rasenden Glücke, welches den Fürsten stets verfolgt hat, nach einer Frau, wie seine verstorbene, noch einmal einen solchen Fund zu machen. Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten kann, wird diese Verbindung manche Annehmlichkeit haben. Freilich werde ich dadurch wieder mehr, als zuvor, in die Gesellschaft der großen Welt verwickelt; doch habe ich meinen sechswöchentlichen Aufenthalt in Preßburg so geschickt zu benutzen gewußt, daß ich an meiner Unabhängigkeit nicht viel verlieren werde. Meine liaison ist so allgemein bekannt, und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, und an deren Urtheil mir allein gelegen ist, so wenig gemißbilligt, daß mir es niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem andern vorziehe. Leben, und mit ihr leben, ist forthin nur Eins für mich.

Wenn Sie müßige Augenblicke finden, schreiben Sie mir manchmal ein paar Worte. Es brauchen ja keine Briefe zu sein, und besonders keine klassische. Sie sind die Romantik selbst; Sie waren es, ehe das Wort erfunden wurde; und die Funken Ihres Geistes erleuchten weit größre Räume, als bogenlange Dissertationen. Bleiben Sie mir nur gut, und grüßen Sie Varnhagen; ich möchte wissen, was Sie unter dem Lärm (so lese ich das Wort) verstehn, der „mit ihm überhand nimmt"?

Gentz.

23.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillschweigen nicht bloß unbegreiflich, sondern strafbar gefunden haben, und die wenigen, aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber aussprachen, fielen auf ein wundes Gewissen. An meiner

Rechtfertigung, in so fern sie möglich ist, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer bösen Stunde die Erklärung dieses Stillschweigens in Gründen suchen, die ich nicht dringend, nicht ungestüm genug zurückweisen kann. Es war *nicht* Nachlässigkeit, *nicht* Gleichgültigkeit, *nicht* Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Gespräch mit Ihnen sehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anwesenheit in Berlin geschrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und so manche geistreiche Aeußerung über das Verhältniß, hatten mich Ihnen so nahe gerückt, als wären wir nie getrennt gewesen. Auch ist kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geständniß muß heraus — fehlte mir *Lust* und *Muth* an Sie zu schreiben. Wenn Sie nicht schon errathen haben, wie dies zuging, so sollen Sie es in kurzen Worten hier lesen.

Ich befinde mich seit einigen Monaten — bei Gott Lob noch fortbestehendem körperlichen Wohlsein — im Zustand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. Die Hauptelemente dieses Zustandes sind: stets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtsein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt, und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren ist — mannigfaltige Sorgen, unersetzliche Verluste in meinen Einnahmen, durch die politischen Katastrophen herbeigeführt — meine Stellung in der Gesellschaft, die ich durch einige Jahre *zu viel* cultivirt habe, und von der ich mich jetzt, da sie mir zum Ekel geworden ist, und mich überdies in dem einzigen Genusse, an dem ich noch hänge, stört, nicht loszumachen weiß —

Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt — das Gefühl zunehmenden Alters, und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode; sind das Krankheitsstoffe genug?

Ich habe mich lange geschämt, mit einem solchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken; und da ich Sie doch viel zu sehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu sein, so blieb mir nichts übrig, als zu schweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entschloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir; und da mein Kopf immer noch gutem Rath und freundlichem Zuspruch zugänglich ist, so hätten Sie durch diesen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geschäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, so wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr giebt, und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt, „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Spekulative Meditationen aber, und selbst die beste Poesie, ziehen mich bloß in melancholische Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Bankrutt noch geblieben ist.

Der Umgang mit Fanny, und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich, sind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag selbst das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichsten) Dichter der Vorzeit so treffend schildert. Ich muß Ihnen die Stelle lateinisch mittheilen; Varnhagen mag sie Ihnen übersetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez.

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.

(Es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geschmack herauf, der unter den Blumen uns ängstigt.)

Wenn es so weit gekommen ist, hat man wohl Ursach zu klagen. Doch weihe ich Fanny so wenig als möglich in die Geheimnisse meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener sie bleibt, desto sichrer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen, und Ihrem hellen Kopfe, und Ihrer starken Seele gegenüber, spreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln, oder trösten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen schwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus schrieb, sonderbar kontrastirt. Aber die Vorfälle, die uns am meisten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härtesten trafen, erfolgten auch erst seit dem Ende des November.

Ich suche Hülfe bei Ihnen, und suche sie gewiß nicht umsonst. Sie sind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, schelten Sie mich, schmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihre Schriftzüge sehn; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut sind, daß Sie sich mit meiner Krankheit beschäftigen, daß Sie nicht an mir verzweifeln. Reichen Sie mir diese Arznei recht bald, und rechnen Sie auf die innigste Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.

Gentz.

24.

Wien, den 22. Januar 1831.

Ich erhielt heute Ihren Brief an Fanny, mit dem Einschluß an Mlle. Heinefetter. Als ich Ihr graues Kouvert

sah — der Fürst gab es mir in die Hand — freute ich mich herzlich; als ich aber den Brief öffnete, und nichts für mich, nicht einmal meinen Namen darin fand, ward ich äußerst betrübt, wünschte mir jedoch Glück, den hierin liegenden stillen, bittern Vorwurf schon gestern von mir abgewälzt zu haben.

Fanny, die nie vergessen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfuhren, empfiehlt sich Ihnen verbindlichst. Sie wird in der nächsten Woche das Schweizer Milchmädchen, welches Ihnen so gefallen hat, ich hingegen gar noch nicht kenne, zu ihrem Benefiz geben. Ich bete ihr täglich das Prachtwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da stieg die ganze Venus aus dem Meere." — Da der beste hiesige Tänzer auf Urlaub ist, so sind jetzt die Ballette hier sehr selten; und ich bringe meine Abendstunden, so viel ich deren nur retten kann, mit ihr allein zu. Ich unterrichte sie im Französischen und Deutschen, und erziehe sie wie ein geliebtes Kind. Dies ist das einzige Geschäft, welches Reiz für mich behalten hat; und nur bei ihr vergesse ich manchmal Kummer, Alter und Tod. Ich betrachte sie wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig!

Ich lege einen Brief an Varnhagen bei, der mich durch den seinigen sehr erfreut, und gerührt hat. — Friede, Friede sei mit uns! Ich erwarte mit Sehnsucht den Wiederhall dieser Worte unter einem grauen Kouvert.

Gentz.

25.

Wien, den 8. Juli 1831.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit wir einander nicht geschrieben haben, meine theuerste Freundin; die Schuld

war mein, wenigstens fällt der Schein davon auf mich; denn in der Wahrheit gehört sie ganz der furchtbaren Zeit, in welcher wir leben, und welche zu Mittheilungen, wie die unsrigen, nicht bloß Ruhe und Muße, sondern Besonnenheit und Aufschwung versagt. Es wird immer wilder und finstrer auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eignes, auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthei er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse, durchkreuzen sich so sonderbar, und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben, und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.

Zu den moralischen Plagen gesellen sich nun auch noch materielle Geißeln; und was Revolutionen und Kriege nicht aufreiben, droht die Cholera zu verschlingen.

In solchen Konjunkturen scheint es mir doch rathsam, daß gleichgestimmte Seelen einander manchmal ein Lebenszeichen geben, einander rufen: Was machst du? Was fühlst du? Wie sieht es um dich her, wie sieht es in dir aus?

Daß Sie diese Fragen stillschweigend oft an mich gestellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will sie also, kurz und bündig, wie die schwüle Zeit es gestattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verstanden zu werden; und Sie verstehen mich besser, als ich Sie verstehe. Denn Sie waren stets ein tiefes, räthselhaftes Wesen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchst einfacher Konstruktion, dessen Schwächen und gute Eigenschaften ein scharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir sind, Gott Lob, beide

jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine schöne und edle Empfindung Ihnen fremd ist, der Geist, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie diese Bemerkung parador, oder falsch finden, so widerlegen Sie sie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillschweigen den Schluß gezogen haben sollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchsten Werth legte, so bitte ich Sie, aus diesem Irrthum zu erwachen.

Ich bin gesund; und das ist ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, sehr ungleiche, in jeder Rücksicht, ungleiche Hälften. Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gehört es (mit seltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geschäften, dem Gespräch über die Geschäfte, der Korrespondenz u. s. f. — von 8 bis 11 Uhr der Liebe. Andre gesellschaftliche Zerstreuungen sind nach und nach gänzlich abgeschafft: ich sehe nur noch die wenigen Personen, die ich nothwendig sehen muß.

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr *leide*, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht auf's peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jetzt die schwärzesten aller Schwarzseher geworden sind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unsern nahen Tod zu bereiten.“ — Die *obligate* Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus, und giebt mir vollends den Rest.

Die Abend=Periode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Karakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich die eigentliche Liebe selten recht verträgt. Dies unaussprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und der mich sie finden ließ. — Sie wird in der Mitte des September wieder Berlin besuchen; und ob mir gleich bei dem Gedanken an diese Trennung schon jetzt das Herz blutet, und ich wirklich nicht weiß, wie ich sie diesmal ertragen werde, so kann und darf ich sie doch nicht hintertreiben. Fanny hat in dem verflossenen Jahre bewundernswürdige Fortschritte in ihrer Kunst gemacht; sie ist (nicht etwa bloß in meinem Urtheil) heute die erste Tänzerin in Europa; es steht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; sie wird mich lange, lange überleben, und ich würde frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich auch eine halbe Million besäße, sie ihr morgen verschreiben, sie übermorgen heirathen, und vom Theater wegnehmen könnte; — das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundsätzen müssen die Gefühle, auch die mächtigsten, schweigen. Nichts desto weniger zittre ich vor den drei Monaten, die meiner warten.

Jetzt, meine vortreffliche Freundin, habe ich Ihnen von mir das Interessanteste gesagt, was ich Ihnen zu sagen vermochte. Die Reihe ist an Ihnen. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Schreiben Sie mir, wie der Som=

mer, den Sie so sehr lieben, und aus welchem ich mir gar nichts mache, der mich in diesem Jahre besonders so wenig reizt, daß ich kaum ein= oder zweimal in der Woche ein paar Stunden in meinem Landhause vor der Stadt zubringe (wenn Fanny Zeit hat, mir dort Gesellschaft zu leisten) — auf Sie wirkt. Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's verbindlichste und freundschaftlichste; bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß niemand in der Welt Ihnen treuer und anhänglicher ergeben sein kann, als Ihr alter Freund

Gentz.

Sie erhalten diesen Brief durch Mad. Elßler, Schwägerin der Fanny, die sich drei Monate hier aufgehalten hat. Nur durch eine so sichre Gelegenheit konnte ich mich so frei aussprechen. Der Post ist durchaus nicht zu trauen; und ich bitte Sie, mir, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betrifft, nie anders, als durch unsre Gesandtschaft zu schreiben.

26.

Wien, den 13. November 1831.

M. S. S. N. W. A. M.?

Die Ueberbringerin dieser Zeilen bedarf bei Ihnen, meine vortreffliche Freundin, keiner erneuerten Empfehlung. Sie haben sie bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Berlin mit so ausgezeichneter Güte behandelt, und sie ist derselben so ganz würdig geblieben, daß Sie ihr auch diesmal eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden.

Warum aber geben Sie mir so lange kein Zeichen des Lebens? Warum, als ich in den letzten Tagen des Juli, mich selbst und meine Nachlässigkeit anklagend, an Ihre großmüthige Freundschaft appellirte, ließen Sie mich unerhört? Warum vernahm ich nichts von Ihnen in der traurigen Zeit, wo Entfernung und panischer Schrecken, der selbst die

Vernünftigsten ergriffen hatte, dem Sie aber vielleicht (wie ich) Trotz geboten haben, um das Schicksal Aller, die man liebte, besorgt machten? — Daß Sie mich aufgegeben haben sollten, halte ich nicht für möglich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiente. Es müssen Hindernisse vorgewaltet haben, die Sie mir in wenigen Zeilen — ich bin nicht so unverschämt, einen langen Brief zu begehren, so sehr er mich auch erfreuen würde — anzeigen müssen.

Die Versicherung, daß Sie mir noch gut sind, wird mir jetzt besonders willkommen sein, da ich einem gar traurigen Zeitraum entgegen sehe. Sie erinnern sich meiner Klagen über Fanny's Abwesenheit im vergangenen Jahre. Um zu begreifen, wie mir heute zu Muth ist, müssen Sie wissen, daß seitdem mein Verhältniß mit ihr noch einen viel höhern Grad von Innigkeit und Festigkeit gewonnen hat, daß ich ihrem Umgange alles, rein alles, was nur Unterhaltung, Zerstreuung, Gesellschaft u. s. w. heißen kann, aufgeopfert habe, und daß ich selbst in meinem immer noch gesunden und thätigen Kopfe nicht finden kann, was die schreckliche Lücke auszufüllen vermöchte, die ihre diesmalige Trennung von mir in meinem Herzen zurück läßt.

Sprechen Sie mir ein paar Worte des Trostes zu! Lassen Sie aus Ihrer starken und klaren Seele einiges Licht in das Dunkel fallen, welches mich umgiebt! Gedenken Sie meiner in frohen und in traurigen Stunden! Kein Wechsel der Schicksale löscht das in mir aus, was unauflöslich an Sie bindet Ihren treuen Freund

Gentz.

Grüßen Sie Varnhagen recht herzlich von mir. Man wird einander fremder und immer fremder! Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!

Druckfehler.

Im ersten Theile:

Seite 162. Zeile 9. lies vor statt von.
— 294. — 1. lies outriren statt rutriren.

Im zweiten Theile:

Seite 12. Zeile 18. lies Friedersdorf statt Friederdorf.
— 92. — 2. v. u. lies Girtanner statt Girtomers.
— 181. — 4 lies nah statt nach.



